







Schilderungen der Suaheli

von Expeditionen v. Wissmanns, Dr. Bumillers, Graf v. Götzens, und Anderer.

Aus dem Munde von Suaheli-negern gesammelt u. übersetzt von Dr. C. Velten.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1901.

Seiner Königlichen Hoheit

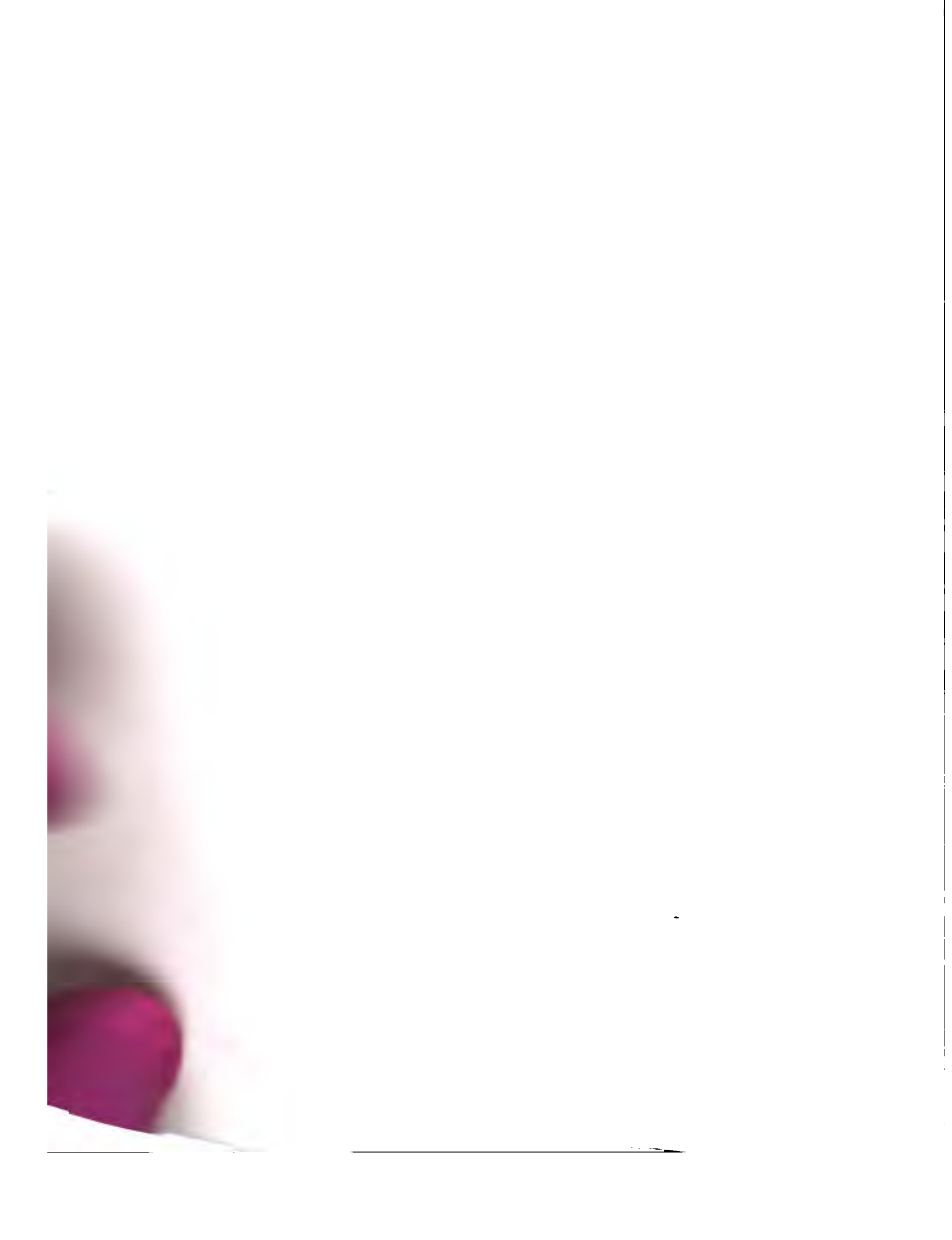
dem

Grossherzog Friedrich von Baden

mit allerhöchster Genehmigung

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

vom Verfasser.



Vorwort.

Diese Reiseschilderungen sind eine Übersetzung der gleich-
tig im Suaheli-Text erscheinenden „Safari za Wasuaheli“
i. Reiseschilderungen der Suaheli. Zum ersten Male treten
r Suaheli als Verfasser von Reiseschilderungen auf. Die
hl der afrikanischen Reiseerlebnisse, von Europäern geschildert,
schon eine stattliche. Sie haben bei dem steigenden Inter-
e für unsere Kolonieen stets eine gute Aufnahme gefunden.
n so interessanter dürfte es sein, auch einmal den Afrikaner
lbst als den besten Kenner seines Landes über das Reisen
selbst und die Sitten und Gebräuche der verschiedenen
tämme zu hören.

Den Anlaß zur Aufzeichnung und Sammlung dieser
eiseschilderungen gab mir der Erzähler der ersten, nämlich
leman bin Mwenyi Tshande. Im Jahre 1893 lernte
h ihn zufällig in Daressalam kennen und gewann bald
efallen an seinen lebhaften und interessanten Erzählungen,
ie hauptsächlich seine einige Jahre vorher gemachten Reisen
ns Innere Ostafrikas betrafen. Nachdem ich ihm öfter
nd stets gern zugehört hatte, kam mir der Gedanke, seine
rzählungen zu Papier zu bringen. Er selbst war gegen
en nötigen Bakschisch gern dazu bereit. So entstand die
rste dieser Reiseschilderungen, der im Laufe der Jahre die
andern folgten.

Über die Erzähler selbst ist Folgendes zu sagen:

Sleman bin Mwenyi Tshande lebt zur Zeit in
Bagamoyo und ist ein mit den Verhältnissen im Innern
Ostafrikas wohl vertrauter Mann. Er hat als Aufseher
und dann auch als Leiter von Karawanen Ostafrika in allen

seinen Teilen kennen gelernt. Seine Schilderung, die ins Jahr 1891 fällt, verdient hauptsächlich dadurch ein erhöhtes Interesse, daß sie uns mit den mühsamen und mit allen Gefahren verbundenen Reisen der Handelskarawanen zu einer Zeit, ehe noch von unserer Schutztruppe geordnete Verhältnisse im Innern geschaffen waren, aufs genaueste bekannt macht.

Der Erzähler hatte sich natürlich nicht wie ein europäischer Afrikareisender Notizen gemacht oder Tagebuch geführt, aber trotzdem wußte er sich in bewundernswerter Weise zwei Jahre später aller Einzelheiten und Namen der Ortschaften sowohl, durch die er gezogen, wie der ihrer Häuptlinge zu erinnern.

Die zweite Reiseschilderung stammt von Selim bin Abakari, einem weit gereisten Manne, der Ostafrika nach allen Seiten durchstreift hat und nunmehr auch von Europa ein gut Teil gesehen hat. Er machte die Expedition des Majors von Wißmann zur Heraufschaffung des Wißmann-Dampfers nach dem Nyassa im Gefolge von Dr. Bumiller mit.

Auch er hatte sich während dieser Reise keine schriftlichen Notizen gemacht und doch war er im Stande, fast 10 Jahre später sich alle Erlebnisse ins Gedächtnis zurückzurufen und sie mir in die Feder zu diktieren.

Von besonderem Interesse sind die Beschreibungen des Empfanges und Aufenthaltes am Hofe des Sultans Merere, sowie die eingehenden Betrachtungen über das Konde-Land und die Sitten und Gebräuche der Wakonde.

Der nächste Bericht ist ebenfalls von Selim bin Abakari; er bietet ihn uns noch unter dem Eindruck einer vor kurzem von Daressalam nach Berlin unternommenen Reise. Die Gewandtheit in Darstellung und Ausdruck wirkt in

ihrem Ganzen so angenehm, daß man beim Lesen dieser Schilderung kaum in dem Erzähler einen schwarzen Landsmann aus Ostafrika vermuten sollte.

Die folgenden Mitteilungen über eine Reise nach Udoe bis Uzigua stammen von dem derzeitigen Lector am Orientalischen Seminar Mtoro bin Mwenyi Bakari her, der zu den gebildetsten und wohl unterrichtetsten Leuten, die wir in Ostafrika haben, gezählt werden darf.

In seiner Reisebeschreibung berichtet er in ausführlicher Weise über jede Einzelheit und weiß interessante Begebenheiten, die er unterwegs erfahren, geschickt einzuflechten. Seine geschichtlichen Notizen sowie die vortrefflichen Aufzeichnungen über Sitten und Gebräuche der Wadoe werden dauernden Wert für uns haben.

Die fünfte Reiseschilderung bilden Aufzeichnungen des im Jahre 1897 verstorbenen Abdallah bin Rashid, der als Trägeraufseher die Durchquerung Afrikas unter dem gegenwärtigen Gouverneur von Ostafrika Graf von Götzen im Jahre 1894 mitgemacht hat. Er schrieb diesen in mancher Beziehung interessanten Bericht kurz nach Beendigung der Expedition nieder. Seine Erlebnisse mögen aber wohl deshalb nicht so lebendig geschildert sein als die der übrigen, weil er bei ihrer Aufzeichnung schon krank darnieder lag.

Die Mitteilungen über Land und Leute in Uzaramu rühren wieder von Mtoro bin Mwenyi Bakari her. Er bietet uns eine Fülle höchst interessanter und wichtiger Einzelheiten über die früheren Verhältnisse in Uzaramu und macht uns mit den Sitten und Gebräuchen der Wazaramu, die im unmittelbaren Hinterland von Daressalam und Bagamoyo wohnen, aufs genaueste bekannt.

Die letzte Reiseschilderung verdanken wir wiederum

Selim bin Abakari. Er begleitete seinen Herrn auf dieser Reise nach Rußland und Sibirien im Jahre 1896. Die ganze Erzählung deutet auf den mit europäischen Verhältnissen nun völlig vertrauten Afrikaner hin. Seine Beobachtungsgabe und sein Erzählertalent sind auch hier wieder bewunderswert.

Was die deutsche Übersetzung dieser Reiseschilderungen anbelangt, so habe ich sie möglichst wortgetreu gestaltet, um den natürlichen Eindruck, den der Suahelitext für jeden Kenner der Suaheli-Sprache hat, so weit als thunlich auch in der Übersetzung beizubehalten und damit auch die des Suaheli nicht Kundigen sich in die naive Denkungsart der Afrikaner hineinleben können. Obwohl der deutsche Stil darunter ein wenig zu leiden hat, hoffe ich doch, daß es mir gelungen ist, allen sich für unsere Kolonieen und ihre Bewohner Interessierenden eine angenehme und zugleich belehrende Lektüre geschaffen zu haben.

Bei den Eigennamen und Ortsnamen ist die Suaheli-Schreibweise beibehalten worden. Über die Aussprache der von dem Deutschen abweichenden Laute ist folgendes zu bemerken:

th	= engl. th	sh	= sch
j	= dj	tsh	= tsch
kh	= ch	gh	= Gaumen r
z	= weiches s	y	= j.

Berlin, im August 1901.

Dr. C. Velten.

Inhalt.

Meine Reise ins Innere Ostafrikas bis zum Tanganyika

von

Sleman bin Mwenyi Tshande bin Mwenyi Hamisi esh-Shirazi.[1])

Bevor ich meine Reise ins Innere Afrikas antrat,[2]) lieh ich mir Waren bei einem Inder. Er sagte: „Gut, du wirst die Waren bekommen, suche dir Träger". Ich begab mich ins Lager und fand sofort 100 Träger und 5 Aufseher. Darauf kehrte ich zum Inder zurück und sagte ihm: „Die Träger sind zur Stelle, packe jetzt die Waren in Lasten". Ich nahm im ganzen für 1200 Realen[3]) Waren und gab den Trägern ihren Lohn, einem jeden 6 gora[4]) Zeug und 5 farbige Tücher. Sie fragten mich: „Bis wohin sollen wir dafür die Lasten tragen?" Ich antwortete ihnen: „Mein Ziel ist Tabora".

Am Tage des Aufbruchs sagte ich zu meinem Karawanenführer: „Wohlan Führer, bringe die Karawane bis vor die Stadt in die Pflanzung." Wir zogen dorthin und übernachteten daselbst. Am nächsten Morgen gingen wir bis zum Ruvu, riefen den Fährmann herbei und sagten zu

---

[1]) Bei den Eigennamen und Ortsnamen ist die Suaheli-Schreibweise beibehalten worden. Über Aussprache siehe Vorwort. [2]) Die Reise fand im Jahre 1891 statt. [3]) 1 Reale = 2 Rupie 8 Pesa = 2,70—2,90 Mark. [4]) Stück Zeug von 30 engl. Ellen.

ihm: „Hole schnell die Boote herbei und setze uns und unsere Lasten über.“ Wir kamen alle, Träger, Aufseher und Karawanenchef heil hinüber.

Unser nächstes Lager hatten wir in Bigiro. Gleich nach Ankunft erteilte ich meine Befehle und sagte zu den Trägern: „Vorwärts Wanyamuesi, legt die Lasten zusammen.“ Sie brachten die Lasten und bauten sie alle an einem Platz auf. „So, nun schlagt das Zelt auf und ihr Aufseher, nehmt einige Stoffe und kauft bei den Eingeborenen Lebensmittel dafür ein. Ihr übrigen Träger baut derweil eine boma[1]), denn hier giebt's genug Diebe.“

Am nächsten Tage marschierten wir nach Viranzi und am dritten schlugen wir unser Lager in Kengeni bei einem Wasserteich auf. Am vierten Tage kamen wir nach Mbuyuni zu den Wakwere. Der Häuptling von Kikwere hieß Mwene Mtaimbo. Ich gab ihm 3 Tücher als Ehrengeschenk. Dafür gab er mir Mehl und ein Huhn. Er ist ein recht böser Geselle, der sehr viele Worte macht, hinter denen jedoch nichts ist.

Von hier zogen wir weiter nach Mbiki, das an einem großen Fluß gelegen ist. Der Häuptling hieß Sadi und war ein freundlicher Mann. Wir gaben ihm 2 Tücher und er schenkte uns Mehl, Reis und ein Huhn. Nun kamen wir in die Steppe bei Sagati, in der weder ein Mensch noch ein Haus zu sehen war.

Nachdem wir übernachtet, marschierten wir weiter nach Msua, dessen beide Häuptlinge Tshamulungu, vom Stamme der Wakwere, und Tongo hießen. Wir gaben ihnen 2 Tücher hongo[2]).

---

[1]) Befestigtes Lager, Dornverhau. [2]) Frühere Abgabe der Karawanen an den Häuptling, durch dessen Land sie ziehen wollten. Mit Einrichtung der deutschen Verwaltung im Innern hat diese Hongo-Zahlung aufgehört. Im Jahre 1891, als diese Karawane ins Innere zog, bestand sie meist noch, da unser Einfluß nicht weit ins Innere reichte.

Von hier kamen wir nach Kisemu, dessen Häuptling barrabarra hieß. Wir gaben ihm 3 Tücher und er erwiderte unser Geschenk mit Mehl und Hühnern.

Von Kisemu erreichten wir Rungerengere. Der Häuptling hieß Masudi. Hier befestigten wir das Lager, da wir r Löwen auf der Hut sein mußten, die um Rungerengere es Jahr als sehr wild bekannt sind. Nachts kamen auch ei ins Lager und ergriffen zwei Träger. Wir erwachten n deren Geschrei, verfolgten die Löwen, schossen unsere ewehre auf sie ab, trafen aber nichts.

Am nächsten Tage erreichten wir Yangeyange, dessen berhaupt Magembe war. Als wir uns näherten, sagte er: Zahlt mir hongo, wenn ihr das nicht thut, werde ich ch bekriegen und euch eure gesamten Waren abnehmen." 0 Tücher, die wir ihm geben wollten, wies er zurück. Wir eigerten uns jedoch mehr zu geben. So kam es zum ampfe. Sie töteten zwei von unseren Leuten und nahmen Lasten mit Waren weg, während wir 3 Mann von ihnen teten.

Am nächsten Morgen zogen wir nach Mikesse weiter, essen Häuptling Matitu hieß. Er sagte uns sofort: „Schickt nir hongo und zwar will ich viele Waren." Wir gaben hm 25 Tücher. Er war wirklich ein schlechter Mensch, der ehr roh mit uns verfuhr.

Wir marschierten weiter und kamen nach Mrogoro zur Sultanin Simba Mwene. Sie sagte zu uns: „Wenn ihr ongo gezahlt habt, bekommt ihr auch die Erlaubnis, euch nach Lebensmittel umzusehen und zu kaufen". Nachdem wir ihr 40 Tücher gegeben, gab sie uns die Erlaubnis.

Am nächsten Tage gingen wir zu Libega nach Viranzi. Er erhielt 6 Tücher als hongo. Als wir hier Nachts schliefen, kam eine Hyäne ins Lager, überfiel einen Mnyamuesi-Träger und riß ihm die Nase weg. Andern Tages kamen wir an den Makata, einen großen Fluß, der sehr

viele Krokodile und Flußpferde birgt. Dem Oberhaupt daselbst, namens Kigongo, gaben wir 3 Tücher hongo. An demselben Tage ging eine Frau Wasser holen zum Fluß und wurde von einem Krokodil ergriffen. Wir liefen schnell hinzu, konnten sie aber nicht mehr retten, da das Krokodil sie bereits weggeschleppt hatte.

Wir zogen weiter und kamen nach Mgomberenga, dessen Oberhaupt Waziri hieß. Die Wasserstelle war etwa 2 Stunden entfernt. Ein Träger erkrankte und die Aufseher sagten: „Wir wollen heute hier rasten.“ Ich mußte mich dagegen erklären, da das Wasser zu weit herzuholen war. Wir gingen daher weiter nach Mkondoa, dessen Wali damals Sefu bin Slemani bin Juma Reami war. Er nahm uns mit solcher Höflichkeit auf, als ob wir an der Küste wären. Am nächsten Morgen ging es weiter zu Mwinyi Msagara. Wir gaben ihr 15 Tücher hongo und erhielten als Gegengeschenk einen sehr großen Ochsen. Den folgenden Tag brachten wir noch bei Mwinyi Msagara zu, als im Nachbarorte plötzlich die Wahehe auftauchten, alles plünderten und mit ihrer Beute ebenso schnell verschwanden, wie sie gekommen waren.

Am nächsten Tage kamen wir nach Kilossa, wo wir keinen hongo zu zahlen hatten. Hinter Kilossa hatten wir einen hohen Berg zu ersteigen, wozu wir 6 Stunden brauchten. Dann kamen wir nach Kidete, das in einer menschen- und häuserlosen Steppe liegt. Der nächste Ort, den wir erreichten, war Tubugwe, an einem Flusse gelegen. Als wir unsere Lasten zusammengelegt und die Zelte aufgeschlagen hatten, ging ein Träger hin und stahl den Eingebornen Mais und Kürbis. Sie ertappten ihn, banden ihn und brachten ihn zu uns ins Lager. Wir gaben ihnen 2 Tücher als Schadenersatz und damit war die Angelegenheit erledigt.

Tags darauf kamen wir nach Mpapua. Als wir unsere Zelte aufschlagen wollten, sagte der Häuptling: „Das ist

:rboten, hier wird nicht gelagert.“ Wir fragten ihn: Warum nicht?“ Er antwortete: „Erst wenn ihr euren ongo gezahlt habt, dürft ihr daran denken.“ Sobald wir m 60 Tücher gegeben hatten, sprach er: „So, nun dürft r euer Lager aufschlagen.“ Nachts kam ein Dieb in unser ager und stahl einen eisernen Kochtopf. Einige von uns :wachten, nahmen ihre Gewehre und schossen den Dieb nieder. urz darauf starb er. Am nächsten Morgen wurde die tachricht dem Häuptling überbracht. Er faßte sein Urteil olgendermaßen zusammen: „Der Mann ist Nachts in das ager der Küstenhändler eingedrungen, um zu stehlen und abei erschossen worden — gut — verlieren wir kein Wort reiter darüber.“ Das sagte er zu seinen Leuten.

Der Weitermarsch ging über Kambi. Dort sind viele Berge und am Fuße eines derselben quillt Salzwasser aus er Erde. Wir kamen nun in die Salzsteppe von Tshunyu ind marschierten 3 Tage lang in derselben, ohne ein Dorf u passieren. Am vierten Tage erreichten wir Kinyazungu, essen Häuptling Nyagaru hieß. Das war der Anfang von Ugogo. Nyagaru schickte seine Geschäftsträger ins Lager, nit denen wir folgendes Gespräch in Kigogo führten: „Wie geht's euch, Küstenleute?“ Wir antworteten: „Gut, wie geht's euch, was wollt ihr?“ Sie erwiderten: „Wir wollen hongo für unsern Sultan, gebt ihm Stoffe und zwar 300 Tücher.“ „300 ist sehr viel,“ sagten wir. Sie erwiderten: „Was wollt ihr denn geben?“ „Wir werden euch 100 geben.“ „O nein, Freunde,“ sagten sie darauf. Schließlich gaben wir ihnen 150 Stück, worauf sie erklärten: „Jetzt ist alles erledigt.“ Als Gegengeschenk brachten sie uns Mawele-Hirse.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter nach Msanga zum Sultan Mabokera. Er sandte sofort seinen Karawanen-chef zu uns ins Lager und ließ uns sagen: „Bringt mir meinen hongo.“ Wir schickten ihm 220 Tücher, denn wir

mußten Wasser und Lebensmittel von ihm haben. E[illegible] erklärte den Boten: „Das ist sehr wenig, ich will da[illegible] Doppelte haben." Es blieb uns nichts anderes übrig, al[illegible] ihm 440 Stück zu geben und schickten zugleich unsre Leu[illegible] hin, um Wasser und Lebensmittel zu bekommen. Wass[illegible] gab er her, aber um die Lebensmittel betrog er uns.

Auf dem Weitermarsche kamen wir zum Häuptling Tshayaya in Madako. Wir schickten ihm 105 Tücher al[illegible] hongo und kauften für 20 Tücher noch Wasser von ihm, denn es war sonst keins zu bekommen.

Hier hörten wir eine sonderbare Löwengeschichte. Es hielt sich ein Löwe in der Gegend auf, der sich fast jeden Tag einen Menschen holte. Am Tag vor unserer Ankunft waren eine Menge Leute ausgezogen, den Löwen aufzuspüren und zu töten. Als sie in den Busch kamen, fanden sie ihn, denn er war mit seiner Beute vom vorigen Tage, einer Frau, nicht weit gegangen. Die Leute hatten sich verteilt. Einer schoß nun auf den Löwen, aber streifte ihn nur. Sofort sprang derselbe auf ihn zu. Als der Nächststehende merkte, daß der Löwe seinen Gefährten ergriffen hatte, wollte er ihn schießen, traf ihn aber nicht, sondern seinen Gefährten. Sobald der Löwe merkte, daß dieser keine Kraft mehr hatte, ließ er ihn los und sprang auf den, der geschossen hatte. Dieser erhob ein fürchterliches Geschrei. Als der dritte das hörte, schoß auch er sein Gewehr ab, traf aber nicht den Löwen, sondern wiederum den, der von dem Löwen gefaßt worden war. Auf sein Geschrei hin ließ ihn schließlich der Löwe los und sprang davon. Der eine war tot, der andere schwer verwundet und starb nach wenigen Stunden, aber der Löwe war entkommen.

Am Morgen marschierten wir weiter zum Häuptling Mabokera in Ungomvia. Wir hatten ihm 250 Tücher als hongo zu geben. An demselben Tage, als wir dort waren, kam ein Trupp Massai, überfiel die Wagogo und nahm

:e Rinder weg. Sie verschwanden ebenso schnell wie sie
kommen waren. Wir schliefen die ganze folgende Nacht
cht aus Furcht vor den Massai, denn wir hatten eine
lenge Waren bei uns. Auch am nächsten Tage noch.
s wir in Mtoni Bubu in der Steppe waren, bauten wir aus
urcht vor denselben ein befestigtes Lager.

Tags darauf kamen wir nach Unyangwira zum alten
äuptling Makenge. Er ließ uns gleich sagen: „Schickt
ir meinen hongo." Wir nahmen 600 Tücher heraus
nd gaben sie ihm. Darauf sagte er: „Morgen dürft ihr
och nicht weiterreisen, Küstenleute." Wir erwiderten: „Warum
villst du uns nicht weiter ziehen lassen, wir haben dir
och deinen hongo gegeben? Warum das?" Er ant-
oortete: „Ihr sollt mir meine boma[1]) bauen." „Sind wir
denn deine Sklaven", fragten wir? Er sagte: „Wißt ihr
nicht, daß ihr so gut wie meine Sklaven seid? Bin ich
nicht dasselbe wie euer Sultan von Zanzibar?" Es
blieb uns nichts übrig als zu sagen: „Zu Befehl Herr, wir
vollen bauen." Am folgenden Morgen zogen wir mit
unseren Äxten aus, um Bäume für die boma zu fällen.
Nachdem dies geschehen, kehrten wir am Nachmittag zurück.
Am zweiten und dritten Tage bauten wir die boma und
am vierten gab er uns Erlaubnis weiter zu ziehen nach
Mtiwe, dessen Sultan ein Sohn Makenge's war. Auch
ihm hatten wir 100 Tücher als hongo zu zahlen.

Der folgende Tag brachte uns nach Kilimatinde zum
Häuptling Massomoka. Er sagte zu uns: „Ihr Küstenleute
gebt mir 1000 Tücher als hongo, dann dürft ihr weiter-
ziehen." Wir lehnten dies ab und gaben ihm 500. Darauf
sagte er: „Ihr müßt mir noch eine Spieluhr geben." „Wir
haben keine", erwiderten wir ihm. „Gut, dann will ich 20
von den besten gefärbten Baumwolltüchern haben," sprach er.
Wir mußten sie ihm schließlich geben.

[1]) Befestigung um seinen Ort.

Nunmehr kamen wir in Muhalala ans Ende von Ugogo. Der Häuptling daselbst war gleichfalls ein Sohn Makenge's. Er erhielt 340 Tücher hongo. Am folgenden Tage erreichten wir Mabunguru Mtoni in der Steppe und am dritten Tage Mwale, dessen Oberhaupt Kilunda war. Er wollte auch hongo haben, wir verweigerten ihn ihm jedoch. Der nächste Ort war Jiwe la Singa, der dem Häuptling Wamba gehörte. Diesem mußten wir 200 Tücher geben.

Wir zogen weiter nach Malwa. Ehe wir noch gelagert hatten, trafen wir mit einer Rugaruga-Schar[1] zusammen, die von Wamba ausgeschickt war. Die Tücher, die wir ihm gegeben hatten, hatten ihm nicht genügt, er wollte uns noch berauben lassen. Wir ließen uns auf einen Kampf mit ihnen ein und töteten ihrer 6, ohne daß sie uns etwas wegnehmen konnten. An demselben Orte blieben wir nicht, sondern kochten nur ab und zogen weiter nach Malwa Madogo.

Nun hatten wir die Steppe Mgunda Mkali erreicht. Die nächsten Tage brachten uns nach Bimbisanda und Ishaya, die gleichfalls in der Steppe liegen. An letzterem Platze ist ein großer Wasserteich mit vielen Krokodilen und Flußpferden. Hier trafen wir wiederum mit einer Rugaruga-Schar zusammen, die vom Sultan Nyungu ya Mawe herkamen. Sie nahmen uns 6 Lasten mit Stoffen und 2 Lasten Pulver weg und töteten 3 von uns Küstenleuten.

Von hier gelangten wir nach Tula zum Häuptling Maganga. Ihm zahlten wir keinen hongo, sondern weigerten uns, da er ein kleiner Häuptling war, der keine Macht besaß. Darauf kamen wir nach Ziwani Nyahua, am nächsten Tage nach Lubuga zum Häuptling Nfilatali, dem wir auch keinen hongo gaben, dann nach Kigwa zum Häuptling Mabokera und nach Überschreiten des Flusses Wala nach Kwihala, dessen Oberhaupt Kasui war. Damit hatten wir die Landschaft Unyanyembe erreicht.

[1]) Söldnertruppe eines Häuptlings.

Am folgenden Tage zogen wir in Tabora ein. Dies ein Komplex von 14 Dörfern. Zunächst kommt man ch Kanyenye, das den Arabern Muhina bin Slemani urubi und Saidi bin Othmani gehörte. Der nächste Ort hieß ahareni, dem Araber Saidi bin Ali gehörig. Der dritte hieß ufita und war Eigentum des Arabers Saidi bin Salum nd des Küstenmannes Mwenyi Menda. Der vierte Ort Ikowani gehörte dem Araber Saidi bin Habibu el-Khafif; er fünfte Bomani dem Araber Seti bin Juma; der sechste Mbugani dem Araber Salum bin Ali; der siebte Tshemtshem em Inder Juma bin Dina; der achte Ngambo dem raber Muhammed bin Nasur; der neunte Mbirani dem raber Ali bin Sultani; der zehnte Malolo dem Araber Rashid bin Salum, der elfte Kwihara dem Araber Abdallah in Nasibu, der zwölfte Gange dem Araber Thani bin Abdallah; er dreizehnte Miemba einem Araberſklaven Farhani bin Othmani und der vierzehnte Ituru dem Araber Mohammadi bin Juma, dem Vater Tipu Tips[1]) und seinem Bruder Mohammed bin Said el-Wardi gehörig.

Diese Araber lebten früher alle an der Küste. Sie waren allmählich den Indern völlig verschuldet und, nachdem sie den Rest ihres Vermögens noch verzehrt hatten, zogen sie nach Tabora, gründeten diese Orte und trieben Sklavenhandel und Ackerbau. Einige von ihnen gingen als Karawanenchefs für Inder ins Innere, entnahmen Geld und Waren beim Inder, blieben aber in Tabora und vergaßen den Inder sowohl wie sein Eigentum gänzlich. Sie

---

[1]) Tipu Tip ist ein Spitzname des früher im Innern so gefürchteten Sklavenjägers. Sein eigentlicher Name ist Hammed bin Mohammed el-Wardi. Tipu Tip selbst giebt an, daß die Eingeborenen ihm diesen Namen vom Knall der Gewehre beilegten, weil er als erster mit Gewehren ins Innere kam. Andere behaupten die Namengebung sei durch das nervöse Augenzucken Tipu Tips verursacht worden.

verlegten sich dann meist auf Reis- und Weizenbau bei Tabora.

Die Inder wurden nun klagbar beim Sultan Seyyid Barghash von Zanzibar. Dieser schickte den Wali[1]) Said bin Salum el-Lemki nach Tabora mit der Weisung, die Araber zur Herausgabe des Eigentums der Inder zu zwingen, denn diese schlugen großen Lärm an der Küste. Als der Wali den Arabern anheimgab, die Waren der Inder zu ersetzen, sagten sie ihm: „Wir besitzen absolut gar nichts.“ Auf der anderen Seite erwiesen sie ihm alle erdenkliche Ehre, jeder hatte Geschenke für ihn, er blieb immer länger und schließlich ließ auch er sich dauernd dort nieder.

Später brach ein Krieg aus mit dem Sultan Mirambo, der gen Tabora zu Felde zog. Der Wali schickte Boten an Seyyid Barghash und dieser antwortete ihm: „Schlagt den Mirambo, Pulver, Gewehre und Blei liefere ich.“ In dem Kampfe mit Mirambo wurden sehr viele Araber getötet, auch der Sultan Mkassiwa von Tabora. Nach dem Tode Mkassiwas erklärten die Araber: „Wir sind allein, was sollen wir jetzt machen? Wir wollen Silanda zum Sultan von Tabora machen.“ Dieser war damit einverstanden und sagte: „Mein Name ist fortan Issike.“[2])

Bald darauf kam es zum Kriege mit dem Sultan Nyungu ya Mawe, der von Kiwere kam, um Issike das Sultanat streitig zu machen. Die Araber standen Issike bei, kämpften sehr tapfer und schlugen Nyungu ya Mawe in die Flucht. Er zog wieder heimwärts und die Araber lebten mit Issike in Frieden weiter.

Später kam Emin Pascha auf Befehl der deutschen Regierung nach Tabora. Er schickte zu Issike und ließ ihm sagen: „Gieb unsere Kanonen und Munition heraus, dann

---

[1]) Statthalter, Bürgermeister. [2]) Der richtige Name ist Issike, nicht Sikki.

ollen wir Freundschaft schließen." Issike hatte nämlich elgischen und deutschen Expeditionen dieselben abgenommen. Er weigerte sich jedoch, versammelte alle seine Krieger um ich, schickte aber dem Pascha eine Menge Lebensmittel und ehr viele Rinder und Ziegen. Emin Pascha ließ ihm antorten: „Deine Lebensmittel wollen wir nicht, gieb uns unser Eigentum zurück zusammen mit dem Flaggenmast des Sultans on Zanzibar, damit wir die deutsche Flagge daran hissen önnen." Den Flaggenmast schickte er, aber das andere nicht. Der Pascha zog darauf unverrichteter Sache weiter.[1])

Bald darauf kam bana[2]) Prince[3]) und kämpfte mit Issike. Er tötete ihn und seinen Anhang. Seine Krieger wurden versprengt und alle seine Leute in alle Winde zerstreut.

Nunmehr war auch die Kraft der Araber gebrochen, sie lagen zu Füßen der Deutschen. Einige von ihnen gingen nach Manyema, andere nach Uganda oder Ruemba, wieder andere kamen zur Küste zurück. Nur vereinzelt sind noch welche da, es sind die, welche nicht ein noch aus wußten. Ihr ungestörtes Dasein in Tabora ist dahin. Sie suchen sich mühsam ihre Nahrung zusammen zu ihrem Lebensunterhalt, aber es gelingt ihnen kaum,[4]) denn die Eingeborenen arbeiten nicht mehr so für sie wie früher. Diese pflanzen nur das Nötigste für sich an, deshalb sind die Lebensmittel auch rar und teuer.

Seit unserer Ankunft in Tabora waren 2 Monate verstrichen, da wir neue Träger anzuwerben hatten. Ehe wir diese erhielten, rückte der dritte Monat heran. Wir hatten jedem Täger 10 Stück Zeug zu zahlen. Eines Tages brachen wir auf und marschierten mit unserer Karawane bis zum Sultan Mtimsi. Am nächsten Tage kamen wir nach Kassekera

---

[1]) Da er nicht genügend Soldaten bei sich hatte. [2]) Herr. [3]) Hauptmann Prince. [4]) Das hat sich seitdem wohl geändert, denn wir haben in Tabora zur Zeit die reichsten Araber Ostafrikas wie z. B. den Wali Sef bin Sad.

zum Sultan Mayole. Der dritte Tag brachte uns nach Talikwa, dessen Oberhaupt ein Munyamuesi, namens Mualabu, war. Hier drang in der Nacht ein Dieb in unser Lager, ohne jedoch etwas zu erwischen. Wir schlugen Lärm, worauf er sich eiligst davonmachte.

Am folgenden Tage erreichten wir Kuigunda, das der Sultanin Ndisha von Ugunda gehört. Als wir ihr 70 Tücher als hongo gaben, sagte sie: „Das ist zu wenig, wenn ihr mir nicht bei weitem mehr gebt, bekommt ihr keine Erlaubnis Lebensmittel für euch und eure Leute einzukaufen.“ Wir gaben ihr nun 80 Stück, die nahm sie an, aber sie gab uns als Gegengeschenk nur ein Huhn und etwas Bataten, das war alles, was wir von ihr erhielten.

Nachdem wir hier gelagert hatten, zogen wir weiter nach Issimbiri zum Häuptling Sigimbi, der ein Unterthan der Sultanin Ndisha war. Auch die folgenden Ortschaften, welche wir passierten und in denen wir lagerten, gehörten noch zum Reiche dieser Sultanin. Es waren die Orte Kakoma, Kinywa Simba und Kassinde. Hier hörte das Land Ndishas auf.

Wir kamen nun an einen großen Steppenfluß Ugalas. Um übersetzen zu können, fällten wir zunächst eine Anzahl Bäume und legten sie in den Fluß. Nunmehr betraten wir die Landschaft Ugala, deren Sultan Kassagura war. Wir gaben ihm 15 Tücher als hongo. Als Gegengeschenk gab er uns so zu sagen nichts, nämlich nur eine kleine Kalabasse voll Honig.

Die nächste Stadt Ugalas, welche wir erreichten, gehörte ebenfalls Kassagura. Der Häuptling derselben, namens Mwana Mlimka, hatte eine Forderung von früher an einen unserer Träger. Sobald wir in den Ort gekommen waren, hatte er ihn, bevor wir noch Lebensmittel und Trinkwasser geholt hatten, ergreifen lassen. Das ärgerte uns Küstenleute

ürlich sehr. Warum hatte dieser mshenzi[1]) so über
sern Kopf weg gehandelt? Sollten wir nicht mit ihm
npfen? Einige von uns sagten: „Es führt zu nichts,
nn wir uns in einen Streit mit ihm einlassen, laßt nur,
r wollen lieber die Angelegenheit gütlich beilegen.“ Am
end erfuhren wir, daß der Träger das Weite gesucht
tte, da er ja nichts besaß, um ihm sein Guthaben zurück=
geben.

Am andern Morgen schickte der Häuptling uns folgende
achricht: „Durch eure Schuld ist mein Schuldner entkommen,
ollt ihr nun für die Forderung aufkommen?“ Wir fragten:
Wieviel sollen wir denn zahlen?“ Er erwiderte: „Meine
orderung beträgt 7 Tücher.“ Darauf sagten wir ihm „es
t gut so“, und gaben sie ihm. Später aber sagten wir
m noch: „Ein anderes Mal mache nicht dergleichen. Kaum
ar der Mann im Ort angekommen, da hast du ihn schon
rgreifen lassen. Das war nicht schön von dir gestern.
Wenn wir schlechte Leute wären, hätten wir Streit mit dir
ngefangen, aber wir lieben den Lärm nicht. Dein Eigen=
um hast du nun wieder.“ Er erwiderte: „Ich bin jetzt
zufrieden, meine Forderung ist beglichen.“

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, zogen wir weiter
nach Ukalala, das noch zu Ugala gehört und dessen Häupt=
ling Mweru Mpambara war. Er sagte uns sofort: „Gebt
mir meinen hongo.“ Wir erwiderten ihm: „Gut, wir
bringen ihn dir morgen“. In der Nacht rissen wir aus,
denn wir hatten keinen großen Vorrat mehr an Stoffen als
hongo zu vergeben. Wir marschierten die ganze Nacht hin=
durch und kamen am Morgen am Flusse Mtambo an. Damit
hatten wir zugleich das Ende der Landschaft Ugala erreicht.

Auf unserer Weiterreise kamen wir nach Ussauwira.

---

[1]) mshenzi, Mehrzahl washenzi, werden von den Küstenleuten alle im Innern wohnenden Völker genannt. Die Bedeutung ist etwa der „Ungebildete, Wilde.“

Der Häuptling dieser Landschaft hieß Simba. Bei unserer Ankunft ließ er die Trommeln schlagen. Wir fragten ihn: „Wozu dies Trommeln, Sultan?“ Er antwortete: „Meine Frau ist gestorben.“ Unsere Träger hatten Angst bekommen infolge des Trommelschlagens.[1]) Sieben Wanyamuesi ließen ihre Lasten im Stich und liefen davon. Wir fragten nun den Häuptling: „Jetzt, nachdem deine Frau gestorben, was willst du nun noch?“ Er erwiderte: „Gebt mir, was zum Leichentuch gehört, um sie zu beerdigen.“ Wir fragten: „Wie hoch belaufen sich die Kosten der Beerdigung?“ Er sagte: „Was ihr mir geben wollt, ich bin mit allem einverstanden.“ Wir gaben ihm 2 Tücher, worauf die Beerdigung stattfand.

Am Abend sagten wir zu ihm: „Sultan, wir haben einige Leute verloren, willst du uns andere geben, die uns unsere Lasten tragen?“ Er antwortete: „Schlaft bis morgen früh und wenn ihr dann hongo bezahlt habt, wollen wir auf die Trägerfrage zu sprechen kommen.“

Als wir ihm am nächsten Morgen 50 Tücher schickten, sagte er: „Was soll das?“ Wir erwiderten: „Das ist dein hongo.“ Er sprach: „Redet ihr die Wahrheit oder treibt ihr Scherz mit mir? Ich bin noch in der Trauer um meine Frau und ihr wollt mich anlügen? Ich will 1000 Tücher als hongo haben, dann erst erhaltet ihr die Erlaubnis weiter zu ziehen.“ Darauf erwiderten wir ihm: „Willst du hongo oder willst du uns berauben?“ Er antwortete: „Wenn ich euch berauben wollte, hätte ich es dann nicht schon gestern gethan? Nun kamen seine Geschäftsträger und sagten: „Wollt ihr Küstenleute wirklich keinen hongo zahlen? Wir verstehen des Sultans Worte recht, aber ihr wollt nur 50 Tücher geben, ihr treibt Scherz und vergeßt ganz, daß dieser ein Sultan ist.“ Schließlich nahmen wir 200 Tücher heraus und gaben sie ihm. Darauf sagte er: „Ich bin nun zufrieden;

[1]) Da sie glaubten, er ließe die Kriegstrommel schlagen.

er das Feuer im Herde meines Hauses mußte infolge des ·des meiner Frau gelöscht werden, wollt ihr mir nicht etwas ben, daß ich dawa (Zauber) machen und neues Feuer anlegen nn? Ihr wollt doch, wenn ihr hierher zurückkehrt, auch vas zu essen haben? Seid ihr nicht etwa wie zu Hause :r?“ Wir erwiderten: „Es ist schon gut, Sultan.“ Dann ben wir ihm noch 3 Tücher und sagten: „Hier sind sie, mit du auch zu einem neuen Feuer kommst.“

Am nächsten Tage marschierten wir nach Ussense, dessen äuptling Kalimba hieß. Er begrüßte uns und sagte: „Was ebts Neues in Tabora? Geht's dem Wali[1]) gut?“ Wir ntworteten: „Es geht ihm gut.“ „Aus welchem Grunde at Issike mit den Deutschen gekämpft?“ Wir erwiderten hm: „Die Veranlassung war, daß er sich zum Sultan aufeworfen hatte und gar kein Sultan war. Dann wollte er ch mit den Deutschen messen, und wie war das möglich? Der Deutsche hat eine Menge Pulver, und Kanonen stehen eder Zeit bereit, wie sollte solch ein Mann dagegen anommen?“ Darauf sagte der Häuptling: „Wir sind die Sklaven der Deutschen jetzt, da wir keine Kraft haben. Wollt hr mir nicht aus freien Stücken ein kleines Geschenk geben? Denn ich will keinen hongo von euch fordern, wie es die andern Häuptlinge noch machen. Soll ich hongo fordern und der bana mkubwa[2]) davon hören und mich strafen? Gebt mir nur wenig, ja sogar sehr wenig, es wird mir genügen.“ Wir gaben ihm 20 Tücher. Sein Gegengeschenk war sehr groß, er ehrte uns, als ob er den bana mkubwa vor sich habe, den er fürchtete, ohne je bei ihm gewesen zu sein.

Darauf kamen wir nach Gongwe zum Häuptling Kakamba. Er nahm uns sehr freundlich auf und brachte uns eine Menge Lebensmittel sowie Fische und dergleichen als Zukost. hongo verlangte er keinen von uns, aber wir

[1]) Dem einheimischen Bürgermeister. [2]) Wörtlich „der große Herr“. Im Innern Bezeichnung für Stationschef.

gaben ihm freiwillig 20 Tücher. Hier waren wir am Ende der Landschaft Ukonongo angelangt.

Auf unserem Weitermarsche kamen wir nach **Mbugani**, einem Ort in der Steppe, wo die **mizimu**[1]) der **Wakonongo** hausen, die Katawi heißen. Weder ein Haus noch ein Mensch war hier zu sehen. Wohl aber gab es sehr viele Tiere und zwar eine Menge Löwen, Leoparden, Hyänen, Büffel, Zebras und Flußpferde.

Die nächste Stadt, welche wir erreichten, war Kawende, deren Oberhaupt Soloma hieß. Als wir uns der Stadt näherten, ließ er das Thor schließen. „Seid ihr Küstenleute in feindlicher Absicht gekommen?" fragte er. Wir erwiderten: „Wir sind Karawanenleute." Er sagte: „Dem ist nicht so, das ist eine Lüge von euch. Ihr seid mit einem Europäer zusammen. Ihr seid absichtlich vorausgegangen und ihn habt ihr hinten gelassen. Wenn ihr in der Stadt seid, kommt er plötzlich auch heran, und dann ist der Kampf da." Wir bestritten dies und sagten ihm: „Wir sind wirklich nicht mit einem Europäer gekommen, wenn du es nicht glauben willst, wir können es beschwören." Er erwiderte: „Was nützt mich euer Schwur? Ich will nicht, daß ihr meine Stadt betretet. Warum baut ihr euer Lager nicht draußen auf und laßt euch die Lebensmittel dorthin bringen? In meiner Stadt will ich euch nicht haben."

Wir legten unsere Lasten also außerhalb der Stadt zusammen, schlugen unsere Zelte auf und sagten den Trägern: „Befestigt das Lager gut, diesem Häuptling ist nicht zu trauen, er will uns unsere Waren rauben." Er bot uns jedoch Lebensmittel zum Kauf an. Dann kochten wir, aßen, legten uns zur Ruhe, aber es ereignete sich nichts.

Am folgenden Tage marschierten wir bis zu einem Fluß in der Steppe, der Mfune hieß. Hier gab es keine Häuser noch Menschen. Wir zogen weiter und kamen nach Kasissa,

[1]) Die Geister der Verstorbenen.

as in der Landschaft Kawende liegt. Der Sultan dieses
)rtes, namens Tshata, nahm uns sehr freundlich auf, stellte
ıns seine Häuser zum Schlafen zur Verfügung und brachte
ns eine Menge Lebensmittel. Wir ahnten nicht im Ge-
ingsten, daß dies nur Betrug war, um uns unsere Waren
u rauben. Nachts als wir eingeschlafen waren, ließ er durch
eine Leute unsere Häuser umstellen und sagte zu uns:
„Küstenleute wacht auf!" Wir riefen: „Sultan, was ist denn
os mitten in der Nacht? Wenn du etwas willst, warum
oartest du nicht bis morgen?" Er sagte: „Der Karawanen-
hef soll herauskommen, ich will ihn sehen, denn ich habe mit
hm zu sprechen." Wir erwiderten: „Bei Gott, warte damit
bis morgen früh." Plötzlich trieben seine Leute zur Eile an
ınd schossen ihre Flinten ab. Nun wußten wir, daß ein
Kampf bevorstand. Wir nahmen unsere Waffen und Ge-
wehre, traten heraus und sahen eine Menge Eingeborene,
auf deren Schießen wir mit unseren Gewehren antworteten.
Einige von ihnen hatten sich hinter unser Haus geschlichen
und es in Brand gesteckt. Da riefen wir alle aus: „Brüder,
nun haben wir gegen zwei Feinde zu kämpfen — gegen
Feuer und Menschen! Was sollen wir machen? Wir
wollen uns teilen; während die Einen Wasser holen, um das
Feuer zu löschen, damit wir unsere Waren herausbekommen,
kämpfen die Anderen mit dem Feinde." Der Kampf dauerte
bis zum Morgen und das Feuer wurde gelöscht. Von
unseren Waren war die Hälfte verloren gegangen. Von
den Eingeborenen lagen 22 auf dem Platze, während von
uns 12 gefallen waren.

Darauf rief uns der Häuptling und sagte: „Mit dem
Krieg sei's zu Ende, wir wollen Frieden und Freundschaft
schließen, euer Eigentum, das ihr verloren habt, werde ich
zurückerstatten, denn ich trage nicht die Schuld daran, sondern
meine jungen Leute. Wenn ihr mir nicht traut, so wollen
wir einen Schwur leisten, wie es bei uns Leuten im Innern

Sitte ist.“ Wir glaubten, er spräche die Wahrheit, wurden aber wiederum von ihm betrogen. Nachdem wir Blutsfreundschaft mit Tshata gemacht und den Rest unserer Waren in sein Haus gebracht hatten, sagte er: „Macht es euch bequem, meine Gäste, gebt jedoch eure Gewehre in Verwahr, denn ich habe meinen Leuten geboten sich ruhig zu verhalten, aber wenn sie euch mit Gewehren sehen, werden sie sich fürchten und samt allen Weibern in die Steppe flüchten. Wer wird dann für uns kochen? Außerdem seid ihr ja doch meine Brüder, weshalb solltet ihr also Furcht haben?“ Darauf gaben wir ihm unsere Gewehre und legten die Pulverhörner ab und als er beides in sein Haus hatte tragen lassen, sagte er: „Nun, ihr Küstenleute, wie steht's denn jetzt mit eurer Tapferkeit? Eure Waffen habe ich euch genommen, womit werdet ihr nun kämpfen? Eure Waren habe ich an mich genommen, wollt ihr nun euer Leben retten oder nicht? Wenn euch euer Leben lieb ist, so geht eurer Wege und sagt nicht, daß euere Waren bei mir liegen. Wollt ihr aber streiten, so bleibt nur hier, ich werde euch sämtlich umbringen lassen, denn die Küstenleute sind alle heimtückische Leute.“

„Einst kam ein Mann von der Küste namens Matuumla hierher, überlistete mich, nahm 20 Elfenbeinzähne von mir mit und versprach mir: „Ich werde dir eine Menge Waren dafür besorgen“. Ich habe ein ganzes Jahr gewartet, aber nichts wieder von ihm gesehen. Heute hat mir mein Gott dazu verholfen, mich eigenhändig schadlos zu halten. Haltet ihr mich etwa auch für dumm? Oder wollt ihr ebenso mit mir verfahren, als ob ich kein Sultan wäre? Wenn ihr eure Waren wieder haben wollt, so schafft mir den Matuumla herbei, damit ich mit ihm abrechnen kann. Ich werde euch eure Leute, die gefallen sind, alle ersetzen und eure Waren, die ihr verloren habt, bezahlen, aber bevor dies geschieht, müßt ihr mit Matuumla herkommen. Liefert ihr ihn nicht her, so bekommt ihr auch nichts, es

ei denn, ihr fangt von neuem den Kampf an. Wenn ihr edoch Krieg mit mir wollt, so müßt ihr mir zuvor sagen assen: „Wir kommen, halte dich bereit". Unter Männern st das Brauch, wenigstens ist es bei uns Leuten im Innern zemein, im Verborgenen zu arbeiten, ich weiß nicht wie es bei euch Küstenleuten ist. Das ist's, was ich euch zu sagen habe; habt ihr's verstanden, so beachtet es genau, ist das nicht der Fall, so habt ihr eure Waren für immer verloren." Wir antworteten ihm: „Wir kennen den Matuumla gar nicht, und trotzdem hast du uns unser Eigentum, sobald du uns gesehen, geraubt, da wir nicht die Stärkeren waren. Du raubst die Leute aus, weil du ein Sultan bist. Hätten wir die Macht in Händen gehabt wie du, so würden wir dich haben ausplündern können. Aber das hilft nun nichts, es gereiche dir zum Glück, zehre unser Eigentum auf, es finde Ruhe in deinem Leibe". Er antwortete darauf: „Ihr sprecht da immer noch weiter, fürchtet ihr euch denn nicht? Warum macht ihr nicht, daß ihr fortkommt? Wozu das viele Gerede? Hält ein Mann sich so lange mit Worten auf? Wenn ihr kämpfen könnt, so kämpft doch mit uns. Habe ich es euch nicht schon bewiesen?" Wir erwiderten ihm: „Sollen wir etwa mit dem Stock kämpfen? Wenn du uns zum Kampfe haben willst, so gieb uns unsere Gewehre zurück, dann wirst du sehen, ob wir kämpfen können oder nicht." Er sprach: „Glaubt ihr denn, ich sei verrückt und gäbe euch eure Gewehre wieder, damit ihr mich nachher niederschießen könnt? Wenn ihr könnt, sucht euch andere und kommt dann zum Kampfe hierher. Nun macht aber, daß ihr fortkommt, denn wenn meine jungen streitbaren Leute zurückkommen, ist es völlig um euch geschehen."

Wir berieten nun unter uns und sagten: „Brüder, sollen wir nicht unsere Wege ziehen? Wir reden, aber der mshenzi (Wilde) hört nicht darauf! Vielleicht hat er überhaupt im Sinn uns zu töten? Unser Vermögen ist ja schon dahin,

kann unser Leben nicht eben so schnell weg sein?“ Einige sagten: „Wollen wir nicht nach Karema und den Europäer benachrichtigen, daß Tshata uns ausgeraubt hat? Aber zu welcher Zeit sollen wir von hier wegzukommen suchen? Am Tage können wir nicht, sonst folgen uns vielleicht die Eingebornen und machen uns unterwegs nieder, es wird das Beste sein, wir gehen zum Sultan und sagen ihm: „Wir richten uns nach deinen Worten, bewahre unsere Waren gut auf, während wir den Matuumla suchen“.

Nachdem wir so übereingekommen, begaben wir uns zum Sultan und sprachen zu ihm: „Du hast wahr geredet, Sultan, wirst du unsere Waren auch wirklich zurückgeben, wenn wir den Matuumla bringen?“ Er erwiderte: „Sage ich etwa die Unwahrheit?“ Darauf sagten wir zu ihm: „Gut, so bitten wir dich Sultan um die Erlaubnis, nachdem wir diese Nacht noch hier geschlafen haben, unseres Weges ziehen zu dürfen, so Gott will, werden wir dir den Matuumla herbeischaffen.“ Er erwiderte: „Ist es nicht das, was ich will? Geht nur schlafen und fürchtet euch nicht. Ruhet bis zum Morgen, dann wollen wir in gutem Abschied von einander nehmen und ich werde euch noch Lebensmittel für unterwegs mitgeben bis ihr ankommt, wohin ihr wollt.“ Wir begaben uns nun in unsere Häuser, die er uns angewiesen hatte. Betrübt und traurig über den Verlust unserer Waren und unsere Brüder, die gefallen waren, setzten wir uns nieder. Ohne jeden Grund war alles geschehen, den Matuumla kannten wir gar nicht.

Noch in derselben Nacht schlichen wir heimlich davon und lenkten unsere Schritte nach Karema. Unterwegs wurde einer unserer Gefährten von einem Löwen angefallen. Was konnten wir gegen einen Löwen machen, da wir keine Gewehre hatten? Womit sollten wir ihn erlegen? Sollten wir nur schreien? Er trug unsern Freund davon, schleppte ihn in den Busch und fraß ihn auf.

Im Laufe des Morgens langten wir in Karema an und trafen den Europäer noch schlafend an. Wir fragten seine Leute: „Wo ist der Herr?" Sie antworteten: „Er schläft noch, aber er wird bald aufwachen." Wir ließen uns nahe der Thüre nieder und als der Herr um 8 1/2 oder 9 Uhr erwachte, fragte er: „He Boy, was giebt's da?" Dieser sagte: „Es sind Küstenleute da, die von Tabora kommen." „Haben sie Briefe für mich, heda, geh hin und frage sie." Wir sagten ihm: „Wir haben keine Briefe, sondern wir sind in Kasissa von dem Sultan Tshata geschlagen und unserer Waren beraubt worden und unsere Brüder haben sie getötet. Wir wollen dem Herrn nun unsere Anliegen vortragen." Der Boy erwiderte: „Der Herr ist jetzt zu Tisch gegangen, setzt euch und wartet, er wird bald hier sein."

Als er kam, sagten wir ihm: „Herr, wir sind von dem Sultan Tshata geschlagen worden". Er erwiderte: „Aber ich habe doch immer gesagt, daß die Küstenhändler erst zu mir kommen sollen! Was habt ihr denn bei dem **mshenzi** gemacht? Aber das ist nun gleich, ich werde Soldaten hinsenden, um ihn zur Verantwortung zu ziehen, weshalb er euch Händler ausgeraubt hat. Einer von euch geht mit meinen Soldaten, um zu hören, was diese mit Tshata verhandeln, damit es später zu eurer Kenntniß gelange".

Es wurde schnell eine Karawane zusammengesetzt und zu Tshata marschiert. Die Soldaten sagten zu ihm: „Du Tshata bist also auch unter die gegangen, welche die Leute ausrauben? Achtest du denn gar nicht die Befehle der Regierung?" Er erwiderte: „Ich habe sie nicht ohne Grund geschlagen, sondern wegen meiner Angelegenheit mit Matuumla, der mir mein Eigentum — 20 Elfenbeinzähne fortgenommen hat." Die Soldaten sagten jedoch: „Das geht uns nichts an, bringe jetzt die sämtlichen Waren der Händler herbei, wie es unser Herr befohlen hat." Als er

merkte, daß die Soldaten mit Gewalt darauf bestanden, gab er ihnen unser ganzes Eigentum, das noch übrig geblieben war, zurück, und sie brachten es nach Karema.

Sobald sie damit nach Karema kamen, ließ der Europäer uns rufen: „Heda ihr Küstenleute, kommt her und schaut zu, ob das die Waaren sind, die euch Tshata abgenommen hat?“ Wir sahen nach und sagten: „Ja Herr, einen Teil hatten wir schon durch Feuer verloren.“ „Gut“, sprach er, „so nehmt denn mit, was übrig geblieben ist.“ Darauf sagten wir zu ihm: „Herr wir müssen Boote haben, um uns und unsere Waren auf dem Tanganyika überzusetzen, denn wir wollen nach Marungu gehen.“ Er erwiderte: „Ich habe keine Einbäume, sondern nur ein europäisches Boot, das zur Zeit nach Marungu unterwegs ist. Wenn ihr Einbäume wollt, müßt ihr euch an die Eingebornen wenden, die haben welche.“ Wir fragten ihn: „Welche Eingeborene sind das?“ Er sagte: „Die Wasipa haben Boote und ihr Häuptling ist der Kaposi.

Am nächsten Morgen nahmen wir Abschied von unserm Herrn und sagten: „Lebe wohl, wir ziehen unserer Wege.“ Wir kamen nun nach Wampembe, wo die mizimu[1]) der Wasipa sich aufhalten. Hierher kommen sie gewöhnlich, um sie anzurufen. Alle ihre Boote liegen auch meist hier. Wir gingen nun zu ihnen hin und sagten: „Wir suchen einen Lagerplatz.“ Sie erwiderten: „Kommt in die Stadt, denn wir sind gut Freund mit den Küstenleuten, unser Sultan liebt sie sehr.“ Wir zogen mit unseren sämtlichen Lasten zur Stadt und dort stellten sie uns ihre Häuser zur Verfügung.

Am nächsten Morgen sagten wir zu ihnen: „Wir suchen Boote.“ Sie fragten: „Wo wollt ihr denn hin?“ Wir erwiderten: „Nach Marungu auf's andere Ufer.“ „Was wollt ihr dort machen?“ Wir sagten: „Wir wollen Elfen-

[1]) Geister der Verstorbenen.

einhandel treiben.“ Sie erwiderten: „Ja, aber wir dürfen
ie Boote nicht hergeben, geht zum Sultan Kaposi, der ist
er Besitzer. Sobald er den Befehl dazu gegeben hat, werden
ir euch die Boote geben, welche ihr haben wollt.“ „Gut“,
agten wir, „so gebt uns jemand, der uns zum Sultan hin-
ringt, damit wir ihn um die Boote bitten.“

Am andern Morgen gaben sie uns einen Mann mit,
der uns zum Sultan Kaposi begleitete. Er ging voraus
und sagte dem Sultan: „Es sind Fremde ins Land ge-
kommen, die dich sehen und ihr Anliegen vorbringen wollen.“
„Gut“, sagte er, „so rufe sie herbei, damit ich erfahre, was
sie wollen.“ Er kam heraus zu uns und sagte: „Der Sultan
läßt euch rufen, aber geht nicht zu vielen hinein, sondern
nur zwei oder drei Leute, denn er ist kein kleiner, son-
dern ein sehr großer Sultan, den alle Leute in allen Län-
dern kennen.“ Wir gingen zu dritt und folgten unserem
Führer. Den Sultan trafen wir auf seinem Throne sitzend.
Zwei Frauen standen zu beiden Seiten von ihm und je zwei
vor und hinter ihm. Die übrigen Leute standen rund um
ihn, er in der Mitte. Eine Kalabasse mit pombe (Bier)
hielt eine Frau in Händen, die ihm von Zeit zu Zeit zu
trinken gab. Als er unserer ansichtig wurde, sagte er: „Wie
geht's euch Leuten von der Küste?“ Wir antworteten: „Es
geht uns gut, Sultan.“ „Wollt ihr pombe trinken? Soll
ich euch welche geben lassen?“ Wir erwiderten: „Wir trinken
keine, Sultan.“ Er sagte: „Ihr fürchtet euch zu trinken,
da ihr Muhammedaner seid. Ist es nicht so?“ Wir sagten:
„Durchaus nicht, wir trinken nicht gern pombe, weil wir
uns vor dem Rausche fürchten, denn, wenn sich jemand be-
trinkt, lärmt er umher und fängt vielleicht Streit mit den
Leuten an und das schickt sich doch nicht für einen Fremden?
Ein Fremder muß sich gut stellen mit den Leuten.“ „Gut,
was wollt ihr denn haben? Soll ich euch ugali (Brei)
machen lassen?“ Wir erwiderten: „Wir danken, aber gieb

uns Mehl, damit wir uns selbst kochen können, wie wir's von der Küste her gewöhnt sind." Wir fürchteten uns nämlich vor Gift, aber wir durften es ihm nicht sagen, da er sonst ärgerlich geworden wäre und uns die Boote verweigert hätte. Er gab uns nun Mehl und Hühner und wies uns Häuser an. Nachdem wir noch Kochtöpfe bekommen hatten, bereiteten wir unsern Hirsebrei selbst zurecht und aßen.

Als wir gegessen hatten, sagten wir dem Manne, der uns zum Sultan gebracht hatte: „Führe uns wieder zum Sultan, denn wir haben ihm noch nicht unser Anliegen mit den Booten mitteilen können. Wir wollen es ihm jetzt sagen, um zu wissen, ob wir von ihm Boote bekommen werden, damit wir beruhigt sein können. Wir gingen nun zum Sultan und sprachen zu ihm: „Sultan, wir bitten dich um Boote, wir wollen ans andere Ufer nach Marungu fahren." „Zu wem wollt ihr denn in Marungu?" Wir erwiderten: „Wir wollen zum Sultan Mlilo, das ist unser Ziel." „Wohlan denn", sagte er, „einigen wir uns also in betreff des Preises für die Boote, die ihr haben wollt. Wieviel wollt ihr mir geben?" Wir antworteten: „Den Preis kennst du selbst, der du doch der Eigentümer der Boote bist." „Wieviel wollt ihr denn haben?" Wir erwiderten: „Wir haben 6 nötig." „Für 6 Boote gebt mir 200 Tücher." „Die Ruderer inbegriffen?" fragten wir. „Doch nicht," sagte er, „der Lohn für diese wird extra berechnet." „Dann fordere nicht so viel, Sultan, denn wir sind deine Kinder," sagten wir ihm. „Gut", erwiderte er, „so gebt mir, was ihr mir geben könnt." „Wir werden dir 50 Tücher geben." „Wie, ihr scherzt wohl," sagte er, „wenn ihr die Boote haben wollt, so redet anders." Darauf erwiderten wir: „Wir werden dir 60 Tücher geben und mit den Ruderleuten vereinbaren wir einen besonderen Preis. Die 60 sollen nur für dich sein." „Gut", sagte er, ich bin

mit einverstanden, aber gebt mir noch ein Gewehr zu.“ ir erwiderten ihm: „O Sultan, du erinnerst uns an ser Unglück! Wo sollen wir ein Gewehr hernehmen? le unsere Gewehre hat uns Tshata abgenommen.“ „So, gte er, ist Tshata so schlecht geworden? Hat er denn gar ine Furcht vor den Europäern? Hat er nicht vernommen, ie sie mit Issike, dem Sohne Kiungi's verfahren haben? ill er dasselbe? Nein, meine Kinder, ich habe nicht geußt, daß ihr beraubt worden seid. Gebt mir also nur eine 60 Tücher.“ Das thaten wir sofort. Darauf sagte : „So, nun einigt euch mit den Bootsleuten, damit sie ich ans andere Ufer zu Mlilo übersetzen und sie selbst hnell zurückkehren können.“

Wir riefen alle Bootsleute und ihren Vormann, namens Rakunganya, herbei. Der Sultan sagte zu ihnen: „Betimmt den Händlern hier euren Lohn, um sie nach dem nderen Ufer überzusetzen.“ Der Vormann erklärte nun: Meine Leute bekommen je 4 Tücher insgesamt und ich für neine Person 5 und einige Tücher, die ich als Kopfbeeckung verwenden kann. Außerdem bitten wir noch um nsere Verpflegung.“ Wir gaben allen je 4 Tücher und em Vormann wie er verlangt hatte.

Am nächsten Morgen brachten wir unsere Waren in die Boote und schifften uns selbst ein. Sie ruderten los. Etwa um 5 Uhr erhob sich ein fürchterlicher Sturm, so daß wir glaubten, es sei um uns geschehen. Die Wasipa sagten zu uns: „Laßt uns schnell zu unsern **mizimu** (Geistern) kommen und ihnen unsere Bitten vortragen, vielleicht läßt dann der Sturm nach.“ Wir eilten so schnell es ging einer Insel zu. Alle stiegen aus und die Waren wurden auch gelandet. „Nehmt ein schwarzes Tuch heraus“, sagten die Wasipa zu uns, „und ein rotes **bendera**-Tuch, sowie eine weiße **shuka** (Tuch) und etwas weiße und rote Perlen, damit wir dies den **mizimu** opfern.“ Wir öffneten schnell

unsere Lasten und gaben ihnen, was sie verlangten, um es den mizimu darzubringen. Der eine mzimu hieß Wampembe. Ihm opferten wir alles, nannten ihn beim Namen und sagten: „Dir Wampembe bringen wir dies alles zum Geschenk, wir bitten dich, uns auf unserer Reise zu beschützen und uns heil und unversehrt zurückkehren zu lassen.“ Wir verweilten noch eine Viertelstunde daselbst, dann ließ der Wind nach.

Nun riefen wir den Bootsleuten zu: „Voran, schnell, laden wir unsere Waren wieder ein.“ Das geschah und wir selbst schifften uns ein. Die Bootsleute ergriffen die Ruder und von neuem ging es vorwärts. Um 12 Uhr Nachts kamen wir auf dem Ufer von Marungu beim Sultan Mlilo an. Da es so spät war, gingen wir nicht mehr an Land, sondern übernachteten in den Booten.

Am Morgen landeten wir, begaben uns zum Sultan und trafen ihn an. Er fragte uns: „Gehts gut bei euch? Seid ihr alle gesund?“ Wir erwiderten: „Danke, es geht uns gut, Sultan.“ „Warum habt ihr denn eure Lasten nicht hergebracht und seid zur Stadt gekommen?“ Darauf kehrten wir zum Strande zurück, um unsere Lasten zu holen. Als wir zurückkehrten, hatte uns der Sultan selbst ein Haus ausgesucht und in Ordnung bringen lassen. Unsere Waren brachten wir dort hinein. Dann fragte er uns: „Nun, Küstenhändler, was wollt ihr?“ Wir erwiderten: „Wir suchen Elfenbein, wenn du welches hast, laß uns Geschäfte machen.“ Er fragte: „Habt ihr Pulver und Gewehre?“ „Pulver haben wir keins“, erwiderten wir, „denn wir sind von Tshata ausgeraubt worden, und es sind uns nur diese Waren übrig geblieben.“ „Gut“, sagte er, „ruhet zunächst bis Morgen früh, dann werden wir uns weiter sprechen.“ Wir begaben uns darauf zur Ruhe.

Nachdem er uns am folgenden Morgen hatte rufen lassen, trafen wir ihn mit einem Elfenbeinzahn von etwa

Meter Länge (kalasha) vor sich und er sprach zu uns:
)ändler, wollt ihr den kaufen!" Wir erwiderten: „Sehr
:n, Sultan, das ist doch nichts Schlechtes?" „Gut", sagte
„so schließen wir den Handel ab." Wir kauften den Zahn
r 20 Tücher und brachten ihn nach unserem Hause. Bevor
r noch aufstanden, brachte er einen $1^1/_2$ Meter langen
ıhn (bori) hervor und sagte zu uns: „Kauft diesen auch."
Wie theuer soll er kommen?" Er sagte: „Ich will 50
icher dafür haben." „Das ist sehr viel", sagten wir ihm.
Vir kauften ihn schließlich für 35 Tücher und schickten ihn
ıch unserem Hause. Dann zeigte er uns einen sehr großen
ıd schönen Zahn, wie sie in Europa beliebt sind. Wir
agten ihn: „Was soll er kosten?" Er sagte: „200 Tücher."
Vir boten ihm 100. „Legt noch etwas zu", sagte er.
.achdem wir ihm noch 10 Tücher hinzugefügt hatten, ließ
: uns den Zahn, und wir schafften ihn nach Hause. Nun
ım er mit einem Zahne, der verdorben war. Wir sagten
)m gleich: „Wozu denn das? Der ist ja ganz schlecht."
:r erwiderte: „Kauft ihn nur, wenn er auch schlecht ist.
Vieviel wollt ihr dafür geben?" „Wir werden dir 10
:ücher geben." „Gut, gebt sie her", sagte er. Damit
atten wir auch diesen gekauft. „So, nun lebt wohl", sagte
r zu uns, „jetzt bin ich müde, morgen wollen wir vielleicht
)eiter handeln."

Am folgenden Morgen ließ er uns rufen und sprach:
„Wollt ihr mir nicht ein Faß Pulver geben, damit meine
Leute in die Steppe auf Jagd gehen können?" Wir gaben
hm eins und kamen überein, daß er uns für das Faß
Pulver einen Zahn geben solle. An demselben Tage holte
:r noch einen Zahn herbei, den wir für 70 Tücher kauften
ınd zu den übrigen brachten.

Anderen Tags, als die Sonne eben 8 Uhr zeigte,
kamen seine Leute, welche in die Steppe gezogen waren,
zurück und sagten: „Wir haben zwei Elefanten erlegt." Als

wir das hörten, bereuten wir, daß wir nur einen Zahn mit ihm ausgemacht hatten, denn unser Pulver hatte ihnen vier Zähne eingebracht. Der Sultan sagte uns: „Wir haben Glück gehabt, euer Pulver hat uns Gewinn gebracht.“ Wir erwiderten ihm: „Gott hat es so gewollt, Sultan.“

Als sie am nächsten Morgen die 4 Zähne zur Stadt brachten, geschah dies mit viel Freudengeschrei, Trommelschlagen und pombe-Trinken. Der Sultan ließ uns rufen und sprach zu uns: „Kommt her und nehmt euch euren Zahn für das Pulver, so wie wir vereinbart haben.“ Wir brachten denselben zu den übrigen ins Haus. „Willst du uns denn diese nicht verkaufen?“ fragten wir ihn. Er sagte: „Ich weigere mich doch nicht? Bringt nur Waren herbei, damit wir handeln können.“ Wir kauften die beiden größten für je 100 Tücher und schafften sie nach unserer Wohnung. Den dritten kleinen bekamen wir für 55 Tücher.

Damit war unser Warenvorrat erschöpft. Was sollten wir nun machen? Unsere Schuld an der Küste belief sich sehr hoch. Ein gut Teil unseres Eigentums war uns bei Tshata verloren gegangen. Das Beste war also, weiter zu handeln und den großen Zahn, den wir zuerst gekauft hatten, an den Europäer, der in Marungu saß, weiter zu verkaufen. Wir thaten das auch und erhielten Waren dafür, Pulver, Gewehre und Perlen. Dann kehrten wir zu unserem Sultan, bei dem wir eingekehrt waren, zurück und setzten den Elfenbeinhandel fort. Er brachte einen sehr hübschen Zahn, denn er hatte unsere Waren — Pulver, Gewehre und Perlen gesehen und war darüber sehr erfreut und sagte: „Das sind tüchtige Leute.“ Wir kauften diesen Zahn für ein Gewehr, 1 Faß Pulver und 10 Tücher. Darauf holte er einen kleinen Zahn herbei und sagte: „Kauft auch diesen.“ Wir erwiderten ihm jedoch: „Bringe lieber große Zähne.“ Er holte einen großen, den wir für 1 Gewehr, 1 Faß Pulver und 20 Tücher kauften und zu den übrigen

hten. Einen andern erstanden wir noch für 20 Tücher.
n kam ein großer an die Reihe, der uns 2 Faß Pulver,
Gewehre und 60 Tücher zu stehen kam. An kleineren
nen kauften wir noch einen für 30, einen anderen
15 und einen ganz kleinen für 10 Tücher. Nun
irte uns der Sultan: „Meine Kinder, mein Elfenbein,
ich besaß, ist zu Ende, wenn ihr noch Waren habt,
de ich euch jemand mitgeben, der euch nach Kabwire
t Sultan Puta bringt.“ Wir erwiderten: „Das ist schön
dir.“

Am folgenden Morgen marschierten wir weiter nach
Sanso, dessen Häuptling Kitula hieß. Wir übernachteten
elbst. Es gab eine Unmenge Fische dort. Die Einge-
renen beschäftigen sich meist mit der Salzbereitung und zwar
großem Maßstabe. Am nächsten Tage kamen wir nach
homa an einen sehr großen Fluß mit unzähligen Krokodilen
d Flußpferden. Der Häuptling von Tshoma hieß Kaputa.
fragte uns: „Wohin wollt ihr Händler?“ Wir sagten:
Wir gehen nach Kabwire.“ „Mit wessen Erlaubnis geht
r denn dorthin?“ Wir erwiderten: „Der Sultan Mlilo
t uns die Erlaubnis gegeben und uns einen seiner Leute
itgegeben, der uns begleitet.“ „Bin ich am Ende ein
klave von Mlilo?“ schrie er. „Ihr zieht durch anderer
ute Länder ohne zu fragen? Was seid ihr für Leute?“
Wir erwiderten ihm: „Kennst du Mlilo nicht?“ Er sagte:
Was weiß ich von Mlilo! Er hat sein Land und ich
as meinige.“ Wir fragten ihn nun: „Was willst du denn
on uns?“ Er sagte: „Ich will hongo haben.“ „Gut,
ie viel willst du denn?“ Er antwortete: „Gebt mir 20
Tücher, dann bekommt ihr die Erlaubnis durchzuziehen.“
Wir holten darauf 20 Tücher hervor und gaben sie ihm.

Am Abend desselben Tages sagte er zu uns: „Gebt mir
Waren auf Kredit. Wenn ihr von Kabwire zurückkommt,
iegt Elfenbein dafür für euch bereit.“ Wir erwiderten

ihm: „Das thun wir nicht. Wenn du uns berauben willst, so thue das, das ist vielleicht besser, aber dir zu leihen, fürchten wir uns. Wenn wir zurückkehren, giebst Du uns doch nicht unser Elfenbein.“ Er antwortete: „Warum traut ihr mir nicht? Wißt ihr nicht, daß Mlilo wie mein Vater zu mir ist?“ Wir sagten ihm nun: „Ruft den Mann des Mlilo herbei, der mit uns gekommen, wenn er uns erklärt „gebt ihm Waren“ — gut, dann werden wir dir welche geben.“ Dieser wurde herbeigerufen. Er hieß Simarambwa. Als er kam, fragten wir ihn: „Sollen wir ihm Waren geben?“ Er antwortete: „Gebt sie ihm, es geht nichts verloren, denn er ist ein Sultan und hat sein eigenes Land.“ Wir gaben ihm 50 Tücher, ein Faß Pulver, ein Gewehr, 2 mani (6 Pfund) Perlen und ein Packet Nadeln und trafen die Vereinbarung, daß er uns 2 große Zähne dafür liefern müßte.

Am nächsten Tage marschierten wir weiter nach Kabwire und trafen den Sultan daselbst an. Das Land selbst ist sehr arm. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Erdnüssen und Maniok. Der Sultan ließ uns kommen und fragte uns: „Seid ihr die Küstenleute, die früher mit der Warugaruschar (Söldner eines Häuptlings; meist Räubergesindel) hierhergekommen sind? hieß der Anführer der Bande nicht Ndoloki?“ Wir erwiderten ihm: „Nein, wir wissen von nichts.“ Er sagte: „Vielleicht haltet ihr ihn verborgen. Ndoloki ist ein guter Freund von mir[1]), wenn ihr ihn kennt — warum haltet ihr ihn vor mir verborgen?“ Wir antworteten: „Sultan, wir kennen den Ndoloki nicht, wir stammen von der Küste und kommen dort her, unser Sultan ist Seyyid Barghash.“ Er fragte weiter: „Was wollt ihr denn jetzt bei mir? Als die Warugaruga mich damals schlugen, dachtet ihr da nicht, ich würde nie wieder in mein Land zurückkehren? Wenn ich euch jetzt euer ganzes Eigen-

[1]) D. h. ich habe noch mit ihm abzurechnen.

m wegnehme, was wollt ihr dann machen?“ Wir ant-
orteten: „Wenn du uns berauben willst, so thue wie dir
liebt, wir sind nicht auf Befehle unseres Sultans hieherge-
mmen, sondern vom Sultan Milo geschickt worden.“ Er
widerte: „Sollte das eine List von Milo sein, daß er mir
lche Leute hierher schickt? Ich stehe doch wie ein Sohn
m Vater zu ihm. Wenn ihr jetzt eure Waren und euer
eben retten wollt, so müßt ihr mir sehr viel hongo zahlen,
ut ihr das nicht, so nehme ich euch alles ab.“ Wir fragten
m: „Wieviel willst du denn haben?“ Er sagte: „Ich ver-
nge 100 Tücher.“ Wir gaben sie ihm, da wir fürchteten,
: würde uns sonst alles nehmen und uns vielleicht noch
bendrein töten. Darauf gab er uns ein Haus, in dem wir
ohnen konnten.

Am folgenden Morgen kam seine Frau zu uns, um
Perlen von uns zu erbitten. Wir gaben sie ihr, da sie die
Frau des Sultans war. Als sie nach Hause zurückkehrte,
ragte er sie: „Wer hat dir die Perlen geschenkt?“ Die
Frau erwiderte: „Die Händler haben sie mir gegeben.“
„Haben sie sie dir umsonst gegeben, oder warst du ihnen
gefällig?“ Sie sagte: „Durchaus nicht, sie haben sie mir
geschenkt.“ Wir saßen in unserem Hause, als wir den
Sultan auf uns zukommen sahen. Er blieb an der Thüre
stehen und sagte: „Händler, ihr habt heimtückisch an mir
gehandelt, indem ihr mit meinem Weibe, der Frau des
Sultans, verkehrt habt.“ Wir erklärten alle: „Bei Gott,
dem ist nicht so, das würden wir nicht wagen.“ Darauf
sagte er: „Beweis sind die Perlen, die ihr ihr gegeben habt.“
Wir erklärten von neuem: „Wir haben sie ihr nur in Gutem
gegeben.“ Er sagte: „Ob ihr sie in guter Absicht gegeben
habt — wie kennt ihr sie überhaupt? Ich glaube, ihr habt
sie ihr gegeben, um sie zu besitzen.“ „So laß ein Gottes-
urteil entscheiden,“ sagten wir ihm, „ob wir etwas mit deiner
Frau gehabt haben.“ Er erwiderte: „Was kann da ein

Gottesurteil helfen?" Nun fragten wir ihn: „Was willst du denn von uns?" Er sagte: „Ihr habt mir Buße zu zahlen für meine Frau, mit der ihr auf listige Weise zusammengekommen seid. Eure Köpfe sind wirklich sehr dick, daß ihr gleich bei der Frau eines Sultans schlafen wollt." „Wie viel sollen wir dir denn geben?" Er sagte: „Gebt mir 50 Tücher." Wir riefen nun alle seine Leute in der Stadt zusammen und sagten zu ihnen: „So macht es euer Sultan, um anderen Leuten ohne Grund ihr Eigentum zu rauben." Sie schnitten uns jedoch das Wort ab und wir hatten 30 Tücher statt 50 zu zahlen.

Darauf sagten wir dem Sultan: „Wir wollen nun zum Elfenbeinhandel übergehen." Er brachte einen großen Zahn herbei, den wir für 50 Tücher, 1 Faß Pulver, 1 Gewehr und 2 Schachteln Perlen kauften. Einen anderen erstanden wir für 27 Tücher und brachten sie zu den übrigen. Einen mittelgroßen kauften wir für 30 Tücher. Ein anderer kam 15 und noch ein kleiner 20 Tücher, eine Schachtel Perlen und 10 Nadeln. Vier Nashörner bekamen wir für 10 Tücher. Zwei andere, die er herbeibrachte, kauften wir für 7 Tücher und 5 Nadeln. Ein einzelnes gab er uns für 1 Tuch und 1 Kopftuch. 20 Flußpferdzähne kauften wir für 7 Tücher und etwas Perlen. Dann brachte er uns noch 3 Wildschweinzähne und fragte: „Wollt ihr die auch noch?" Wir antworteten: „Nein, die wollen wir nicht." „Warum denn nicht? Sind die nichts wert? Ist das nicht dasselbe wie Flußpferdzähne? Wenn ihr euch weigert, sie zu nehmen, wo soll ich sie denn hinbringen?" Wir sagten ihm: „Bewahre sie in deinem Hause auf." Da wurde er böse und sagte: „Gut, dann gebt mir meine Flußpferdzähne, meine Nashörner und mein ganzes Elfenbein zurück und ihr nehmt eure Tücher wieder." Wir erwiderten ihm: „Sultan, was soll denn das heißen? Es schickt sich nicht, daß jemand so handelt! Wohlan denn, was sollen deine Wildschweinzähne

en?" Er sagte: „Ich will 10 Tücher dafür haben."
r gaben ihm diese und brachten alles nach Hause. Plötz-
kam er mit noch drei anderen Wildschweinzähnen, die
keinen Wert haben, hervor und sagte: „Kauft diese
h, ich höre, an der Küste sind sie sehr gesucht, sie sollen
ar wertvoller als Elfenbein sein." Wir mußten lachen
d fragten ihn: „Wie teuer sind die denn?" Er sagte:
auft sie wie die ersten für 10 Tücher." Wohl oder übel
ßten wir auch diese für 10 Tücher mitnehmen.

Als wir ihn am nächsten Morgen fragten, ob es mit
n Handel zu Ende sei, sagte er: „Habt ihr noch Waren?"
ir bejahten dies und darauf brachte er einen kleinen Elfen-
nzahn. Wir kauften ihn für 24 Tücher und 50 Nadeln
d brachten ihn nach Hause. Den letzten erstanden wir
ch für 18 Tücher und 100 Nadeln, und damit war unser
orrat an Waren erschöpft. Wir nahmen Abschied vom
ltan und sagten: „Lebe wohl, Sultan, wir wollen wieder
rückmarschieren zu Mlilo." Er erwiderte: „Gut, ich bin
mit einverstanden, werdet ihr heute noch abreisen?" Wir
itworteten: „Heute nicht, denn die Sonne brennt sehr, wir
erden morgen aufbrechen."

Nachdem wir unsere Lasten gepackt, machten wir uns
n folgenden Morgen auf den Weg. Der Sultan von
abwire hatte jedoch seine Leute vorausgeschickt, die uns in
r Steppe überfallen sollten. Wir kämpften mit ihnen und
teten einen von ihnen. Die Übrigen entflohen. Wir mar-
hierten weiter, bis wir nach Tshoma kamen, wo der
ultan Waren von uns entliehen hatte. Wir kamen glück-
ch dort an und ruhten uns zunächst aus.

Am folgenden Morgen sagten wir zu ihm: „Sultan,
ieb uns unsere Waren zurück, wir wollen weiter ziehen."
r antwortete: „Bleibt heute noch hier, meine Kinder, denn
as versprochene Elfenbein liegt noch in der Steppe, ich
erde Leute hinschicken, die es holen sollen, bis zum Abend

werden sie zurück sein.“ „Gut“, sagten wir, „aber sie müssen sich beeilen, da uns die Sorge um unser Eigentum, das wir bei Mlilo zurückgelassen haben, weiter treibt, denn wir sind schon lange unterwegs.“ Am andern Morgen etwa um 9 Uhr kamen die Leute, welche in die Steppe geschickt worden waren, mit den beiden Elfenbeinzähnen, die der Sultan von Tshoma uns zu liefern versprochen hatte, zurück. Er händigte sie uns selbst ein und sprach: „Seid ihr nun wieder zu eurem Eigentum gekommen.“ „Jawohl Sultan“, erwiderten wir. „Ihr hieltet mich doch für einen Dieb! Habe ich euch euer Eigentum nun nicht selbst zurückgegeben? Was habe ich euch geraubt? Ist nicht der Sultan von Kabwire derjenige, welcher euch beraubt hat?“ Dann brachte er 3 Wildschweinzähne herbei und sagte: „Nehmt diese als Geschenk mit, ihr Leute von der Küste, das thue ich auch, um euch zu betrügen.“[1])

Wir marschierten nun über Kissanso und kamen am übernächsten Tage wieder bei Mlilo an, wo wir mehrere von unseren Leuten zurückgelassen hatten. Als wir einige Signalschüsse abgegeben hatten, kamen sie herbeigelaufen, freuten sich und fragten uns, wie es uns in Kabwire ergangen sei. Wir antworteten: „Gut, aber dieser mshenzi (Wilde) wandte alle List an, uns zu betrügen und zu plündern, aber Gott war nicht mit ihm. Nachdem wir nun glücklich wieder hier angelangt sind, gebt uns Nachricht, was hier passiert ist.“ Sie erwiderten: „Hier ging alles gut, aber als ihr damals abgereist waret, erhielten wir kurze Zeit später Nachricht, daß ihr unterwegs von den Eingeborenen überfallen worden wäret. Ist das wahr oder nicht?“ Wir konnten dies glücklicherweise verneinen.

Am nächsten Morgen rief der Oberste[2]) der Karawane alle seine Leute zusammen und sagte zu ihnen: „Unser

[1]) Ironisch gesagt. [2]) Mit dem Erzähler teilte sich wohl ein anderer noch in die Leitung der Karawane.

Warenvorrat ist erschöpft, was meint ihr, was sollen wir machen?" Wir erwiderten ihm: „Ehe wir uns das überlegen, wollen wir zunächst unser Elfenbein wiegen, um zu wissen wie viel Frasila[1]) wir haben." „Gut, so sagt den Leuten, daß sie das Elfenbein herholen." Wir hingen eine Wage auf und wogen dasselbe. Im Ganzen hatten wir an großen und kleinen, guten und schlechten Zähnen 31 Frasila (1085 Pfund). Darnach meinte er: „Nun, was haltet ihr davon? Können wir unsere Schuld bei den Indern damit abtragen?" Wir erwiderten: „Wie ist das möglich? Noch dazu, da wir um soviel betrogen worden sind!" „Was machen wir denn?" sagte er. „Ist es nicht das Beste, wir fangen von neuem an zu tauschen? Wollen wir nicht einen andern Weg einschlagen und noch weiter vordringen?" Wir erwiderten ihm: „Wir überlassen das alles dir, dem Obersten der Karawane, ist dein Vorschlag gut — so folgen wir und ist er schlecht — so folgen wir auch." Darauf entgegnete er: „Noch bin ich unschlüssig, denn ich fürchte, wenn ich zur Küste zurückkehre, daß mich die Inder verklagen und einsperren lassen, das ist wirklich gewagt. Sollen wir alle von hier weiterziehen? Oder sollen vielleicht einige hier bleiben? Bleiben wir vorläufig einmal bis zum Abend und gehen dann zum Sultan, uns von ihm zu verabschieden und zugleich seinen Rat zu erbitten. Wird er uns überhaupt erlauben weiter zu reisen oder wird er uns davon abhalten? Den Eingeborenen ist ja nie zu trauen." Wir erklärten uns mit seinem Vorschlag einverstanden.

Am Abend begaben wir uns zum Sultan und sagten zu ihm: „Sultan, wir sind zu dir gekommen, um uns zu verabschieden." „Wo wollt ihr denn hin?" erwiderte er. „Wir wollen zur Küste zurück, da unser Handel beendet ist." „So lebt denn wohl, meine Gäste, wollt ihr heute oder

[1]) Das Elfenbein wird in Frasila, 1 Frasila = 35 Pfd. engl., gewogen.

morgen weg?“ Wir sagten: „Wir wollen morgen früh aufbrechen.“

So zogen wir nun sämtlich mit unserem Elfenbein weiter und kamen zunächst nach Sumbu, wo ein Küstenmann, namens Mwenyi Tereka, das Oberhaupt war. Als wir bei ihm ankamen, fragte er uns: „Wollt ihr Fremden hier bleiben oder weiter ziehen?“ Wir antworteten: „Wir wollen weiter.“ Am nächsten Tage kamen wir nach Jyendo. Der Sultan daselbst hieß Kitimbo. Tags darauf brachten wir unser sämtliches Elfenbein zu einem Europäer und sagten ihm: „Herr, wir haben dies Elfenbein auf rechtmäßige Weise erstanden und wollen es verkaufen.“ „Gut“, sagte er, „sehen wir, daß wir handelseinig werden.“ Wir erhielten nach dem damaligen Preise im Innern für jedes Frasila 95 Realen (für 35 Pfund englisch 190 Mark). Wir verkauften ihm unseren ganzen Bestand an Elfenbein. Für die Hälfte nahmen wir Pulver und Gewehre, für die andere Hälfte Perlen, im Ganzen 65 Lasten.

Wegen des Weitermarsches befragten wir nun einen Eingebornen und sagten zu ihm: „Bist du allenthalben hier bekannt?“ Er erwiderte: „Ich kenne die Landschaft Lunda, ferner Luemba, das Kitimkuru gehört, Itawa, wo Samma sitzt, und die Länder der Sultane Kasimbi, Mamba, Mkalikali und Kasembe.“ Wir fragten ihn: „Wo ist der beste Handel?“ Er erwiderte: „Wenn es euch wirklich auf Verdienst ankommt und ihr Freude daran haben wollt, so geht nach Kissinga zum Sultan Mkalikali, dort ist der beste Handel.“ „Ist es weit von hier?“ Er sagte: „Es ist weit, aber seid ihr nicht ausgezogen, um etwas zu verdienen? Wenn es auch weit ist — sollte man deshalb nicht hingehen?“ „Willst du uns denn hinbringen?“ Er erwiderte: „Wenn wir einig werden, komm ich mit.“ „So sage uns, was du haben willst.“ „Gebt mir 15 Tücher und etwas Perlen, die ich meiner Frau und meinen 3 Kindern mitbringen kann, aber

eine Last werde ich nicht tragen, mein Amt soll nur das eines Führers sein, der euch den Weg zeigt." Wir gaben ihm, was er haben wollte und fragten ihn: „Sollen wir heute noch oder morgen aufbrechen?" Er erwiderte: „Das steht ganz in eurem Willen." „So wollen wir uns heute noch mit Lebensmittel für die Reise versehen und morgen weiter ziehen."

Am nächsten Tage marschierten wir bis Pumpe zum Sultan Tshungu. Als wir ankamen, fragte er uns: „Kommt ihr von der Küste her oder von dem Europäer, der hier in der Nähe sitzt?" „Wir kommen von dem Europäer", sagten wir absichtlich und verheimlichten ihm, daß wir von der Küste hergekommen, denn sonst würde er uns beraubt haben. „So tretet näher," sagte er. Darauf gaben wir ihm 5 Tücher als Geschenk.

Nachts kam ein Dieb in unser Lager, um uns zu bestehlen. Wir wachten auf, schlugen Lärm, ergriffen und banden ihn. Am Morgen brachten wir ihn zum Sultan und sagten ihm: „Schämst du dich nicht, Sultan, daß du uns Fremde, die wir als deine Gäste zu dir gekommen und dir Geschenke gemacht haben, in der Nacht einen deiner Leute schickst, um uns unser Eigentum zu stehlen? Fürchtest du dich nicht?" Er erwiderte: „Ich kenne ihn gar nicht. Wenn ihr mir nicht glaubt, so thut mit ihm, was ihr selbst wollt, damit ihr wißt, daß er nicht von mir dazu angestiftet worden ist." „Gut", sagten wir, „wir glauben dir." Darauf kehrten wir wieder in unser Lager zurück.

Im Lager angekommen, überlegten wir, was wir nun mit dem Dieb anfangen sollten. Der Karawanenchef sagte: „Gebt ihm 10 Hiebe, denn wir haben die Erlaubnis seines Sultans dazu. Nachher kann er seiner Wege gehen, denn er hat ja nichts stehlen können." Nachdem er seine 10 Hiebe bekommen, sagten wir zu ihm: „Mach nun, daß du fortkommst. Ein anderes Mal thue nicht dergleichen, sonst wird

es dir sehr schlimm ergehen. Heute bist du mit uns, die wir gute Leute sind, zusammen gekommen, aber morgen gerätst du vielleicht schlimmen Leuten in die Hände, die werden dich töten, denn die Leute sind nicht alle gleich."

Am nächsten Tage marschierten wir nach Mtoni Kavubu, dessen Sultan Kapoma ein Sohn Tshungu's war. Tags darauf hatten wir die Grenze von Luemba erreicht. Hier herrschte der Häuptling Porokosso, ein Sohn von Kitimkuru. Als wir uns seinem Orte näherten, ließ er die Kriegstrommel schlagen und versammelte seine Krieger. Er ließ Pulver unter sie verteilen und gab jedem Kugeln und Pfeile. Sein Geschäftsträger fragte ihn: „Sultan, wo wollen wir denn hin zum Kampfe?" Er erwiderte: „Siehst du denn die Küstenleute nicht herankommen? Sie sind nicht allein, sondern kommen mit einem Europäer zusammen, um mich zu überfallen. Sie sind vorausgezogen, um uns vertrauensselig zu machen, damit wir ihnen das Thor der Stadt öffnen, aber der Europäer folgt ihnen auf den Fersen und fällt in der Nacht über uns her. Das ist ihre List. Ich kenne alle ihre Kniffe." Der Geschäftsträger erwiderte: „Wir wollen Leute hinschicken und sie fragen, ob sie mit einem Europäer oder allein kommen?" „Gut", sagte er, so gehe du mit noch 2—3 Leuten."

Auf diesen Befehl hin begab sich der Vezier mit den Leuten zu uns Händlern und sagte zu uns: „Sagt mir, was euch hierhergeführt hat, damit ich es dem Sultan mitteilen kann. Bleibt aber bei der Wahrheit und lügt nicht." Wir antworteten ihm: „Wir sind hierhergekommen, um Elfenbeinhandel zu treiben und wenn ihr es nicht glauben wollt, so wollen wir uns einem Gottesurteil nach eurer Art und Weise unterwerfen, um euch davon zu überzeugen, daß wir nichts Böses im Schilde führen." Darauf erwiderte er: „Ich habe eure Worte vernommen, wartet, ich werde den Sultan benachrichtigen."

Er teilte diesem nun alles so mit, wie wir es ihm gesagt hatten. Der Sultan sprach zu ihm: „Die Worte der Küstenleute habe ich gehört, saget ihnen, sie sollen hinter die Stadt ziehen und dort ihr Lager aufschlagen. Sie erhalten keine Erlaubnis hinein zu kommen.“ Das wurde uns mitgeteilt. Darauf sagten wir unserem Führer: „Bringe die Karawane dorthin, damit wir unser Lager aufschlagen und das weitere abwarten können. In den letzten Jahren haben es alle Eingeborenen darauf abgesehen, die Leute um ihr Eigentum zu betrügen.“ Wir bauten unser Lager, richteten unsere Zelte auf und sagten zu unseren Trägern: „Nehmt die Äxte, damit wir eine große boma (befestigtes Lager) bauen können, denn wir müssen auf unserer Hut sein.“ Das geschah auch.

Darauf kamen drei Eingeborne zu uns und sagten: „Wir kommen vom Sultan, der uns geschickt hat hongo zu verlangen. Wollt ihr ihm hongo geben oder nicht?“ Wir erwiderten: „Weshalb sollten wir uns weigern? Wieviel will er denn haben?“ Sie antworteten: „Das wissen wir nicht, gebt ihm, was ihr selbst für angemessen haltet. Wir wollen mit euch gehen und euch zum Sultan bringen, damit ihr selbst höret, was er sagt.“ Wir nahmen 20 Tücher, und als wir am Thore ankamen, wurden wir angehalten und uns gesagt: „Ihr wollt ohne Erlaubnis herein? Wozu diese List? Wer hat euch das gesagt?“ Wir antworteten ihnen: „Kommen wir denn allein? Sind denn keine der Eurigen bei uns?“ Darauf sagten sie: „Bleibt hier stehen, bis wir Nachricht zum Sultan geschickt, und er euch die Erlaubnis gegeben hat, dann erst dürft ihr hinein und mit dem Sultan sprechen.“ Wir antworteten: „Gut, so gehet hin.“

Sie gingen hinein zum Sultan und sagten ihm: „Am Thore stehen die Küstenhändler, welche zu dir kommen wollen. Haben sie deine Erlaubnis oder nicht?“ Er fragte: „Was haben sie denn mitgebracht?“ Seine Leute erwiderten: „Sie

kommen mit Tüchern." „Dann laßt sie herein zu mir Was sollten auch zwei, drei Leute machen können?" Sie kamen zu uns, die wir am Thore stehen bleiben mußten, zurück und sagten: „Kommt, wir wollen zum Sultan gehen." Als wir hineinkamen, fanden wir ihn, auf seinem Throne sitzend, Gerichtssitzung abhaltend. Zu beiden Seiten von ihm standen je drei Frauen, hinter ihm drei und vor ihm drei, und eine hatte eine Kalabasse mit pombe (Bier) in der Hand, aus der sie den Sultan trinken ließ. Eine an wehrte ihm die Fliegen ab. Sobald er uns sah, sagt zu seinen Leuten: „Stellt euch auf der einen Seite auf laßt die Händler vorbei und sich hier anreihen." I fragte er uns: „Was habt ihr da mitgebracht?" Wi widerten: „Wir haben Tücher hier, die wir dir zum schenk machen wollen." „Wieviel sind es?" „Im ga zwanzig." „So, das genügt," sagte er, „gebt sie her legt sie vor mich." Darauf fragte er weiter: „Seid ihr her gekommen, oder wollt ihr weiter?" Wir erwide „Unsere Absicht ist es nach Kissinga zu Mkalikali zu g um Elfenbein zu suchen. Wenn du auch welches kaufen wir es dir gern ab." „Wo sollte ich Elfenbein bekommen?" sagte er. „Ich bin arm und beschäftige nur mit dem Anbau von Hirse. Wenn gelegentlich Kü händler hier durchkommen, geben sie mir einige Tücher, ihr mir gegeben habt, damit ich etwas zum Anziehen ha Darauf verabschiedeten wir uns von ihm und kehrten Lager zurück.

Am nächsten Tage kamen wir in eine Steppe, Dshaga genannt wird und in der kein menschliches Wese sehen war. Da wir hier übernachten mußten, legten unsere Lasten nieder, schlugen die Zelte auf und sagten den Trägern: „Fällt Bäume, damit wir eine boma das Lager bauen können, denn es giebt hier eine Me Löwen, Hyänen und Leoparden. Außerdem ist den (

;eborenen, die gern auf Raub ausgehen, nicht zu trauen."
Wir bauten mit dicken Stämmen, die wir eingruben und
nit einander durch dünne Stangen und Stricke verbanden,
:ine starke boma.

Am folgenden Tage erreichten wir Kissinga, das dem
Sultan Mkalikali gehörte. Wir legten unterwegs unsere Lasten
nieder und schickten zwei Leute zu Mkalikali, die ihm die
Botschaft bringen sollten: „Wir haben unterwegs Küsten-
ckgelassen und sind vorausgeeilt, um dir als dem
Landes diese Nachricht zu überbringen und dich
nen die Erlaubnis zu erteilen, daß deine Fremden
adt einziehen dürfen." Er freute sich sehr, als
:e, stand selbst auf und rief drei seiner Leute
ie den Fremden entgegengehen sollten. Er sagte
‚Bringt mir meine Gäste so schnell als möglich
ie trafen uns unterwegs, wo wir uns nieder-
ten und sagten zu uns: „Erhebt euch, Händler
mit uns zur Stadt, ihr werdet vom Sultan ge-
ünscht euch eilig herbei."
ahmen unsere Lasten auf und marschierten weiter.
dt angekommen, wies er uns sofort Häuser an,
unsere Lasten unterbringen konnten. Dann ließen
Leute, die zu den Ersten des Sultans gehörten,
sagten ihnen: „Wir möchten jemand, der uns
brächte, da wir zu unserer Beruhigung gern mit
ien kommen möchten. So lange wir den Sultan
haben, sind wir im Ungewissen." „Gut", sagten
wir wollen Nachricht hinschicken." Sie gingen selbst
igten: „Die Händler wünschen dich zu sprechen,
'ommen oder nicht?" Er erwiderte: „Wozu die
sie einmal in der Stadt drinnen sind, werden
nander sehen. Sagt ihnen das." Sie brachten
tschaft des Sultans: „Ruht euch erst aus, ihr
Sultan später sehen." Damit gaben wir uns

jedoch nicht zufrieden, sondern sagten: „In der Regel verwehrt man dem Fremden bei seiner Ankunft nicht mit dem Herrn zusammenzukommen, das schickt sich nicht. Erst wenn wir ihn gesehen und uns nach seinem Befinden erkundigt haben, wird sich unsere Seele beruhigen.“ „Gut“, sagten sie, „wir wollen zum zweiten male zu ihm und ihm dies mitteilen.“

Sie gingen wiederum zum Sultan und sagten ihm: „Die Händler bestehen darauf dich zu sehen.“ Da bestimmte er: „Ruft sie herbei, damit sie mir mitteilen können, was sie hierher führt.“ Sie holten uns und sagten: „He, ihr Händler, seid ihr bereit, den Sultan zu sehen?“ „Wir sind bereit.“ Da sagten sie: „Sollen wir denn mit leeren Händen gehen? Suchet nur einige große Tücher hervor, die sich für den Sultan eignen.“ Wir öffneten eine Last und entnahmen ihr ein Turbantuch und ein farbiges Baumwolltuch und gingen nun zum Sultan. Wir trafen ihn auf einer Bettstelle sitzend und eine Menge Volks um ihn herum zu seinen Füßen. Er war mit einem Löwenfell bekleidet, eine kleine Axt und einen Speer in der rechten Hand haltend und in der Linken eine Hanfpfeife, aus der er rauchte.

Sobald wir eingetreten waren, sagte er zu uns: „Setzt euch nieder und teilt mir mit, wo ihr herkommt. Ist es euch gut ergangen? Ist euch selbst in der Steppe nichts zugestoßen?“ Wir erwiderten: „Der Reisende muß auf alles gefaßt sein.“ Er forschte weiter: „Wo wollt ihr jetzt hin? Seid ihr hierher zu mir gekommen, so sagt es mir, damit ich weiß, ob ihr meine Gäste seid?“ Wir antworteten: „Wir sind nur zu dir gekommen, ob uns hier Gutes oder Böses trifft, weiter ziehen wir nicht.“ Da sprach er: „Seid willkommen, das ist schön von euch, meine Gäste.“ Wir verabschiedeten uns von ihm und sagten: „Leb' wohl, wir wollen in unser Lager zurück.“ „So geht denn heute, das Weitere wird sich morgen finden, ihr habt ja noch nicht ausgeruht

› gegessen.“ Wir kehrten zum Lager zurück und ruhten s aus.

Am folgenden Morgen schickte er Leute zu uns, um s rufen zu lassen. Wir fanden ihn sehr beschäftigt und gten ihn: „Was hast du Mkalikali?“ Er erwiderte: „Ich be sehr schlechte Nachrichten erhalten, es wird nämlich ıte noch zum Kampfe hier in der Stadt kommen. Haltet rum zu uns.“ Wir erwiderten: „Gut, wir haben die ›tschaft vernommen.“ Darauf kehrten wir in unser Lager rück und sagten zum Karawanenchef: „Was sollen wir ın machen? Gieb uns deinen Rat, denn du bist der erständigste! Hier sitzen wir nun und der Krieg wird auch ıs treffen.“ Er erwiderte: „Was soll ich machen, meine rüder? Wir sind auf Erwerb ausgegangen, entweder ge- innen wir oder verlieren! Gutes und Böses kann uns e und da treffen, uns sowohl wie unsere Gastfreunde und enn wir sterben sollten, so sind wir es nicht allein, sondern ir sterben dann zusammen mit unseren Freunden und wenn ir unser Vermögen verlieren, wird auch das ihrige und das ırer Kinder verloren gehen.“

Am nächsten Morgen um die achte Stunde krachten die rsten Schüsse. Es war Kigongo von Msiri, der ausgezogen ›ar, den Mkalikali zu bekriegen. Wir griffen zu unseren ›ewehren, verteilten uns unter unsere Gastfreunde und traten ereint zum Kampfe heraus. Bis 12 Uhr kämpften wir, he wir sie in die Flucht geschlagen hatten. Wir töteten ı2 Leute und von uns Küstenleuten fielen 6, im Ganzen lieben 75 auf dem Kampfplatze bei Mkalikalis Orte iegen.

Der Sultan ließ uns nachher rufen und sagte: „Nun hr Küstenhändler, was sagt ihr nun? Habt ihr euch wieder beruhigt, oder fürchtet ihr euch, weil wir mit Kigongo ge- kämpft haben?“ Wir erwiderten: „Sultan, können wir kämpfen, wenn wir uns fürchten? Unsere Leute sind gefallen,

ersiehst du nicht daraus, daß wir zu kämpfen verstehen?“ Er sagte: „Fürwahr, ihr habt euch tapfer gehalten, indem ihr mir im Kampfe beigestanden, ohne daß ihr mich kanntet noch ich euch.“ Nun fragten wir ihn: „Sultan, wie steht es denn mit dem Handel? Hast du Elfenbein, so hole es herbei, wenn nicht, so sage es uns, damit wir es wissen. Wir würden sehr erfreut und beruhigt sein, wenn wir hier bleiben und Elfenbein erhalten könnten.“ Darauf erwiderte er: „Ihr sollt euer Geschäft machen.“

Am nächsten Morgen begaben wir uns zur Begrüßung zum Sultan. Er hatte einen großen Elfenbeinzahn vor sich liegen, als wir ihn trafen. Er sagte zu uns: „Nun, Händler, ist das nicht die Ware, die ihr euch wünschtet?“ „Jawohl, sagten wir, „werden wir schnell einig, was soll dein Zahn kosten?“ Er erwiderte: „Ich verlange 100 Tücher, 2 Faß Pulver, 2 Gewehre und 2 Schachteln Perlen.“ „Du forderst sehr viel, mache andere Preise, damit wir handelseinig werden.“ „Gut“, sagte er, „wollt ihr mir nicht sagen, was ihr geben wollt?“ Wir erwiderten: „Wir werden dir 50 Tücher, 1 Gewehr, 1 Faß Pulver und 2 Schachteln Perlen geben.“ „Zeigt mir zunächst mal eure Waren her.“ Als er sie gesehen, sagte er: „Der Handel ist abgemacht.“ Wir nahmen nun den Zahn mit uns und wogen ihn. Es kamen drei Frasila (105 Pfund) heraus. Der Karawanenchef konnte nicht umhin zu sagen: „Dieser mshenzi ist doch dumm, wir haben den Zahn sehr billig bekommen.“

Als wir am andern Tage zu ihm kamen, hatte er 2 Zähne vor sich liegen. Er rief uns entgegen: „Gerade wollte ich jemand zu euch senden, um euch rufen zu lassen, damit ihr euch die Zähne anseht. Da ihr nun schon von selbst gekommen, laßt euch nieder, damit der Handel beginnen kann“. Wir kauften beide Zähne zusammen für 100 Tücher, 2 Faß Pulver, ein Gewehr und 2 Schachteln Perlen und schafften sie nach unserem Hause.

Darauf brachte er einen anderen großen Zahn herbei :d sagte: „Kauft auch diesen.“ „Was soll er kosten?“ : entgegnete: „Wieviel wollt ihr geben?“ „Wir nehmen n für 60 Tücher, 1 Faß Pulver und 1 Gewehr.“ „Gut, gte er, gebt die Waren her.“ Wir öffneten eine Last und ben ihm so wie wir gesagt hatten. Darauf sagte er: „So, n ist der Handel beendigt, nehmt euer Elfenbein.“ Wir achten die Zähne nach Hause.

Nachdem wir die Nacht in unserem Lager verbracht itten, ließ er uns am nächsten Morgen rufen und sagte zu is: „Händler, leiht mir eure sämtlichen Waren, ich werde ich später das Elfenbein dafür zusammen geben.“ Wir itgegneten ihm: „Sultan, was soll das denn heißen? Wir rmen Händler sollten dir, dem Besitzer dieses Landes, Waren ihen?“ Er erwiderte: „Gebt sie nur her, habt keine Furcht, h betrüge euch nicht, ich werde euch eure Waren zurück-rstatten.“ Wir begaben uns nun in unser Lager, um uns ie Sache zu überlegen.

Unser Karawanenchef sagte zu uns: „Geben wir ihm ie Waren und lassen es auf gut Glück drauf ankommen, er ann es nicht auf Raub abgesehen haben.“ Wir nahmen alles, vas uns noch übrig blieb, brachten es zu ihm hin, und sagten: ‚Aber Sultan, wir bitten dich, mache schnell und halte uns nicht ange hin, denn wir sind schon sehr lange unterwegs und diese Waren gehören nicht uns, sondern sind Eigentum der Inder. Wir haben sie nur geliehen, und sind hierher gekommen Handel zu treiben und Gewinn zu erzielen.“ Er erwiderte: „Ihr sollt nicht lange warten, ich werde euch euer Elfenbein in den nächsten Tagen geben, wenn meine Leute, die ich mit Nachrichten zu meinem Sohne gesandt habe, zurückgekehrt sind. Sie kommen mit Elfenbein zurück, ganz gewiß nicht ohne solches.“ Darauf erklärten wir: „Gut, wir sind damit einverstanden.“

Zwei Tage warteten wir ab, am dritten gingen wir

zum Sultan und sagten zu ihm: Unser Termin läuft heute ab, gieb uns unser Elfenbein zurück, damit wir weiter ziehen können.“ Nun sagte er: „Ja, wißt ihr denn nicht, was geschehen ist?“ Wir fragten: „Was giebts denn?“ Er erwiderte: „Einer eurer Träger ist eines Tages zu unsern Gräbern hingegangen, und hat dort seine Notdurft verrichtet, wißt ihr nicht, daß das sehr schlecht ist? Oder schickt sich das am Ende bei euch? Habt ihr da noch etwas von mir zu verlangen? Geschieht das nicht deswegen?“ Wir erwiderten ihm: „Wäre es nicht recht gewesen, als das geschah, es uns mitzuteilen, damit wir es gut machten? Du willst uns mit List um unser Hab und Gut bringen, weil du es geliehen und nun kein Elfenbein zum Zurückzahlen hast.“ Er sagte: „Nicht deswegen geschieht es, sondern, wie gesagt, weil es schlecht von dem Träger war.“ Darauf entgegneten wir: „Wird denn ein Kind, welches sich vergeht, nicht zurechtgewiesen?“ Da wir nichts ausrichten konnten, überlegten wir, was nun zu machen wäre.

In der Nacht noch schickten wir fünf von unseren Leuten zum Sultan Kigongo von Msiri, die diesem mittheilen sollten, „Mkalikali hat uns unsere Waren geraubt, wir klagen ihn dieserhalb bei dir an und bitten dich uns schnell Leute zu schicken, die uns zu unserm Rechte bei Mkalikali verhelfen.“

Zwei Tage darauf kamen die Krieger von Msiri zusammen mit unseren Leuten, schossen ihre Gewehre ab, drangen in die Stadt ein und begaben sich zum Sultan und sagten zu ihm: „Mkalikali, du hast die Händler beraubt, gieb ihnen ihr Eigentum sofort zurück, eher werden wir nicht von hier weichen.“ Darauf erwiderte er: „Gut, ich werde es ihnen wieder einhändigen.“ Er ging in sein Haus und holte nun große und kleine Elfenbeinzähne hervor, im ganzen 5 Stück und sagte: „Hier ist das Eigentum der Küstenhändler.“ Wir nahmen das Elfenbein an uns und gingen zum Lager.

Am nächsten Morgen wogen wir das gesamte Elfenbein und erhielten etwas über 40 Frasila (1400 Pfund). Unser Karawanenchef sagte nun zu uns: „Jetzt wollen wir die Reise zur Küste antreten, denn ich sehe, wir können die Inder bezahlen und behalten auch noch etwas Gewinn für uns übrig.“ Wir fragten ihn: „Welchen Weg sollen wir jetzt einschlagen?“ Er erwiderte: „Wir wollen über Iramba gehen.“ Wir kamen auf dem Rückmarsch auch nach Iramba, dessen Sultan damals Gongotembo hieß. Wir hielten uns nur einen Tag daselbst auf und kamen nach Kikuyu und dann nach Kidete und zuletzt nach Tshaga, die alle drei in der Steppe liegen. Am folgenden Tage erreichten wir Luembo, dessen Häuptling Mkoresumo war. Tags darauf waren wir beim Sultan Tshewe. Er fragte uns: „Welchen Weg wollt ihr Händler nehmen? Kommt ihr bei meinem Vater vorüber?“ Wir fragten ihn: „Wer ist denn dein Vater?“ Sie antworteten: „Wißt ihr denn nicht, daß ich ein Sohn Kitimkurus bin?“ Wir blieben bei ihm und er nahm uns sehr gastfreundlich auf.

Der folgende Tag brachte uns nach Makomba. Es war das ein großer Wasserteich in der Steppe, aber Menschen und Häuser waren keine da. Dann kamen wir nach Mweru, wo es viele Flußpferde und Krokodile und alle Arten von Fischen gab. Am folgenden Tage langten wir bei dem Sultan Kitimkuru, dem Besitzer jenes Landes, an.

Als wir in seiner Stadt ankamen, wies er uns Häuser an und ließ uns mitteilen: „Saget den Händlern, sie sollen herkommen. Wo kommen sie eigentlich her? Sie sind nicht auf dem gewöhnlichen Karawanenweg gekommen, den andere Leute nehmen, sondern haben einen ganz eigenen Weg eingeschlagen.“ Wir begaben uns zu ihm und fanden ihn von einer Menge Volks umgeben. Er sagte zu uns: „Wie geht's, ihr Händler? Habt ihr die Nachricht schon vernommen?“ Wir erwiderten: „Wir haben nichts gehört.“ Darauf sagte er: „Mein Sohn

ist gestorben, ich will nun, daß ihr die Kosten des Begräbnisses tragt, damit ich ihn beerdigen kann." Wir erwiderten: „Wo sollen wir das hernehmen? Wir kommen aus dem Innern und nicht von der Küste." „Ganz gleich," sagte er, „was soll ich sonst machen? Mein Sohn ist gestorben, gehet nun hin und überlegt euch die Sache. Haltet mir keine unnützen Reden, sondern bringt mir so schnell als möglich das Gewünschte herbei."

Im Lager angekommen, überlegten wir, was wir nun anfangen sollten. Schließlich nahmen wir von unserem Vorrate 5 Tücher und brachten ihm diese hin. Da sagte er zu uns: „Ihr seid doch zu dumm uud habt zu wenig Verstand! Mir, dem großen Sultan, wollt ihr 5 Tücher geben?" Wir erwiderten: „Was sollen wir machen? Unsere Waren sind zu Ende." „Gut," sagte er, „wenn die alle sind, komme ich und hole mir eigenhändig, was mir gefällt." Darauf kehrten wir zum Lager zurück, nahmen einen Elefantenzahn, überreichten ihn ihm und sagten: „Bestreite hiermit die Begräbniskosten für deinen Sohn." Er freute sich sehr und gab sich damit zufrieden.

Am folgenden Tage marschierten wir weiter durch Luemba und gelangten schließlich nach Mambwe, dessen Sultan Fambo hieß. Es ging uns hier sowohl wie bei den Sultanen Tingamanda, Kassonso und Kakungu gut und es stieß uns nichts zu.

Als wir die Landschaft Mambwe verlassen, kamen wir nach Unyamwanga. Der Sultan daselbst hieß Kanamlilo. Erst nahm er uns freundlich auf, aber gegen Morgengrauen ließ er plötzlich die Kriegstrommel schlagen und griff uns mit Gewehrfeuer an. Es fielen zwei von uns im Kampfe. Sie nahmen uns einen Elefantenzahn und eine Last mit Lebensmittel fort. Gegen Mittag war der Kampf beendet. Auf unserem Weitermarsche kamen wir zu den Sultanen

ambi, Serengeni und Mtanga Holile. Bei dem letzteren örte die Landschaft Unyamwanga auf.

Wir kamen nun in die Landschaft Ubungu und lagerten ei den Sultanen Mamsanya, Kiranga und Muhalule. Damit war auch diese Landschaft zu Ende.

Die nächste war Kiwele und der Sultan der ganzen Landschaft hieß Mtwale. Wir kamen zunächst zu dem Unterhäuptling Nyungu ya Mawe. Nachdem wir ganz unbehelligt in unserem Lager geschlafen hatten und am folgenden Morgen weiterziehen wollten, untersagte er uns dies und sprach zu uns: „Ihr habt keine Erlaubnis fortzugehen. Wenn ihr weiter ziehen wollt, so schickt Nachricht und schafft mir den Amri bin Sultani herbei, denn ich habe ihm mein Elfenbein zur Küste mitgegeben, aber er ist nicht wieder zurückgekehrt. Vorläufig habt ihr also keine Erlaubnis, euren Marsch fortzusetzen.“ Wir erwiderten ihm: „Redest du die Wahrheit da oder scherzest du mit uns? Wir wissen nichts davon, daß du ihm dein Elfenbein gegeben hast, denn wir waren nicht dabei. Willst du es uns vergelten lassen, weil wir dir keinen Widerstand entgegensetzen können?“ Er sagte darauf: „Was nützen mir eure Worte? Ihr redet in den Wind, ich verstehe nichts von alledem.“ Endlich nach zweitägigem Hin- und Herreden gelang es uns, den mshenzi zu überreden, daß er uns ziehen ließ.

Auf dem Weitermarsche kamen wir nach Simbo und Itumba. Der Sultan von Itumba hieß Kiromo. Wir blieben vier Tag daselbst, um Feldhacken, die wir als hongo für Ugogo gebrauchten, zu kaufen. Am fünften Tage marschierten wir weiter und kamen nach Mtoni Kululu in der Steppe. Zwei Tage zogen wir durch diese, ehe wir aus Kululu heraus waren.

Der folgende Tag brachte uns nach Mtabulo, dem Anfang Ugogo's. Der Häuptling von Mtabulo hieß Malegehe. Wir gaben ihm 40 Hacken als hongo und zogen

am nächsten Morgen weiter nach Koko zum Sultan Magimba. Dieser erhielt 30 Hacken. Der nächste Ort, den wir erreichten, war Isseke, das dem Häuptling Mirimo gehörte. Ihm hatten wir 60 Hacken zu geben. Nachdem wir einen Tag durch Steppe marschiert waren, kamen wir am nächsten Tage nach Kanyenye. Der Sultan daselbst hieß Magomba. Als wir ihm 50 Hacken hongo geben wollten, lehnte er sie ab und sagte: „Ihr sollt mir mein Feld bestellen?" „Wir erwiderten: „Sind wir deine Sklaven geworden? Wir sind doch Karawanenleute und keine Feldarbeiter!" Er sagte: „Wo werdet ihr denn die Erlaubnis zur Weiterreise her bekommen? Ihr sollt sie nicht eher haben bis mein Feld vollkommen in Ordnung ist." Darauf entgegneten wir ihm: „Wenn du uns berauben willst, ist es da nicht besser es gleich zu thun?" Er sagte: „Die richtige Antwort habt ihr mir noch nicht gegeben. Wißt ihr nicht, daß es hier schon vielen Menschen das Leben gekostet hat?" Darauf erklärten wir: „Dann ist's besser, daß du uns gleich tötest." „Gut", sprach er, „ihr werdet also hier bleiben."

Fünf Tage verstrichen, am sechsten kam es zum Kampfe, der den ganzen Tag über dauerte. Von uns fielen sechs Mann und ihnen töteten wir neun. Am folgenden Morgen hißte er eine weiße Flagge, um Frieden von uns zu erbitten. Er sagte nun zu uns: „Ich wollte nur versuchen, ob ihr überhaupt kämpfen könnt oder nicht. Ich habe aber eingesehen, daß ihr recht tapfer seid. Gebt mir jetzt hongo, dann dürft ihr weiter ziehen." Das lehnten wir rundweg ab, da wir in Folge des Kampfes erbittert waren. Wir sagten ihm: „Scher dich deiner Wege, oder wir geben dir Pulver und Blei als hongo."

In derselben Nacht noch rückten wir aus und marschierten die ganze Nacht hindurch über Mbuyuni in der Steppe nach Ikunsi. Der Sultan daselbst hieß Mniansaka. Wir gaben ihm 50 Hacken als hongo. Er lehnte sie

jedoch ab und sagte: „Ich habe da eine kleine Arbeit, die ihr mir machen könntet. Das soll mein hongo sein.“ „Was für eine Arbeit ist das?“ Er erwiderte: „Baut mir eine **boma** und wenn ihr damit fertig seid, könnt ihr weiter ziehen.“ Wir fragten ihn: „Willst du es mit uns machen wie dein Nachbar?“ Er sagte: „Macht keine unnötigen Redensarten, ich will nur, daß ihr meine boma baut. Das ist's, was ich euch zu sagen habe, ob es euch nun gefällt oder nicht.“ „Gut“, erwiderten wir, „wir wollen es uns überlegen.“ Wir hielten Rat und kamen zu dem Entschluß, daß es das beste für uns sei die boma zu bauen, da wir in Folge der vielen Streitigkeiten auf unserer Reise im Innern des Kämpfens müde waren.

Wir nahmen also am nächsten Morgen unsere Äxte, fällten Bäume und kehrten damit zurück. Darauf fragten wir den Sultan: „Zeige uns wo wir die boma hinbauen sollen.“ Er erwiderte: „Ist dies nicht meine Stadt? Befestigt sie rund herum.“ Wir machten uns nun an die Arbeit und in 9 Tagen war die boma fertig. Dann verabschiedeten wir uns und sagten: „Lebe wohl, wir wollen nun weiter ziehen, denn unsere Arbeit ist beendigt.“ „So“, sagte er, „und ihr gebt mir keine Geschenke?“ „Was sollen wir dir denn noch geben? Wir sind übereingekommen, daß wir die boma bauen sollten, heute ist sie fertig, ist das nicht genug?“ Er erwiderte: „Gebt mir noch einige Hacken, wenn es auch wenige sind.“ Nachdem wir ihm noch 20 Hacken gegeben, war er endlich zufrieden.

In der Nacht wurde einer unserer Träger von einem Leoparden ergriffen. Er riß ihm aber nur ein Ohr weg, da er auf unser Geschrei hin den Menschen wieder fallen ließ.

Auf unserem Weitermarsche kamen wir zum Sultan Mawala. Nachdem wir uns gelagert hatten, schickten wir ihm seinen hongo, aber er weigerte sich ihn zu nehmen. Wir sagten zu

ihm: „Was soll denn das heißen?“ Er erwiderte: „Ich wünsche, daß ihr mir auf meinem Zuge gegen die Wahehe Beistand leistet, das soll mein hongo von euch sein, denn die Wahehe haben uns in letzter Zeit häufig Nachts überfallen und unser Vieh weggeschleppt, bis nichts mehr übrig geblieben ist.“ Wir erklärten ihm: „In Krieg können wir uns nicht einlassen. Wir sind ausgezogen, um Handel zu treiben, aber nicht um zu kämpfen.“ „Gut“, sagte er, „ihr habt keine Erlaubnis weiter zu ziehen.“

Wir begaben uns nach unserem Lager und rückten in der Nacht aus und kamen nun, nachdem wir Marwa passiert hatten, in die Marenga Makali, eine öde Steppe, in der weder ein Haus noch ein Mensch zu sehen ist. Wir marschierten weiter über Kilimatshanenge und betraten bei Tutumi die Landschaft Kutu. Der folgende Tag brachte uns nach Mgazi. Der Sultan daselbst hieß Muhunzi und nahm uns sehr freundlich auf. Dann erreichten wir Kiperepetu, dessen Häuptling Kirengawana war. Am folgenden Tage kamen wir nach Muiyombo zum Häuptling Mangwatwa. Von hier zogen wir nach Mbamba zum Häuptling Kiratu. Schließlich kamen wir über Kole nach Mbwiga zum Häuptling Mgeremela und dann nach Kirengwe zum Häuptling Mkunguze. Nirgendwo hier hatten wir mehr hongo zu zahlen. Sobald wir Ugogo verlassen hatten, war es damit zu Ende, da sich die Eingebornen jetzt vor dem Europäer fürchteten hongo zu erheben. Die Deutschen waren nämlich unterdes ins Innere weiter vorgedrungen und hatten Stationen daselbst angelegt, um ein wachsames Auge auf die Sultane zu haben, welche unterwegs die Karawanen ausraubten, ihnen ihre Leute wegschleppten und von andern hongo erhoben. Als wir jetzt hier durchzogen, brauchten wir nur an Essen und Schlafen zu denken, unnütze Ausgaben wie vordem gab es nicht mehr.

Wir kamen nun nach Kidunda zum Häuptling Mgumba

und erreichten am nächsten Tage den Rufiji, der sehr groß ist und eine Menge Krokodile und Flußpferde beherbergt. Der Häuptling, bei dem wir lagerten, hieß Korogero. Unser Karawanenchef erkrankte daselbst, so daß wir uns gezwungen sahen, sieben Tage dort zu bleiben, am achten erholte er sich etwas. Wir nahmen ihn mit auf den Marsch und allmählich ging es wieder etwas besser. Wir marschierten weiter bis Mouha zum Häuptling Makuka. Tags darauf hatten wir bei Luguru eine Menge Berge und Hügel zu ersteigen, so daß wir einander verloren. Wir lagerten völlig getrennt, die Einen auf dem Berge, die Andern im Thal. Am nächsten Tage erst um 9 Uhr fanden wir uns alle wieder zusammen.

Am folgenden Morgen kamen wir an ein sehr großes Gewässer, den Ziwa la Manse-See, der eine Menge Flußpferde und Krokodile und viele Fische enthält. Mitten im See haust eine sehr große Schlange, nondo genannt. Die Leute fürchten sich derart vor dieser Schlange, daß sie es nicht wagen, mit Booten auf diesem See zu fahren.

Nachdem wir am nächsten Morgen Lowela passiert hatten, schlugen wir einen andern Weg ein, um nach Bagamoyo zu kommen. Über Sungwi, Mtoni kwa Kidunda und Mpangile gelangten wir nach 4 Tagemärschen an den Ruvu. Wir durchwateten denselben und das Wasser reichte uns bis zur Hüfte. Dann übernachteten wir bei dem pazi (Dorfältesten) Mrombwa.

Nachdem wir uns ausgeruht hatten, marschierten wir weiter nach Yombo und kamen Tags darauf in Dunda beim pazi Djaha an. Der Ort ist von einem großen Wald umgeben. Die Häuser sind ganz in den Busch gebaut, ja sogar die Felder liegen im Busch versteckt. Wenn Jemand sich dem Orte nähert, merkt er nichts davon, bis er sich plötzlich mitten drinnen sieht.

Am nächsten Morgen kamen wir nach Nsole. Von dort

schickten wir folgende Nachricht an unseren Kaufmann an der Küste: „Wir sind glücklich in Nsole angelangt und werden bald an der Küste sein. Schicke uns schnell Lebensmittel und Kleider, denn wir haben fast nichts mehr zum anziehen infolge unserer langen Reise.“ Zwei Tage warteten wir dort und marschierten dann weiter nach Kanga. Tags darauf erreichten wir die ersten Pflanzungen Bagamoyo's, Sanzale und bald darauf Tshemtshem, wo nunmehr eine Brücke über den Fluß gebaut worden war. Sobald wir den Fluß überschritten hatten, schlugen wir unser Lager auf. Bald kamen und gingen Leute, die aus der Stadt kamen, um uns zu besuchen und Lebensmittel zu bringen. Am folgenden Morgen zogen wir in Bagamoyo ein.

Unsere Freunde hatten sich mit Trommeln, Hörnern und Flöten aufgestellt, um uns festlich zu empfangen. Das machte uns natürlich sehr große Freude. Das Elfenbein wurde zum Zollhaus gebracht und wir begaben uns zu unseren Angehörigen nach Hause. Am nächsten Morgen gingen wir zu unsern Indern, den Kaufleuten, und sagten zu ihnen: „Kommt und schaut euch euer Eigentum an.“ Nachdem das sämtliche Elfenbein gewogen war, wurde es von den Beamten abgestempelt. Darauf nahmen die Inder es mit sich nach Hause und wir sagten ihnen: „Wir wollen jetzt die Abrechnung machen und euch unsere Schuld abtragen.“ Nun wurde von Anfang bis zu Ende der Reise Rechnung gelegt und alle Notizen in den Geschäftsbüchern zu dem Zwecke gesammelt. Sie konnten sich für die uns geliehenen Waren völlig bezahlt machen, es blieb uns nichts zu zahlen übrig. Im Ganzen hatten wir einen Gewinn von 500 Realen (etwas über 1000 Mark) zu verzeichnen. Diese verteilte der Karawanenchef unter uns. Der Eine erhielt 100, der Andere 50, der Dritte 30, der Vierte 20, jeder nach seinem Verdienst.

Das ist der Bericht über unsere Reise, die wir im vor-

origen Jahre (1891) ins Innere unternommen haben. nsere Mühen und Beschwerden, die wir zu ertragen hatten, aren groß. Überall, wo wir hinkamen und wo es zum ampfe kam — kämpften wir, wo wir hongo geben mußten — thaten wir es, wo wir eine boma bauen sollten — ußten wir uns auch dazu verstehen, wo wir den Häuptingen ihre Felder bestellen sollten — hatten wir auch dieses u thun und wenn es ans Sterben ging, so konnten wir em Tode auch nicht ausweichen. Zudem war es eine sehr ange und weite Reise. Die größten Beschwerden waren zu rtragen, wenn man sich hungrig und durstig zur Ruhe legen ußte und doch keine Ruhe finden konnte. Wer noch keine Reise ins Innere Afrikas gemacht hat, kennt nicht die Sorgen dieser Welt. Zu Hause fühlt man sich jeden Tag in Ruhe und Frieden, hat schöne Kleider, ein weiches Lager und gutes Essen. Man macht sich keinen Begriff von den Strapazen und Mühen, die die Menschen zu ertragen haben, ehe man nicht selbst im Innern gewesen ist. Dann merkt man allerdings, welche Entbehrungen eine Reise im Innern im Gefolge hat. Da giebt es kein Schlafen und Ausruhen, sondern man hat den ganzen Tag auf den Beinen zu sein. So geht es im Innern zu.

Meine Reise nach dem Nyassa

mit der Dampferexpedition des Herrn Major von Wißmann
von
Selim bin Abakari.

Am 26. März des Jahres 1891 reiste ich mit meinem Herrn, Herrn Doktor Bumiller von Mannheim nach Berlin und von da nach Hamburg. Dort schifften wir uns ein und berührten auf unserer Fahrt Amsterdam, Lissabon, Neapel, Port Said, Suez, Aden, Tanga und langten schließlich in Zanzibar an.

Von Zanzibar fuhren wir über Mozambique nach Quilimane und Schinde. In Schinde stiegen wir aus und errichteten ein großes Lager, um alle Dampferlasten, die für den Bau des Dampfers auf dem Nyassa-See bestimmt waren, und die wir auf den Dampfern „Peters“ und „Wißmann“ verladen hatten, unterzubringen. Wir hatten, als wir nach Schinde kamen, viel Arbeit mit dem Ausladen und Ordnen der Lasten und der Zusammensetzung und Vorbereitung der weiteren Reise, denn die Reise von da flußaufwärts ist sehr mühsam. Wir konnten nämlich nicht über Land gehen, sondern mußten den Fluß benutzen. Die Lasten waren schwer, meist eiserne Kisten, und die Stahlboote und der Dampfer selbst waren in Stücke auseinander genommen und einzeln verpackt.

Wir blieben zwei Monate in Schinde, um unsere Karawane für die Weiterreise zu ordnen. Besondere Träger hatten wir keine, sondern nur Soldaten und zwar Suaheli, Sudanesen und Somali. Zuerst brachen bana (Herr) Wißmann, bana Bumiller und bana Elß auf, um voraus zu marschieren und einen zweiten Lagerplatz auszusuchen.

Wir fuhren in unseren Stahlbooten und unserem kleinen Dampfer „Pfeil.“ In Msongwe schlugen wir das zweite Lager auf. Dort blieben wir anderthalb Monate, einmal um die Ankunft der von der Küste kommenden Lasten abzuwarten, sodann um die Soldaten militärisch auszubilden.

Der Volksstamm um Msongwe herum wird Watshegunda genannt. Die Watshegunda haben sich vielfach mit den Portugiesen vermischt. Sie sprechen das Portugiesische sehr gut. In ihrer Kleidung sehen sie den Banyanen[1]) ähnlich.

Ihre Nahrung besteht aus Hirse, Mais und Bananen. An Fleisch essen sie meist Hammel und Huhn, seltener Ochsenfleisch. In den Wäldern giebt es sehr viel Wild und in den Flüssen Krokodile in Scharen. Der Bau der Häuser ist ähnlich wie bei den Wazaramu, doch sind ihre Häuser etwas größer.

Als wir von hier fortzogen, kamen wir nach Msange, einer Stadt, die den Engländern gehört. Dort teilen der Zambesi und Schire ihre Gewässer[2]) und die Kraft der Wassermassen ist sehr gefährlich. Es sind schon sehr viele Leute dort verloren gegangen, die ihr Leben eingebüßt haben. Fällt jemand ins Wasser, so ist er unrettbar verloren. Wir verloren einen Mann daselbst. In Msange hielten wir uns einen Monat auf. Von unsern Soldaten desertierten die Wangoni-Leute und mit ihnen drei Suaheli, denn sie fürchteten sich vor der Arbeit[3]).

Wenn man in Msange etwas Stoffe hat, vielleicht 4 Unterarmlängen Stoff, so kann man dafür 12 Hühner oder ein Schaf kaufen.

Hier sah ich zum ersten Mal, daß man auch ohne Furcht im Flusse baden konnte, denn die Krokodile hier thun den Menschen nichts. Im Zambesi kann niemand der vielen Krokodile wegen baden. In einigen von diesen

[1]) Heidnische Inder. [2]) Der Schire fließt dort in den Zambesi.
[3]) d. h. dem Tragen der Lasten.

Krokodilen, die wir erlegten, fanden wir noch Armbänder von Frauen, die sie verschlungen hatten. Überall trifft man hier, wenn man des Morgens etwa bei Sonnenaufgang ausgeht, Krokodile und Flußpferde in Mengen.

Von Msange gingen wir über Land nach Tshiromo, während unsere Lasten den Fluß hinauf befördert wurden. Tshiromo ist ein ganz hübscher Ort, etwa so wie ein Küstenort bei uns. Es ist ein englischer Konsul daselbst und eine Anzahl Soldaten aus Zanzibar. Ihr Anführer war Sleman Maulidi. Hier konnten wir uns etwas ergötzen, da auch die Arbeit ein wenig nachgelassen hatte. Alle Lasten waren damals in drei Lager untergebracht, die dem bana Eltz unterstellt waren.

In Tshiromo blieben wir ebenfalls einen Monat und gingen besonders viel auf die Jagd. Wenn man von hier in die Ebene hinabsteigt, kann man Wild auf einmal bis zu tausend sehen und zwar von allen möglichen Sorten. Es giebt sehr viele Büffel dort, aber auch Leoparden und Löwen.

Eines Tages gingen wir mit Doktor Röver zusammen auf die Büffeljagd. Wir stiegen gegen Sonnenuntergang in die Ebene hinab; es fing schon an etwas dunkel zu werden, aber nachher hatten wir Mondschein. Sobald der Mond hervorkam, rückten wir weiter vor und sahen nun plötzlich etwas Schwarzes vor uns, das wie eine Pallisade aussah. bana Bumiller sagte: „Was ist denn das?“ Die Eingeborenen antworteten: „Eine Büffelherde.“ Wir glaubten das aber nicht. bana Bumiller befahl nun einem Soldaten, einem Comoren namens Saleh, hinzugehen und nachzusehen. Saleh nahm sein Gewehr, schlich sich gebückt bis auf circa 9 Meter heran und sah nun, daß es wirklich Büffel waren. Er kehrte zurück und sagte: „Es ist eine Büffelherde.“ Wir gingen nun weiter vor. Als sie uns merkten, waren sie plötzlich bis auf zwei verschwunden. bana Bumiller

ihl den sechs Soldaten zu schießen. Je mehr diese iffen, desto wütender wurden die Tiere und kamen auf s los. Als Doktor Röver sah, daß sie uns so auf den Leib kten, warf er sein Gewehr weg und flüchtete sich mit it seinem boy auf einen Baum. bana Bumiller blieb t einem Soldaten, namens Juma bin Mwinyi, der sehr fer war, stehen. Den einen Büffel erlegte bana Bumiller, hrend der andere trotz der vielen Schüsse, die auf ihn gegeben waren, entkam. Von da an bin ich mir bewußt, ß der Büffel ein sehr wildes Tier ist. Es ist nichts gehrlicher als einen Büffel zu schießen, zumal wenn er lein ist.

Von Tshiromo setzten wir unsere Reise nach Katunga, enfalls einer englischen Stadt, fort. Hier errichteten wir n sehr starkes Lager, um die Hauptkarawane, die den Dampfer, e Boote und die Lasten brachte, abzuwarten. Wir blieben aher lange Zeit in Katunga und die Arbeit, die es da ab, war sehr schwer. Die Soldaten hatten die Stahlboote is nach Blantyre zu tragen. Das war eine mühsame Arbeit, denn sie hatten Berge zu steigen und an einer Last rugen 16 Mann. Sie gebrauchten, um die einzelnen Teile hinüber zu schaffen, vier Tage, während man ohne Last den Weg in anderthalb Tagen zurücklegt. bana Bumiller hatte sehr viel zu thun, denn alle Arbeit ruhte auf ihm. Ich hatte oft Mitleid mit ihm, wenn ich ihn so sich abmühen sah.

Die anderen Lasten trugen die Wangoni, die in Katunga und Blantyre angeworben worden waren. Jeder erhielt 8 Unterarmlängen Zeug oder Perlen für eine Reise von Katunga bis Blantyre oder von Blantyre bis Mpimbi. Die Frauen der Wangoni trugen mit ihren Männern zusammen. Ihre Aufseher nennen sie Capitano. Den einen Tag kamen 200, den andern 500—600 Träger. An Perlen waren besonders die beiden Sorten „kijani

kiviti“ [1]) und „maji ya bahari“ [2]) beliebt. Die Leute daselbst bevorzugen überhaupt Perlen, da es ihr größter Schmuck ist.

Als wir in Katunga waren, überkam die Sudanesen-Soldaten plötzlich die Lust zu desertieren. Ein Soldat, namens Ibrahim hatte die Sache angezettelt. Er war bei Doktor Röver beschäftigt und half ihm in der Krankenpflege. Eines Tages sagte er nun zu den anderen Soldaten: „Wir wollen desertieren, denn diese Arbeit ist für uns zu schwer, wir sind nicht zum Lastentragen da.“ Dazu waren sie jedoch keineswegs gezwungen worden, sondern unsere Arbeitgeber hatten sie sehr darum gebeten, die Boote zu tragen und schnell weiter zu bringen, damit die Karawane vorwärts käme. Wenn nämlich die Träger diese Lasten getragen hätten, hätten sie leicht beschädigt werden können, denn sie wußten nicht, daß diese Boote für uns von so großem Werte waren. Die Soldaten hingegen wußten das und außerdem, daß es von größtem Nutzen für uns sei, diese Boote heil an Ort und Stelle zu bringen. Eine Anzahl Soldaten hatten die Bitte dies zu thun gern erfüllt, sie hatten erkannt, wenn die Träger die Lasten trügen, würden sie vielleicht beschädigt, und sie sagten, „es ist besser, daß wir uns selbst dieser Mühe unterziehen und die Boote kommen unversehrt an.“ Aber den Sudanesen waren die aufrührerischen Worte Ibrahims zu Kopfe gestiegen, und sie beschlossen zu desertieren. An dem Tage, an welchem dies geschehen sollte, wurde einer von den Sudanesen sehr krank. Er war von Geburt ein Berber, namens Murjân, und versah bei unserm Brodherrn das Amt eines Koches. Ibrahim, mit dem er befreundet war, sagte zu ihm: „Was willst du nun machen, da du jetzt krank darnieder liegst? Alle Sudanesen wollen desertieren.“ Dieser bekam Angst und rief den Dolmetscher Othmani bin Said zu sich und klärte ihn über alles auf. Othman ging hin

[1]) grüne, [2]) blaue.

d sagte es dem bana Bumiller. Sofort befahl dieser dem
ompeter zu blasen und versammelte alle Soldaten. Sie
nen und stellten sich jeder an seinen Platz in der Reihe.
nn sprach er zu ihnen: „Gebt alle Waffen her.“ Das
ten sie. Darauf rief er den Effendi (Offizier) der Suda-
sen Faraji und alle Unteroffiziere und fragte sie, was sie
bsichtigt hätten. Sie wollten es natürlich vor uns ver-
imlichen. bana Bumiller sagte ihnen nun, daß er erfahren
be, sie wollten alle desertieren. Da erwiderten sie: „Das
wahr, aber dieser Plan ist nur von einem Manne aus-
gangen.“ Er fragte weiter und sie antworteten ihm:
Ibrahim hat diesen Plan gefaßt.“ Darauf sprach bana
umiller zu ihnen: „Wenn euch etwas nicht gefällt, so sagt
mir, aber einfach davon zu laufen — paßt sich nicht,
nn wir können euch diese Arbeit nicht mit Gewalt auf-
vingen, sondern nur mit Bitten und Güte. Ihr wißt wohl,
aß ihr besonders für diese Arbeit bezahlt werdet und euer
Sold erhöht wird. Ihr seht doch wie eure Waffenbrüder
ie Somali und Suaheli dieselbe Arbeit ohne Murren ver-
ichten. Wir Europäer haben ebenso viel unter dieser Arbeit zu
eiden wie ihr, hier ist auch nicht ein einziger, der sich ausruhen
ann, weder ein Schwarzer, noch ein Europäer, noch ein
Araber — alle sind wir in angestrengtester Arbeit.“ Schließ-
ich wurde Ibrahim weggeführt und in Haft genommen.

An jenem Tage standen wir unserer vier Leute ab-
wechselnd Posten vor bana Bumillers Zelt, da wir fürchteten
die Sudanesen hätten beschlossen, ihn zu erschießen. Erst am
dritten Tage, als wir sahen, daß sie zur Vernunft gekommen
waren, stellten wir die Wache ein.

Die Boote wurden nun mit den Lebensmittel-Lasten
nach Blantyre gebracht. bana Wißmann ging mit bana
Fuchs nach Mpimbi voraus, um das Lager herzurichten,
während bana Bumiller bei den Lasten zurückblieb. Damals
war die Arbeit leicht, denn wir hatten keine Berge zu er-

steigen. In Blantyre war es sehr schön, es war so als ob wir an der Küste wohnten. In den Läden der Europäer konnte man alles haben, was man wollte. Besonders gefiel mir in Blantyre das ganz vorzügliche Wasser. Auch die Temperatur ist dort sehr angenehm, es giebt kein Fieber wie anderwärts. In den Schlafzimmern macht man sogar Feuer an wie in Europa.

Die Europäer pflanzen sehr viel Kaffee daselbst. Die Wälder bestehen meist aus Fruchtbäumen. Oben auf den Bergen von Blantyre giebt es keine wilden Tiere, es giebt zwar welche, aber diese sind unten nach Mpimbi und Katunga zu.

Von Blantyre zogen wir weiter nach Mpimbi. Nachdem wir das Lager aufgeschlagen hatten, teilten wir unsere Karawane, und es wurde bestimmt, wer von den Europäern, Soldaten und Matrosen vormarschieren und wer zurückbleiben sollte. Kapitän Prager blieb mit den Matrosen bei den Dampferlasten, während wir mit einem Teil Soldaten vorauszogen zum Nyassa-See. Seit wir von Schinde aufgebrochen, waren wir im neunten Monat jetzt und noch waren nicht alle Lasten in Mpimbi angelangt, sie fingen erst an zu kommen. Wir waren damals gerade in der großen Regenzeit.

Hier in Mpimpi erlebten wir einige frohe Stunden an den europäischen Festtagen Weihnachten und Neujahr, indem zur Freude aller ein Feuerwerk abgebrannt wurde.

Der Volksstamm bei Blantyre und Mpimbi ist derselbe, nämlich die Wahiyao. Viele von diesen sind zum Christentum übergetreten, einige auch zum Islam, aber in Blantyre sind alle Christen. In hundert Jahren wird ihre Sprache englisch sein, ihre eigene Muttersprache werden sie vergessen haben, denn sie lesen bereits jetzt viel englisch. Ihr Charakter ist nicht sonderlich gut, sie stehlen nämlich gern wenn sie können.

Unsere Stahlboote waren unterdes in Matope zusammen-
esetzt und nach Mpimbi gebracht worden. Von dort schifften
ir uns auf den Booten ein, um nach Fort Johnston zu
elangen.

Nachdem wir von Mpimbi aufgebrochen, legten wir in
iner Ebene an und errichteten unser Lager an der Flußseite,
m zu jagen. An jenem Tage sollte ich merken, daß die
erzen, die wir mit uns führten, nur zum Gebrauch der Eu-
opäer bestimmt waren. Am Abend, als es nämlich dunkel
eworden, nahmen wir eine Kerze und zündeten sie im Zelte
Sangoros, des Dieners von bana Wißmann, an, um im
Koran zu lesen. Da erschienen die Unteroffiziere Eben und
Krause und waren sehr aufgebracht, als sie die Kerze bei
ns brennen sahen. Morgens gingen sie hin und klagten
uns beim Herrn Major an und sagten, daß die Leute von
bana Bumiller und seine eigenen die Kerzen der Europäer
verbrauchten. Der Herr Major rief uns alle und fragte:
„Wer hat euch die Kerze gegeben?“ Sangoro sagte: „Die
Leute von bana Bumiller haben sie mitgebracht.“ Darauf
ging der Herr Major zu bana Bumiller und sagte ihm,
daß wir die Kerzen aufbrauchten. Wir sollten nun bestraft
werden. Wir gingen aber zum bana Bumiller und sagten
ihm, daß dies gelogen sei, und daß die Leute des Herrn
Major sie mitgebracht hätten. Er glaubte uns das. Darauf
wurde mein Freund Salim, der sie mitgebracht hatte, auf
einen Tag in Haft genommen, aber bana Bumiller gab ihn
schon nach fünf Stunden wieder frei.

Am nächsten Tag reisten wir weiter und kamen nach
einer Niederlassung eines Arabers. Dieser empfing uns mit
aller Zuvorkommenheit. Der bana Major behandelte ihn
ebenfalls sehr höflich und gab ihm nach arabischer Sitte
einige Geschenke.

Auf dem Weitermarsche kamen wir an einen See in
der Nähe von Fort Johnston, der allerdings mehr Sumpf

zu nennen war. Dort war es für uns sehr beschwerlich. Unsere Boote fuhren im Sumpfe fest. Das Land konnten wir nicht erreichen. Wir hatten weder Lebensmittel noch Wasser, noch Brennholz um Feuer zu machen. So blieb uns nichts anderes übrig als Reis aufzuweichen, damit jeder etwas zu essen bekam. Am nächsten Tage befreite uns Gott aus unserer Lage und wir fanden einen Ausweg, indem wir die Stahlboote an ein kleines Boot in Schlepptau nahmen und so weiterzogen. Am Abend des dritten Tages langten wir an dem Ausgang des Flusses an, der nach Fort Johnston führt. Von dort bis Fort Johnston hatten wir noch einen Tag. Wir schlugen zunächst hier unser Lager auf und kamen am vierten Tage nach Fort Johnston.

Dort ward uns einige Freude zu Teil. Wir trafen mit Bekannten aus Zanzibar zusammen, die den Engländern als Soldaten gefolgt waren. Sie hatten sich hier vollständig eingelebt, hatten eingeborene Frauen geheiratet und mit ihnen Kinder gezeugt. Der Sultan daselbst hieß Mponda, und sein Hauptort wurde gleichfalls Mponda genannt. Er hatte früher lange mit den Engländern gekämpft, war aber jetzt überwunden worden.

Es giebt sehr viel Elfenbein dort, das aus dem Yao-Lande, vom Nyassa und Utonga herstammt. Auch die Wangoni bringen viel Elfenbein hierher. Das Land ist sehr fruchtbar an Hirse, Reis, Mais, Maniok und Bataten. Außerdem giebt es sehr viele Schafe und Hühner und zahlreiches Wild. Die Bewohner des Landes trinken mit Vorliebe pombe (einheimisches Bier). In all diesen Gebieten, die wir auf unserer Reise bis hierher durchzogen hatten, berauschen sich die Eingeborenen überhaupt gern in pombe.

In Fort Johnston blieben wir etwa sieben Tage. Dann bestiegen wir einen englischen Dampfer, der uns nach Konde bringen und unsere Boote ins Schlepptau nehmen sollte. Die See ist dort sehr schlimm, wenn hoher Seegang ist, kann

nan kaum sein Essen zu sich nehmen. Die See im Ozean ist eher zu ertragen als im Nyassa.

Nach einer Fahrt von fünf Tagen von Fort Johnston aus trafen wir eine arabische Dhau auf See, die Sklaven geladen hatte. An diesem Tage waren wir jedoch nicht mehr auf dem englischen Dampfer, sondern hatten in unseren Stahlbooten die Segel gehißt. Als wir das Fahrzeug der Araber bemerkten, riefen wir ihnen zu die Segel zu streichen. Auf dreimaliges Rufen antworteten sie nicht. Als sie auch beim vierten Mal schwiegen, schossen wir mit der Kanone, worauf sie sich in die See warfen und dem Ufer zu schwammen. Sie entkamen alle, denn wir wollten nun nicht mehr auf sie schießen.

Wir fuhren weiter und schlugen unser Lager auf einer Insel der Watonga auf. Diese leben mit Vorliebe auf den kleinen Inseln, da sie die Wangoni fürchten. Letztere kommen nämlich häufig die Watonga zu bekämpfen und schleppen sie dann als ihre Sklaven fort. Sehr oft trifft man Watonga mit dem Stammeszeichen der Wangoni, einem Loche im Ohre, an. Da weiß man sofort, daß diese einmal von den Wangoni geraubt wurden. Wenn man einen Mtonga ärgern will, sagt man ihm „du bist ein Wangoni-Sklave", das verdrießt ihn sehr. Das Kriegshandwerk der Watonga ist wie das der Mafiti. Sie nehmen sehr gern arabische Namen an und kümmern sich um den Namen, den sie von ihren Eltern bekommen haben, nicht weiter. Der Eine sagt, ich heiße Seyyid Barghashi[1]), der Andere Seyyid Ali[1]), ein dritter Mohammed bin Salim, oder Mohammed bin Khalfan Rumaliza[2]). Sie kennen die Bedeutung dieser Namen nicht weiter, sie wollen nur einen hochklingenden Namen haben.

Die Watonga sind kluge Leute. Wenn sie nur eine

[1]) Frühere Sultane von Zanzibar. [2]) Früher bekannter Sklavenhändler im Innern.

kurze Zeit mit Küstenleuten zusammen sind, verstehen sie deren Sprache. Auch das Kriegshandwerk haben sie schnell erlernt. Sie sind in jeder Arbeit gewandt. Als wir nach Rumbira[1]) kamen, brachte **bana** Bronsart eine Anzahl Watonga als Träger mit, sie waren äußerst tüchtig. Sie eignen sich außerdem sehr zum Tragen von Hängematten. Wenn jemand unterwegs auf der Reise krank wird, so tragen sie ihn tage- und wochenlang in der Hängematte. Jetzt werden sie meist von Deutschen und Engländern dort im Konde-Land als Soldaten verwandt.

Sobald wir in Rumbira angekommen waren, schlugen wir am Strande unser Lager auf. Die Eingeborenen waren sehr bestürzt und glaubten an Krieg. Zunächst bezogen wir ein provisorisches Lager. Am nächsten Tage sahen wir uns nach einem geeigneten Platze um, aber da wir keinen fanden, bauten wir unser Lager dort aus, wo wir gelandet waren. Dann luden wir alle Lasten aus den Booten aus und begannen mit dem Hüttenbau.

Am dritten Tage abends als wir schon schliefen, erhob sich ein mächtiger Sturm mit Regen. Die Soldaten, denen die Obhut über die Boote anvertraut war, hatten nicht aufgepaßt, denn zwei Boote hatten ihren Anker losgerissen und waren in die See getrieben. Als der schwarze Unteroffizier bemerkte, daß die Boote nicht mehr da waren, schlug er Lärm. Sofort kamen der **bana** Major und **bana** Bumiller herbei und teilten den Leuten mit, daß die Boote verloren gegangen seien. Der **bana** Major war sehr ärgerlich. Er befahl den Soldaten das übrig gebliebene Boot und das andere kleine zu nehmen und sich auf die Suche nach den beiden andern zu machen. Gegen Morgengrauen hatten sie sie gefunden und brachten sie zurück. Von der Zeit an durften die Boote nie mehr ohne Aufsicht gelassen werden, in jedem Boote hatten fortan zwei Leute zu schlafen.

[1]) Langenburg am Nyassa.

Wir blieben in Rumbira und befestigten unser Lager. Dann bauten wir Hütten für die Soldaten und große Räume, um alle Sachen unterzubringen. Ungefähr einen Monat lang hielt uns der Bau auf. Im zweiten Monat teilte uns der bana Major mit, daß er und bana Bumiller sich in die Karawane teilen und in den umliegenden Ländern nach Recht und Ordnung sehen wollten. bana Bumiller erhielt den Auftrag, über die Berge nach Ukinga zu marschieren.

Damals, als wir von dort aufbrachen, wußten wir noch nicht, daß es eine Landschaft Ukinga gab. Erst als wir auf dem Marsche waren, sagten uns die Eingeborenen, welche dort geboren waren, daß sie aus dem Lande Ukinga seien. Von Rumbira gebraucht man drei Tage über die Berge, um in ihr Land zu gelangen. Auf diesem Wege bekommt man kaum einen Menschen oder Haus zu Gesicht, sondern man sieht nur Berg an Berg und klettert bergauf bergab. Lagerplätze giebt es kaum. Wenn wir schlafen wollten, gruben wir uns entweder in die Erde ein, oder errichteten einen Steinhaufen, um dahinter zu schlafen, denn es lag die Gefahr nahe abzustürzen.

Am dritten Tage erreichten wir Ukinga. Zusammenhängende Dörfer giebt es da nicht, sondern jeder baut seine Hütten in sein Feld. Das Land ist sehr schön, es gewährt einen herrlichen Anblick und eignet sich zugleich sehr für den Feldbau, denn der Boden ist sehr gut, jegliche Nahrung läßt sich dort pflanzen. Rinder und Schafe giebt es in Menge. An Bäumen kommt hauptsächlich Bambus in reichlicher und prächtiger Auswahl vor. Ihre Hütten bauen sie mit Bambus. Sie verbinden 6—7 Stangen als Gerüst und legen zwei als Halt rund herum, das genügt für 2—3 Leute zum Schlafen. Von fern kann man nicht erkennen, daß dies eine menschliche Wohnung ist, man glaubt nur, daß Blattwerk dort zusammengelegt sei, nur der Rauch vom Feuer giebt uns Bescheid.

Die Wakinga hatten noch keinen Europäer gesehen. Als sie unsere weißen Herren sahen, waren sie ganz bestürzt und fürchteten sich sehr. Auf unsere Frage sagten sie uns, daß dies die ersten Europäer wären, die ihr Land beträten. Kleider kannten sie noch nicht, sondern sie nahmen Gras und bedeckten damit ihre Blöße. Die Frauen trugen einen Kringel von Gras. Die Stoffe, die wir ihnen verkauften, um Lebensmittel und Hühner zu bekommen, schnitten sie in fünf Finger breite Streifen und machten sich davon ihre Schürze zur Bedeckung der Blöße.

Wenn man ihnen etwas gibt, z. B. etwas Zeug oder etwas anderes, so geberden sie sich zum Danke dafür wie die Affen, indem sie fortwährend é-é-é sagen und sich dabei wie die Affen in den Seiten kratzen. Bei diesem Dankesspiele verharren sie gewöhnlich eine Viertelstunde.

Zuerst fürchteten sie sich zu sehr, zu uns ins Lager zu kommen, aber schließlich gewöhnten sie sich an uns wegen der Zeuglappen, die sie bekamen. Wenn sie anfangs wegliefen, rannten sie meist auf die Berge und schlugen dort Lärm, worauf die andern antworteten. Wenn man nämlich auf einem Berge steht und ruft, so können alle Leute im Thale es hören. Ihr Geschrei hört sich auch ganz gut an, denn sie rufen mit lauter Stimme, als ob sie singen wollten.

Nach 5—6 Tagen brachen wir auf und erkundigten uns nach dem Wege nach Usango. Sie gaben uns einen Dolmetscher, der kisango und die Sprache von Ukinga verstand, um uns nach Usafa zu bringen. Noch zogen wir durch Ukinga. Was uns am meisten in diesem Lande gefiel, war der Überfluß an Wasser. Nach jedem Marsche von einer halben Stunde erreicht man einen Wasserlauf, der große Fruchtbarkeit mit sich bringt. Die Eingeborenen pflanzen hier meist: Erbsen, Bohnen, eine Hirsenart, mawese genannt, eine Batatensorte nyangwe genannt und sehr viel

Mais. Wer hier durchzieht, merkt sofort, daß dies ein schönes, für den Ackerbau geeignetes und gesundes Land ist.

Nach einem Marsche von vier Tagen gelangten wir nach Usafa. Auf der Grenze von Usafa und Ubena, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, standen einige Hütten. Nicht weit davon fanden wir ein Lager der Wahehe, die dasselbe kurz vorher verlassen und die Rinder der Wasafa geraubt hatten. Letztere sagten uns, daß die Wahehe heute noch oder morgen früh hierher zurückkehren würden. Wir blieben in unserem Lager, aber wegen der Wahehe-Gefahr stellten wir verstärkte Posten aus. Niemand kam zum Schlafen, jeder hatte seine Waffe in der Hand. In der Nacht kamen die Wasafa und meldeten, die Wahehe würden sehr bald da sein. Wir hatten im Ganzen 45 Gewehre, eine Kanone und ein Maximgeschütz. Alle Soldaten sprangen sofort auf und nahmen ihre Plätze ein. Die Europäer hatten natürlich auch nicht geschlafen. Wir paßten die ganze Nacht auf, entdeckten aber bis zum nächsten Morgen niemand.

Die Karawane brach auf, und wir marschierten nun mitten in die Landschaft Usafa hinein. Diese ist ebenso gebirgig wie Ukinga, aber die Berge sind mächtiger als in Ukinga. Vereinzelt trugen hier die Leute Kleider. Das Land ist ebenfalls sehr schön, hat reichlich Wasser und ist fruchtbar an Hirse, Mais, Bataten, Bananen und Mawese. Wenn sich Leute dort begegnen, so dauert ihre Begrüßung gewöhnlich eine Viertelstunde. Sie legen die Hände zusammen und sagen eine Viertelstunde lang „aje, aje.“ Sie haben schon Manches von den Küstenleuten angenommen, denn sie gehören zu den Unterthanen Merere's von Konde und haben Araber getroffen, die von der Küste kamen.

Ihre Häuser sind wie die der Wakonde gebaut und zwar meist aus Bambus. Es giebt überhaupt viele und große Bäume dort. Wenn man im Walde geht, kann man die Sonne nicht sehen. In Massen kommen Tumbiri-Affen

(Meerkatzen) darin vor. Wir haben viele, welche auf den Bäumen saßen, geschossen. Die Bevölkerung ängstigte uns jeden Tag damit, daß die Wahehe im Anzuge seien, vor denen sie große Angst hatten. Die Wasafa lassen sich zu Trägerdiensten anwerben, die Wakinga jedoch nicht.

Von Usafa stiegen wir nach Usango hinab. Zwei Tage waren wir unterwegs, am nächsten langten wir in die Nähe von Uténgure. Wir schlugen unser Lager bei einem kleinen Orte auf. Dort trafen wir einen Mann von der Küste namens Mwenyi Tshande, der Dolmetscher beim Sultan Merere war. Wir fragten ihn: „Wo kommst du her?“ Er antwortete: „Von Uténgure.“ „Wieviel Stunden sind es bis Uténgure?“ fragten wir weiter. Er erwiderte: „Etwa zwei Stunden.“ „Können wir heute noch ankommen?“ Er sagte: „Es ist besser ihr schlaft heute hier, denn ihr habt ja noch keine Erlaubnis von Merere nach Uténgure zu kommen. Ich werde vorauseilen und ihn benachrichtigen, daß Europäer und zwar Deutsche unterwegs seien, die mit ihm sprechen wollen. Vielleicht giebt er mir die Erlaubnis, euch zu ihm zu führen, denn es ist mein Amt, die Fremden bei ihm einzuführen.“ Darauf brach er auf und ging nach Uténgure, um Merere Nachricht zu geben.

Die Bewohner jener kleiner Ortschaft, wo wir lagerten, wollten uns an jenem Abend in Schrecken versetzen, um uns berauben zu können. Sie schickten von ihren Leuten einige außerhalb, die uns in der Nacht melden sollten, „die Wahehe seien im Anzuge.“ Es waren ihrer drei. Sie erschienen einzeln, völlig bewaffnet, ganz außer Atem und erhitzt und sagten uns: „Wir haben die Wahehe soeben in der Nähe gesehen, sie müssen gleich hier sein.“ Wir nahmen unsere Gewehre zur Hand, umgaben unser Lager und standen bereit. Aber wir merkten bald, daß sie gelogen hatten und uns nur ängstigen wollten, um unser Lager auszurauben. Ihr Plan war ihnen deshalb nicht gelungen.

Am nächsten Morgen erschien Mwenyi Tshande, von Merere geschickt, um uns abzuholen. Nach einem Marsche von zwei Stunden langten wir in Uténgure an. Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir die deutsche Flagge wehen und waren sehr erfreut darüber. Bei der Stadt angekommen, wies uns Mwenyi Tshande einen Platz an in der Nähe und sprach: „Baut hier euer Lager auf, ich gehe unterdes in die Stadt, um dem Sultan mitzuteilen, daß ihr angekommen seid.“ Nach Verlauf von einer Stunde kehrte er ins Lager zurück und teilte uns mit: „Wartet noch ein wenig, dann wird der Stellvertreter Merere's kommen, um bana Bumiller abzuholen.“ Eine Stunde später kam ein Mann und sagte uns, Merere könne heute die Europäer nicht empfangen. Sofort sagte bana Bumiller zu Mwenyi Tshande, er solle hingehen und Merere sagen, wir hätten keine Zeit hier lange zu warten, heute noch müsse die Zusammenkunft stattfinden, er erwarte nach einer Stunde Antwort und wenn Merere nicht wolle, so würde er auch ohne seine Erlaubnis die Stadt betreten.

Mwenyi Tshande begab sich in die Stadt zu Merere und sagte ihm: „Die Europäer wollen nicht lange warten, sie wollen ihre Angelegenheiten sofort erledigt wissen. Du mußt sie schon empfangen und zwar mit allen Ehren, sonst ziehen sie eigenmächtig in die Stadt ein.“ Darauf wurde Mwenyi Tshande von Merere und drei seiner Minister beauftragt uns abzuholen und zu Merere zu führen. bana Bumiller war von bana Illich und neun Soldaten begleitet. Wir zogen in die Stadt ein und begaben uns nach der Sultans-Tembe. Diese Tembe war ringsherum befestigt. Inwendig lagen die Häuser. Dort wohnte der Sultan mit seinen Frauen. Als wir ankamen, wurden wir in einen Vorraum geführt, der Sultan war jedoch noch nicht anwesend. Eine halbe Stunde lang warteten wir auf ihn. Dann wurde bana Bumiller ärgerlich und sagte zu Mwenyi

Tshande: „Wo ist denn Merere?“ Jedesmal wenn er fragte, wurde ihm geantwortet: „Er kommt sofort.“ Schließlich sagte er zu Mwenyi Tshande: „Wenn er jetzt nicht sofort kommt, will ich überhaupt nicht mehr mit ihm zusammentreffen, gehe und sage ihm das eiligst.“ Er ging hinein und teilte es ihm mit. Sofort sahen wir eine Menge Leute kommen, die den Sultan in die baraza[1]) führten. Er setzte sich und begrüßte uns. Die Begrüßung geschah nach Art der Wasango „aje mwanamtwa, aje aje aje,“ alle stimmten ein in dieselben Worte „aje aje“. Dann erwiderten alle „tuhongeje, tuhongeje a a a!“ Es vergeht gewöhnlich eine volle Stunde, bis sie mit dieser Begrüßung zu Ende gekommen sind.

Nachdem sie endlich mit ihrer Begrüßung aufgehört hatten, begann die Unterhaltung. Wenn der Sultan etwas sagen wollte, so sagte er es nicht seinem Dolmetscher, sondern seinem Stellvertreter. Dieser teilte es dem Dolmetscher mit, der es an mich weitergab und ich sagte es schließlich meinem Herrn auf deutsch. Was bana Bumiller zu sagen hatte, ging auf demselben Wege zurück.

Merere freute sich sehr darüber, daß ein Europäer und noch dazu ein Deutscher zu ihm gekommen, denn seit die Deutschen Afrika besetzt hatten, war außer einem Missionar noch kein Europäer nach Uténgure gekommen. Es war schon längst sein Wunsch gewesen, mit jemand von der Regierung zusammenzutreffen. bana Bumiller sagte zu ihm: „Ich bin von dem großen Herr Wißmann geschickt worden, um dich zu besuchen und die andern Länder gleichfalls, die wir noch nicht kennen, und um den Stämmen, welche die deutsche Flagge noch nicht haben, diese zu geben. Ich habe mich sehr gefreut, als ich hierher kam, daß ich die deutsche Flagge bei dir sah. Das ist das beste Zeichen, daß du ein Freund der deutschen Regierung bist.“ Darauf sagte Merere: „Bitte,

[1]) Empfangshalle, Beratungsraum.

h habe eine Angelegenheit, die ich gern mit dir besprechen möchte. Wir wollen bitte bis morgen warten und uns dann Mittags treffen und die Sache verhandeln.“ Darauf brachen wir auf und kehrten zu unserem Lager zurück.

Am nächsten Tage gingen wir wieder zu Merere. Wiederum trafen wir ihn nicht bereit, sondern hatten eine ganze Stunde zu warten. Das konnte bana Bumiller nicht länger ertragen. Er schickte den Dolmetscher hinein, ihn zur Eile anzutreiben. Nach einer Stunde kam er dann in die baraza. Die Begrüßung dauerte diesmal nur eine halbe Stunde. Er fragte nun bana Bumiller, er wolle gern wissen was sich in Uhehe zugetragen und was man nun beabsichtige? Er hatte nämlich von der Katastrophe Zelewski erfahren, nämlich daß dieser von den Wahehe geschlagen worden. Das war ein großes Unglück für die Deutschen gewesen und auch Merere war dadurch in Trauer versetzt, denn die Wahehe waren von je her seine Feinde gewesen. Er fuhr nun fort: „Sie haben mich aus dem Lande meiner Väter vertrieben[1]) und haben mich hierher nach Usafa verjagt, denn Utèngure liegt in Usafa. Ich will für immer wieder in das Land meiner Vorfahren zurückkehren und wenn ihr Deutschen mir Hilfe geben könnt, so wollen wir vereint die Wahehe bekämpfen. Auf meiner Seite hier kann ich sie in Schach halten und ihr beginnt auf der andern, aber schickt mir 200 Soldaten und 4 Europäer, dann werde ich bis nach Uhehe hinein vordringen können.“ Über diese Rede war bana Bumiller sehr erfreut und sagte zu ihm: „Ich danke dir sehr, dein Plan ist annehmbar, aber ich muß erst hingehen und dem bana Wißmann in Rumbira dies mitteilen.“

Darauf sprach er uns noch von einem Eingeborenen,

[1]) Aus Ubena. Jetzt nach der Unterwerfung der Wahehe ist Merere resp. sein Sohn wieder in Besitz desselben gelangt.

namens Kimaraunga, einem seiner Freigelassenen und sagte uns, daß er diesen bekriegen wolle. Dieser Freigelassene war nämlich hochmütig geworden, hatte es zu Vermögen gebracht und sich selbständig gemacht und lehnte sich nun gegen seinen Herrn auf. Merere bat bana Bumiller, wenn er könne, möge er in diesen Tagen mit ihm aufbrechen und den Kimaraunga schlagen. bana Bumiller fragte ihn: „Wieviel Tage gebraucht man, um von hier zu Kimaraunga zu gelangen?“ Er erwiderte: „Fünf Tage.“ Da sagte bana Bumiller: „Dann kann ich nicht mit dir ziehen, denn ich muß zuerst zum bana Wißmann zurück, er hat mir außerdem nicht erlaubt, Leute ohne jede Veranlassung anzugreifen. Berichte mir aber diese Angelegenheit ganz genau, damit ich sie meinem Herrn mitteilen kann. Giebt er mir dann die Erlaubnis, so kehre ich zurück und ziehe mit dir gegen ihn, oder ich stifte Frieden und ihr versöhnt euch.“ Merere wollte vom Frieden gar nichts wissen, seine Absicht war es, den Kimaraunga zu schlagen, ihm sein Elfenbein abzunehmen und seine Leute zu Sklaven zu machen. Er wußte noch nicht, daß die Europäer keine Freude am Rauben haben.

Darauf kam er mit dem Vorschlage andern Eingebornen-Häuptlingen, die in seiner Nähe saßen und weniger mächtig waren, zu bekämpfen. Er erzählte uns von einem, der nahe bei Uténgure hause, nur zwei Stunden entfernt, und ihn völlig mißachte, dafür wolle er ihn aus seinem Orte vertreiben, oder aber ihn so züchtigen, daß er zu seinen Füßen liege. Die Sache quälte Merere sehr. Er konnte nämlich nicht in dessen Ort eindringen, da dieser von zwei Wassergräben umgeben war, und das war der Grund, daß er uns bat, ihm beizustehen. bana Bumiller sah sofort ein, daß Merere jene kleinen Häuptlinge in ihren verschiedenen Orten nicht selbständig lassen wollte, sondern daß sie alle einem Befehle unterstehen sollten, damit er allein

ganzen Lande das Scepter in Händen habe. Er er-
erte ihm daher: „Gut, aber der Befehl dazu muß von
ıa Wißmann ausgehen. Hat er mir den Befehl gegeben,
werde ich losschlagen. Aber es ist nicht recht, daß ich,
ich hierher geschickt worden bin, um Frieden zu stiften
ɔ die deutsche Flagge zu verleihen, ohne jeden Grund
jen die Leute zu Felde ziehe, die mir nie etwas gethan
ben.“ Trotzdem hegte Merere noch Hoffnung, daß bana
amiller, nachdem er nach Rumbira zurückgekehrt und bana
ißmann hiervon Mitteilung gemacht, ihm schließlich doch
lfen würde, die Häuptlinge Usango's zu unterwerfen.

Wir blieben vier Tage bei Merere. Jeden Tag schickte
Lebensmittel für die Soldaten, besonders Rinder und
Mehl, und für die Europäer vier Schafe, Hühner und
ier. Dann verabschiedeten wir uns von ihm und sagten
u ihm: „Wir wollen jetzt nach Rumbira zurück.“ Er
chickte seine Leute mit zwei Elfenbeinzähnen, von denen
eder fünf Frasila (à 35 Pfund) schwer war, zur Begrüßung
ın Herrn Major von Wißmann. Außerdem befahl er dem
Dolmetscher Mwenyi Tshande und elf von seinen Leuten, uns
als Führer zu dienen und uns nach Rumbira zurückzubringen.

Wir ließen die Berge von Usafa seitwärts liegen, als
wir durch das Konde-Gebiet zogen. Auf dem Wege, den
wir jetzt einschlugen, brauchten wir sechs Tage bis zum Nyassa.
Überall längs dieses Weges gab es sehr viel Bambus- und
andere große Bäume. Sowie man diese Bambushaine und
sonstigen Wälder hinter sich hat, steigt man aus dem Konde-
Gebiet herab.

Das Konde-Land ist wohl das schönste, welches wir
gesehen haben. Die Leute sind von einem sehr kräftigen
Schlage, aber sie tragen keine Kleider. Ihre Häuser sind
reinlich. Sie schlafen zwar mit ihren Rindern in einem
Hause, aber wenn man am Tage ins Haus eintritt und die
Sauberkeit sieht, merkt man nicht, daß dort auch Rinder

gehauft haben. Sie besitzen unzählige Rinder und Schafe. Jeder liebt sein Rindvieh wie seine Kinder, das ist wohl auch der Grund, daß sie mit ihnen im Hause zusammen schlafen. Er sieht in dem Mist derselben keine Unreinlichkeit, im Gegenteil, er findet ihn kostbar und benutzt ihn noch beim Hausbau. Andererseits erkennen aber auch die Rinder ihren Herrn, sobald sie ihn sehen.

Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch und gerösteten Bananen. Außerdem giebt es sehr viele Bataten, Masimbi=Bataten und andere, Mais, Hirse, Mawese, Kasawa, Erbsen, Bohnen und europäische Erbsen. Am liebsten sind ihnen aber Bananen. Alle diese Früchte gedeihen im Lande, dessen Boden sehr gut ist. Zu jeder Jahreszeit sieht man sie ihre Felder bestellen, ob die Sonne scheint, ob's regnet. Alle Nahrungsmittel sind sehr billig. Für eine Unterarmlänge Stoff erhält man zwei Lasten Bananen, die man allein gar nicht tragen kann. Oder man erhält dafür einen Korb voll Bataten, die man in zehn Tagen nicht aufessen kann. Für anderthalb Unterarmlängen Stoff bekommt man zwei Lasten Malesi-Hirse, an denen zwei kräftige Leute zu tragen haben, während eine Ziege für eine **upande**[1]), zwei Hühner für eine Unterarmlänge und dreißig Eier ebenfalls dafür zu bekommen sind. Sie selbst essen keine Eier, sondern lassen nur brüten. Die Fremden, welche ins Land kommen, wie Europäer und andere Eingeborene, die aus anderen Ländern kommen, essen Eier. Sie selbst leben von Fischen und Fleisch vom Rind, Schaf, Büffel, Flußpferd und Krokodil. Sie essen entweder ganz rohes Fleisch oder schon stinkendes, denn sie lassen das geschlachtete Fleisch einige Tage liegen ohne Salz hinzuzuthun, und dann riecht es natürlich. Salz giebt es zudem nicht in ihrem Lande. Sie essen Salz am liebsten roh, ohne es in die Speisen zu rühren. Es ist natürlich teuer. Für Salz kann man alles im Konde=Lande haben. Wenn man

[1]) 4 Unterarmlängen.

Rind kaufen will, erhält man es für Salz, eine Ziege,
n Sklaven und Elfenbein gleichfalls. Für eine Hand
. Salz erhält man schon Verpflegung für fünf Tage.

Das ganze Land ist sehr fruchtbar. Es giebt kein schöneres
id in ganz Deutsch-Ostafrika als Konde. Überall ist
er fetter Boden und reichlich Wasser vorhanden, so daß
es dort gepflanzt werden kann. Wenn man die Be-
hner sieht, Männer wie Frauen, wie kräftig und schön
baut sie sind, so weiß man, daß dies wirklich ein gesundes
nd ist. Sie sind außerdem alle von hohem Wuchse. Ihr
tolz sind ihre Speere, von denen sie fünf bei sich tragen,
er in der linken und einen in der rechten Hand.

Sie flechten ihre Haare und reiben ihren ganzen Körper
it Öl ein, so daß er wie eine Flasche glänzt. Geht der
Konde seines Weges, so glaubt man er schwitze, aber es
t das Öl, das herunterträufelt. Gewöhnlich marschieren
e langsam, setzen mit großem Selbstbewußtsein einen
uß vor den andern und treten fest auf, als ob die Erde
rdröhnen sollte.

Zu ihren Tänzen wird die Trommel geschlagen. Männer
und Frauen betheiligen sich am Tanze. Die Frau bewegt
en Oberkörper und der Mann springt, bewegt den Ober-
örper, stampft mit den Füßen auf und hält dabei seine
Speere in der Hand. Wenn man von ferne den Tanz der
Wakonde anhört, so hört man die Erde erdröhnen, so kräftig
treten sie mit den Füßen auf. Sie singen nicht dabei,
sondern heulen infolge ihrer außerordentlichen Kraft. Trifft
man einen Mkonde in seinem Bananenhain, dann sieht er
einen vor Stolz gar nicht an, er denkt die Welt wäre sein
Land, denn er weiß, daß es kein Land giebt wie das
seinige.

Wenn ein Kind geboren wird, so bringen sie es am
zweiten Tage schon heraus, denn sie kennen keine Ruhe.
Sie nehmen roten Lehm, schmieren die Mutter damit ein

und binden ihr das Kind in ein Tuch auf den Rücken. Am zehnten Tage nach der Geburt geht die Frau gewöhnlich wieder ihrer Feldarbeit nach mit dem Kinde auf dem Rücken. Eine Frau kennt selbst im neunten Monat der Schwangerschaft keine Ruhe. An Kleidern trägt sie nur Bananenblätter. Nahrung wie sie einer solchen Person zukommen, kennt sie nicht, sie bleibt bei ihrer beständigen Kost. Des Kindes Verpflegung besteht in Milch, Brei, Bananen und Hirse. Es wird lange Zeit so auf der Mutter Rücken umhergetragen. Aufgewachsen lernt es nicht lesen, sondern Vieh hüten und die Felder bestellen. Gewöhnlich werden die Felder von den Frauen und Kindern besorgt, und die Männer hüten das Vieh.

Wenn sie heiraten, veranstalten sie ein pombe-Gelage mit Milch und gerösteten Bananen. Dann spielen sie auf zum Tanze, nehmen ihre Trommeln, und drehen sich im Hofe im Kreise, während zwei Mann mitten im Kreise stehen. So lange die Trommeln geschlagen werden, tanzt der Mann mit seinem Speere in der Hand, und die Frau macht ihre Bewegungen mit den Schultern. Auch der Mann thut dies und stampft dabei kräftig auf die Erde. Wenn die Tänze beendigt sind, binden sich die gleichalterigen jungen Leute Schellen an die Beine und gehen damit aus. Mit dem Speere in der Hand tanzen sie, wenden sich und laufen im Trabe. Sie halten dabei Tritt und schlagen mit den Füßen zu gleicher Zeit auf. Allenthalben besuchen sie ihre Bekannten. Diese sind erfreut darüber und geben Rinder und Milch her. Sind sie fertig mit Sammeln, so kommen sie zurück, teilen das Erhaltene in zwei Hälften, geben dem Bräutigam die eine und behalten die andere für sich. Sie sehen es gar nicht gern, daß ein anderer als ein Mkonde eine ihrer Töchter heirate, sie wollen nur unter einander heiraten.

Mit andern Leuten führen sie kaum Krieg, sondern

ımer nur unter sich. Gewehre und Pfeile sind ihnen ıbekannt, ihre einzige Waffe ist der Speer. Sie sind sehr pfer und bauen nicht gern befestigte Orte, da sie volles ertrauen in ihre Speere haben. Sie sitzen in ihren Bananen-ıinen und sagen: „Tapferere Leute wie wir sind, giebt es .cht." Kommen sie mit Küstenleuten zusammen, so läßt r Mut etwas nach. Sie halten um gut Wetter an und ıgen: „Wie die Küstenleute sind, giebts keine mehr." Denn e haben Furcht vor deren Gewehre, die sie mehr als)onner und Blitz fürchten. Sie sagen: „Mit den Küsten-:uten wollen wir nicht kämpfen, denn wir haben nicht egen sie zu klagen, sie bringen uns Sachen und wir kaufen, ıom Überfluß des Landes sollen sie genießen, denn es sind ınsere Freunde." Sehen sie aber einen Mann aus dem Innern durch ihr Land ziehen, so sind sie nicht damit ein-verstanden, sondern schlagen ihn und sagen: „Die kommen nur um uns unser Vieh zu rauben, und wenn sie uns um unser Land und Vieh gebracht haben, was sollen wir dann essen?" Das Vieh gilt nämlich bei ihnen mehr als Land und Kinder.

Die Sklaven betreffend sagt der Sultan gewöhnlich: „Alle meine Leute sind meine Sklaven." Einzelne Leute haben natürlich ihre eigenen Sklaven, die sie im Kampfe erbeutet oder für Rinder von ihren Stammesgenossen gekauft haben. Meist kauft man einen Sklaven für ein Rind. Das Rind kostet wiederum zwei doti[1]) Zeug. Eine Sklavin kostet gewöhnlich dasselbe wie ein Sklave, denn sie kennen nicht den Unterschied im Werte zwischen Mann und Frau, sondern sagen, alle stammen von einem ab.

Es ist sehr viel Wild in ihrem Lande. Alle Arten sind vertreten; es sind Elefanten da und Nashorn, Büffel, Flußpferde und Krokodile.

Der Elefantenjäger schießt vielfach mit der Flinte, aber die

[1]) 1 doti = 8 Unterarmlängen.

meisten benutzen ihre Speere. Sie schleichen ganz vorsichtig an die Stelle heran, wo sich Elefanten aufhalten, und schleudern, sobald sie nahe genug gekommen, dem Tiere den vergifteten Speer in die Flanken. Dann suchen sie das Weite, denn sie fürchten sich vor dem Schlage des Elefanten. Dieser geht weiter und verendet irgendwo. Sie folgen stets hinter ihm her bis zu dem Platze, wo er gefallen. Dann nehmen sie die Zähne, schneiden das Fleisch in Stücke und verkaufen es samt dem Elfenbein. Ein Frasila (35 Pfund) bekommt man gewöhnlich für 6 gora[1]).

Das Flußpferd wird auch mit dem Speer erlegt. An dem Speer ist ein langes Seil befestigt. Wenn sie das Tier getroffen haben, halten sie es an jenem Strick und wenn seine Kräfte völlig erlahmt sind, ziehen sie es heran aufs trockene Land. Kopf und Haut werfen sie weg, während sie das Fleisch mitnehmen. Krokodile werden gleichfalls mit dem Speere erlegt.

Wenn jemand gestorben ist, müssen alle Leute eingeladen werden. Sind alle gekommen, so geht man in das Haus und schafft alles, was dem Verstorbenen gehört hat, bei Seite. Dann zählen sie seine Rinder, seine Ziegen und alles was sonst noch vorhanden. Darauf sagen sie zu seinem Kinde und dessen Mutter: „Wir wollen ihn nun beerdigen.“ Diese geben dann gewöhnlich 4—5 oder 6 Rinder und auch Ziegen her und geben den Leuten außerdem die Erlaubnis und sagen zu ihnen: „Gehet hin auf seine Felder und verwüstet alles, was ihr dort vorfindet, schneidet alle Früchte ab.“ Der Grund ist der, daß die Frau sehr betrübt ist und sagt: „Es giebt nichts vorzüglicheres als mein Mann war, ich habe meinen Mann verloren, drum will ich auch alles andere verlieren.“ Die geschenkten 4—6 Rinder werden geschlachtet und dann ein Fest mit Tanz veranstaltet. Nach Beendigung des Festes folgt die Beerdigung.

[1]) 1 gora = 30 Unterarmlängen.

le folgen mit ihren Speeren und während die Einen schnell
rwärts gehen, kommen andere wieder zurück. Am Grabe
ıgekommen, beerdigen sie ihn. Auch seine Kleider werden
le mitgenommen. Nach der Beerdigung gehen sie auf die
elder und verwüsten sämtliche Feldvorräte des Verstorbenen.
ananen und Mais, Bataten und Malesi und Magimbi
– alles wird vernichtet, sein Haus wird sogar den Flammen
reisgegeben. Die Frau geht mit ihren Kindern zu den
rigen und nimmt ihre Rinder noch mit. Die Hälfte des
Besitzstandes an Vieh wird nämlich geschlachtet und den Nach-
arn gegeben, die andere Hälfte erhält die Frau und ihre Kinder.

Wenn die Frau sich wieder verheiraten will, kann sie
s, denn sie hat keine Trauer. Sie sagen die Trauer bedeute
die geschlachteten Rinder, die verwüsteten Felder und das in
Brand gesteckte Haus, und sie sind der Meinung, daß das
zur Trauer genüge.

Kehren wir nunmehr zu unserer Karawane zurück. Wir er-
kundigten uns in Konde nach der dortigen europäischen Missions-
station. Sie sagten uns, daß wir in zwölf Stunden von dort,
wo wir waren, hinkommen könnten. Es war 12 Uhr mittags
und wir marschierten bis 5 Uhr gegen Abend. Die Soldaten
waren ermüdet und es war nötig, das Lager aufzuschlagen.
bana Illich und bana Krause blieben bei den Soldaten.
bana Bumiller befahl mir, mit drei Trägern für seine drei
Lasten, dem Mwenyi Tshande und Othmani weiter zu mar-
schieren. Wir hatten 6 Gewehre und mußten, um an jenem
Tage noch zur Mission zu gelangen, in dunkler Nacht über
Berge und Flüsse dahin. Mwenyi Tshande sagte: „Das
geht nicht, denn wir haben hier vom Lager bis zur Mission,
wenn wir schnell marschieren, noch sechs Stunden Marsch
nötig. Außerdem ist es gefährlich wegen der Eingeborenen,
die hier noch sehr dumm sind und in allem Krieg vermuten.
Wilde Tiere giebt es auch in Menge, Löwen und Leoparden
sind überall, es ist besser wir bleiben hier." bana Bumiller

sagte jedoch: „Ich will nicht, ich will heute noch zur Mission.' So mußten wir denn in der Nacht bei Dunkelheit und schlechten Wegen weiter marschieren. Der Weg ging bergauf, bergab und durch Flüsse. Als wir in die Nähe der Mission kamen, war es $11^1/_2$ Uhr Nachts. Plötzlich hörten wir Eingeborene daher kommen, die uns auf **kikonde** anriefen. Sie fragten: „Was seid ihr für Leute?" Wir antworteten nicht. Sie fragten zum zweiten Male. Da antwortete Mwenyi Tshande und sagte zu ihnen: „Wir gehören zur Karawane eines Europäers und wollen zur Mission.' Darauf ließen sie uns vorbeiziehn.

Um $12^1/_4$ Uhr Nachts langten wir in der Mission an. Die Missionare hatten keine Ahnung, daß Europäer kamen. Sie stürzten an ihre Gewehre, da sie glaubten, es handele sich um einen Angriff und fragten uns auf **kikonde**. Mwenyi Tshande antwortete ihnen: „Europäer kommen." **bana** Bumiller rief ihnen auf deutsch zu: „Ich komme als euer Freund." Als sie die deutschen Worte vernahmen, kamen sie schnell heran, um uns abzuholen. Sie freuten sich sehr, als sie einen Landsmann sahen und noch dazu einen Beamten der Regierung. Sie erwiesen ihm alle Ehre und unterhielten sich lange mit ihm. Er sagte ihnen: „Ich erwarte meine Karawane und werde morgen weiter reisen." Am nächsten Morgen um 11 Uhr kam die Karawane an. Wir marschierten sofort weiter nach einer anderen Mission. Die Entfernung zwischen beiden betrug 10 Stunden.

Von unserem Aufbruche an marschierten wir immer durch Bananenpflanzungen, bis wir zur nächsten Mission kamen. Es war kein anderer Baum zu sehen als Bananen und zwar auf eine Strecke von 10 Stunden. Wir konnten vor lauter Bananen die Sonne nicht sehen. Als wir bei der zweiten Mission ankamen, waren die Soldaten zurückgeblieben. Sie kamen erst am nächsten Morgen.

Von da gingen wir zur dritten Mission. Diese lag

ur einen Tag vom Nyassa-See entfernt. Dort erfuhren wir uch, daß bana Wißmann von seiner Reise zu den Mafiti hon nach Rumbira zurückgekehrt war. Von hier brachen ir morgens auf und marschierten bis Mittags, dann machten ir Halt und kochten ab.

Die Wakonde in jener Gegend sind anderer Art. Ihr Häuptling ist ein anderer, er heißt Makenya. Alle Wakonde ürchten ihn seiner Grausamkeit wegen. Auch der Mission atte er schon öfter Ungelegenheiten bereitet. Diese sagte ns daher, wir sollten sehr vorsichtig im Lande Makenyas ein, denn er sei sehr gefährlich.

Nachdem wir abgekocht hatten, zogen wir 6 Leute mit ana Bumiller weiter, denn die übrige Karawane marschierte langsam, wir konnten nicht mit ihnen gehen. Wir marschierten bis 5 Uhr gegen Abend und machten an einem Flusse halt, um die Karawane abzuwarten, dort zu schlafen und dann weiter zu ziehen. Als die Karawane ankam, sagte bana Bumiller zu bana Illich und Krause: „Schlagt das Lager hier auf und bleibt über Nacht, ich will zu Makenya gehen, denn ich habe gehört, es sind nur drei Stunden, ihr seid zu müde dazu. Ich nehme meine Leute und Sachen mit, um bei Makenya zu übernachten. Wenn ihr Gewehrschüsse hört — wird es sich wohl um etwas Feindseliges handeln. Hört ihr aber nichts, so läuft alles gut ab. Wenn ihr morgen von hier aufbrecht, sucht mich nicht, denn ich will schleunigst mit dem Boote nach Rumbira fahren, um die Stahlboote zu holen, die die Karawane übersetzen sollen.“

Wir ließen also unsere Karawane wiederum hinter uns und zogen weiter, um zu Makenya zu gelangen. Als wir eine Stunde marschiert waren, sagte uns jeder, den wir fragten, ob Makenya in der Nähe sei „ja Makenya wohnt hier nahe“. Mwenyi Tshande schickte nun einen Mkonde und ließ ihm sagen: „Geh' schnell zu Makenya und sage ihm, daß ein Europäer, ein Beamter der Regierung, komme, er

solle sich ja nicht seine Unverschämtheiten erlauben, wie er dies den Missionen gegenüber thue. Das könne ihm schlecht bekommen, denn wenn er so dumm sei, würden sie ihn schlagen und ihm seinen ganzen Besitz wegnehmen. Er solle darum recht ordentlich sein, auf halbem Wege dem Europäer schon entgegenkommen und ihn mit Ehren empfangen, bevor er noch sein Haus betreten habe."

Der Mkonde machte sich auf und überbrachte Makenya diese Botschaft. Da bekam dieser Angst, kam schleunigst gelaufen und traf uns noch unterwegs. Als er ankam, erkannte ihn keiner als den gefürchteten Makenya, so verängstigt sah er aus. Er war so unbeholfen wie ein kleines Kind. Er führte uns bis zu seinem Hause und sagte uns dann: „Schlafet in meinem Hause, ich werde anderswo schlafen." Das geschah nur aus Furcht. Aber wir willigten nicht ein, in seinem Hause zu schlafen, sondern wollten lieber in unserem Zelte bleiben, denn wir hatten ihn im Verdacht, er beabsichtige sein Haus in Brand zu stecken. bana Bumiller hieß ihn gehen und sagte ihm: „Geh jetzt schlafen, morgen früh besorge Boote, um uns nach Rumbira überzusetzen. Paß nur gut auf, daß meinen Leuten, die noch hinter uns sind, meinen Soldaten und den Europäern nichts geschieht und daß sie keinen Schaden leiden. Du selbst mach dich in diesen Tagen auf den Weg, um den großen bana Wißmann zu begrüßen. Wenn du uns Lebensmittel zum Verkauf nach Rumbira bringst, denn wir sind sehr viel Leute dort, wirst du vieles Nützliche dafür erhalten, Stoffe und Perlen, alles, was du haben willst, wirst du bekommen." bana Bumiller legte sich schlafen, aber Makenya traute sich nicht zur Ruhe zu gehen, denn er befürchtete, daß ein anderer Mkonde kommen und uns Schaden zufügen könne und daß ihn nachher die Strafe dafür ereile. bana Bumiller gab ihm Erlaubnis schlafen zu gehen, aber er ging nicht, er hielt draußen Wache bis zum Morgen. Eine Stunde nachdem wir uns zur Ruhe gelegt

atten, brach solch ein Sturm mit Regen aus, daß er unser zelt umwarf. Wir konnten vor Regen, Wind und vielen Moskitos nicht schlafen.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und mieteten uns Boote, um nach Rumbira zu gelangen. Die Fahrt dauerte im Ganzen drei Stunden. Als wir uns Rumbira näherten, erkannten die unsrigen nicht, daß wir es waren, da wir von einer andern Seite kamen. Erst als wir ganz nahe kamen, erkannten sie uns. Sie freuten sich sehr, denn man hatte uns schon für verloren gegeben. Sie hatten nämlich, seit wir von Rumbira abmarschiert waren, keine Nachrichten von uns bekommen.

Bana Bumiller befahl, daß die Stahlboote unsere Karawane abholten. Für die nächsten 16 Tage blieben wir dann in Rumbira. Die Eingebornen kamen jetzt allenthalben herbei, um mit uns Handel zu treiben. Sie brachten sehr viel Lebensmittel, sowie Rinder, Schafe und Hühner, alles was sie hatten, schleppten sie herbei, und wir kauften es ihnen ab. Auch die Häuptlinge der Umgegend kamen, um Herrn Major von Wißmann zu begrüßen, aber sie trugen niemals Kleider, sondern hatten nur ihr schmales Schurzfell.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Rumbira bekam bana Bumiller den Befehl nach Usango zu Merere zurückzumarschieren, um mit ihm einen Vertrag über Trägerlieferung abzuschließen. Wir reisten mit bana Wißmann zusammen auf unserm Marsche nach Konde, da wir zunächst zusammen auf Jagd gehen und dann die Karawane teilen wollten. Nach einem zweitägigen Marsche erreichten wir eine Missionsstation, welche uns mitteilte, wo Löwen und Nashörner sich aufhielten. Sie gaben uns einen Führer, der uns dorthin bringen sollte. Von der Mission hatten wir bis an Ort und Stelle anderthalb Tage zu marschieren. Als wir am zweiten Tage anlangten, schlugen wir unser Lager im Walde auf, um Nachts auf Löwen und Leoparden zu passen.

Wir schliefen die ganze Nacht hindurch nicht, da wir auf Anstand lagen, aber wir bekamen nichts zu Gesicht, wir hörten sie nur brüllen und heulen.

Hier wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, gab es zweierlei Wasser, kaltes und warmes, welch letzteres fast siedend aus der Erde hervorquoll und infolge des Kochens sehr hoch in die Höhe sprang. Man konnte die Hand nicht hineintauchen. Wenn jemand Sandflöhe hat, und seine Füße in dieses Wasser steckt, so sterben die Tiere. Zum Trinken mag es wohl auch gut sein, aber wir haben es nicht probiert. In Deutschland habe ich ähnliches Wasser gesehen wie dieses, denn wie die Leute mir sagten, soll es sehr gesund für Kranke sein, da es eingenommen wie ein Abführmittel wirkt.

Drei Tage blieben wir in diesem Lager, ohne auf einen Löwen zu Schuß zu kommen. Wir kehrten daher zur Mission zurück. In der Nähe dieser schlugen wir unser Lager auf und teilten dann unsere Karawane. bana Wißmann wollte auf Nashornjagd gehen, während bana Bumiller sich zu Merere begab. Er nahm 17 Soldaten und den bana Dehm mit sich.

Auf unserem Weitermarsche kamen wir nach Verlauf von sechs Stunden um 7 Uhr Abends in die Nähe eines Konde-Dorfes. Die Leute daselbst waren sehr wild und ungebildet. Ihnen waren die Angelegenheiten der Europäer noch unbekannte Dinge. Als sie unsere Flagge sahen, erschraken sie sehr. Sie kamen alle um unser Lager herum, um sich die Uniformen unserer Soldaten anzuschauen. Später erschien der Bruder des Häuptlings aus jenem Ort, ein baumlanger Mensch, stolz und prahlerisch mit sechs Speeren in der Hand. Unser Dolmetscher Othmani bin Said sagte dem Mkonde-Dolmetscher, er solle sie auffordern uns Brennholz zum Kochen zu geben oder es uns zu verkaufen. Sie weigerten sich jedoch und sagten: „Sucht euch selbst Brennholz. Wer hat euch überhaupt gerufen hierher

zu kommen? Wir haben keine Angst vor Europäern, noch vor eurer Fahne. Brüstet euch nicht so sehr, wir kennen keine Deutschen noch eure Fahne noch euren Sultan, wir kennen nur unsern Sultan.“ Als Othmani und ein Soldat Saleh, ein Comore, das hörten, ergriff letzterer den langen **mshenzi**[1]) und warf ihn auf die Erde, um ihm seine Speere abzunehmen. Othmani befahl einigen andern Soldaten dem Saleh beizustehen. Bevor diese ankamen, hatte der mshenzi sich wieder erhoben. Saleh ergriff ihn und warf ihn wiederum. Darauf führten ihn die Soldaten ins Lager zu bana Bumiller. Plötzlich hieß es „Gewehre in die Hand,“ „Gewehre bereit.“ Wir umgaben sofort unser Lager, denn die Eingebornen wollten uns zu Leibe. Als bana Bumiller sah, daß wir rund um unser Lager mit fertiggemachten Gewehren standen und der mshenzi gefesselt dalag, fragte er Othmani: „Warum habt ihr den mshenzi festgenommen?“ Othmani gab ihm genauen Bericht, daß er unsere Flagge beschimpft und gesagt habe, sie erkennen die deutsche Flagge nicht an. bana Bumiller war natürlich aufgebracht darüber und fragte ihn: „Hast du das wirklich gesagt?“ Er antwortete: „Ja, ich habe es gesagt, aber verzeihe mir jetzt.“ Er sollte nun den Tag über eingesperrt bleiben und am nächsten Morgen 12 Rinder bringen, um die Flagge zu kaufen, damit er sie fortan kenne.

Die Eingebornen waren dadurch in solchen Schrecken versetzt worden, daß sie Abends noch bei ihrem Oberhaupt zusammen kamen und beratschlagten wie sie ihren Gefährten wieder heraus bekämen. Etwa 1 Uhr Nachts hörten wir Leute herankommen. Es war der Häuptling der Eingeborenen, der kam, um bana Bumiller um Entschuldigung zu bitten, er möge ihm verzeihen, er willige gern ein 12 Ochsen zu liefern und die Flagge zu erkaufen, er möge ihm seinen Bruder zurückgeben. bana Bumiller sagte zu ihm: „Ich

[1]) Eingebornen, Wilden

hätte ihn niemals festgenommen, aber er hat es sich selbst zuzuschreiben. Ich bin nicht hierher gekommen, euch eure Rinder oder euren Besitzstand zu nehmen, sondern ich bin hierher geschickt worden, dies Land zu bereisen und Frieden zu stiften unter denen, die sich nicht vertragen und die Flagge unseres Kaisers zu hissen. Dieser da hat unsere Flagge beschimpft. Wäre es ein vernünftiger Mensch, der weiß, daß es eine Schande ist eine Flagge zu insultieren, so hätte ich ihn niedergeschossen, aber er ist ein dummer Mensch, der davon keine Ahnung hat. Das ist auch der Grund weshalb ihr 12 Ochsen liefern sollt, damit ihr nunmehr wißt, daß es sich nicht schickt, die Flagge zu beschimpfen. Laßt das nicht zum zweiten Mal vorkommen." Damit erklärte sich bana Bumiller zufrieden gestellt, und sie lieferten die Ochsen.

Wir marschierten nun weiter zu einem Sultan namens Maisote. Als wir aufbrachen, setzte die große Regenzeit ein. Wir hatten so unter dem Regen zu leiden, daß wir einen Tagesmarsch nicht in zwei Tagen machen konnten, so goß es in Strömen. Wenn es nämlich im Konde-Land sehr regnet, hätte man fast nötig zu schwimmen. Die Häuser stehen dann vollkommen im Wasser.

Nach drei Tagen kamen wir an einen großen Fluß, aber wir wußten nicht nach welcher Seite er floß, ob er nach dem Nyassa zu oder nach der anderen Richtung sich ergoß. bana Bumiller sagte daher zu Othmani: „Steige auf den Berg da und schau wo der Fluß hinläuft." Othmani ließ sein Gewehr und seinen Revolver bei uns und machte sich auf. Wir marschierten weiter. Als er zurückkehrte, traf er die Karawane nicht mehr an, da wir mittlerweile fortgezogen waren. Er kam hinter uns her, erreichte uns aber nicht. Nach Verlauf von einer halben Stunde stieß er auf zwei Wakonde, die mit Speeren bewaffnet waren. Er wollte sie fragen, ob sie keine Europäerkarawane gesehen,

voraus marschiere. Deren Absicht war jedoch den Oth-
ni auszurauben. Sie ergriffen ihn und sagten: „Gieb
s deinen Rock her." Er zögerte noch etwas, da sagten
ihm: „Wenn du ihn nicht gleich ausziehst, stechen wir
h nieder." Er gab ihnen darauf seinen Rock. „Ziehe
ch dein Hemd aus", hieß es dann. Er weigerte sich.
e Wakonde waren sehr große und kräftige Leute, aber sie
igen keine Kleider, sondern gingen ganz nackt. Sie er-
iffen ihn und wollten ihn niederwerfen. Er wehrte sich und
ng fast eine halbe Stunde mit ihnen. Schließlich wurde
müde. Sie warfen ihn nieder und versetzten ihm einen
peerstich ins Bein. Als er so dalag, dachte er nach, was
inge ich nun an? Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er
griff den einen so fest an der Blöße und zog, daß er zu
Boden fiel. Darauf erfaßte er den Speer des Gefallenen,
m mit dem andern zu fechten. Dieser machte sich schleunigst
avon. Ganz unvermutet erschien der Dolmetscher Merere's
ener Mwenyi Tshande und kam auf Othmani zu. Er er-
annte ihn nicht wieder. Erst als er ganz nahe war, merkte
r, daß es der Dolmetscher von bana Bumiller war. Er
nahm sich des Othmani an und brachte ihn bis zu unserem
Lager.

Sie berichteten, daß Othmani von den Eingeborenen angefallen und durch einen Speerstich verwundet worden. Wir suchten nun den Sultan jenes Landes auf, damit er die Thäter ausfindig mache und sagten ihm: „Wenn du sie nicht findest, erklären wir dir den Krieg." Er erwiderte, er könne ihrer nicht habhaft werden, da er sie nicht kenne. Wir hinterließen ihm jedoch, daß er sie unbedingt herbeischaffen müsse, wenn wir von Merere zurückkämen, hätte er uns diese Leute auszuliefern.

Wir marschierten nun zu Maisote, der dem Merere unterthan war. Er nahm uns in seinem Lande mit großen Ehren auf. Drei Tage blieben wir bei ihm, da bana Bu-

miller erkrankt war. Als wir weiter zogen die Berge hinauf, mußte bana Bumiller bei strömendem Regen in der Hängematte getragen werden. Wir gebrauchten 9 Stunden, um einen Berg zu ersteigen. Oben schlugen wir unser Lager auf. Es regnete sehr. Etwa zwei Stunden später erschienen Wasafa bei uns, die von Usafa kamen, und berichteten uns, daß der Weg nicht zu passieren sei, da die Wahehe im Anzuge wären. Als bana Oehm das hörte, sagte er zu bana Bumiller: „Kehren wir zum Nyassa zurück, denn wir haben nicht Leute genug, um uns mit den Wahehe einzulassen.' bana Bumiller lehnte das jedoch ab und sagte: „Ich gehe nicht eher zurück, bis ich sie sehe, und weiche vor keiner Gefahr, die ich noch nicht gesehen habe." Die Eingeborenen bestanden fest darauf, daß sehr viele Wahehe im Anzuge seien, aber bana Bumiller glaubte ihren Worten nicht.

Am nächsten Morgen schlugen wir den Weg nach Usafa ein. Die beiden Leute, welche uns die Nachricht von den Wahehe überbracht hatten, nahmen wir mit, damit sie uns zeigen sollten, wo sich diese aufhielten. Sie mußten voraus gehen. Wir marschierten 9 Stunden lang ohne einen Menschen zu sehen, noch entdeckten wir irgend etwas Feindseliges. Es regnete so unaufhörlich, daß wir bei strömendem Regen im Walde übernachten mußten. Wir versuchten Streichhölzer anzuzünden, aber sie brannten nicht vor Regen und Kälte.

Am nächsten Tage kamen wir nach Usafa und fragten die Eingeborenen: „Ist es wahr, daß Wahehe hierher gekommen sind?" Sie antworteten uns: „Wir haben keine Wahehe durchziehen sehen." Nun wußten wir, daß jene uns nur hatten ängstigen wollen.

In Usafa blieben wir zwei Tage und schickten dann Nachricht zu Merere, daß wir im Anmarsch seien. Auf die Botschaft hin, kamen uns seine Leute entgegen, und geleiteten uns nach Uténgure. Dort angekommen wurden wir großartig aufgenommen und bekamen Häuser im Orte selbst an-

viesen. Daß er uns zu sich nach Uténgure ließ und uns
iuser in seiner Stadt zur Verfügung stellte, entsprang der
ırcht, daß die Wahehe uns Nachts in unserem Lager über-
llen könnten. Wir blieben acht Tage lang bei Merere.
den Tag beriethen wir die Trägerfrage, die er natürlich
cht ablehnen konnte. bana Bumiller erkrankte von neuem.
r wollte Merere daher zu uns ins Haus bestellen, um das
ıauri (Berathung) zu beendigen, damit wir abreisen konnten.
n demselben Tage war einer unserer Träger gestorben.
)araufhin weigerte sich Merere und ließ sagen: „Ich komme
icht dorthin, denn es ist jemand bei euch gestorben. bana
Bumiller darf auch nicht zu mir ins Haus kommen bis 4
Tage verstrichen sind, denn es ist jemand gestorben und ich
arf selbst mit niemand zusammentreffen, der einen Leichnam
gesehen hat.“

Am nächsten Tage schickte bana Bumiller jemand zu
ihm und gab diesem den Auftrag: „Geh zu Merere und
sage ihm, ich käme zu ihm.“ Merere lehnte dies ab. Wir
wollten natürlich weiter marschieren. Als daher die Antwort
eintraf, er solle nicht kommen, schickte bana Bumiller den
Dolmetscher und ließ ihm sagen: „Gehe hin und sage ihm,
es sei gut, ich käme heute nicht, aber morgen habe er zu mir
zu kommen. Wenn er nicht komme — was dann geschähe
— dafür solle er mich nicht verantwortlich machen.“

Als Merere das hörte, bekam er Angst. Am nächsten
Morgen war er bei uns. Sie berieten nun wegen der
Träger. Nach Verlauf von einer halben Stunde sagte er, er
würde in drei Tagen Träger stellen. Nach drei Tagen gab
er uns 40 Mann und sagte: „Andere werden nachfolgen.“
Wir nahmen diese zunächst und machten uns auf den Weg
nach Unyika.

Allenthalben trafen wir hier, in jedem Orte wo wir
hinkamen, einen andern Häuptling. Der Reichtum der
Wanyika besteht hauptsächlich in Ziegen und Rindern. An

Getreide pflanzen sie meist Mawese und Hirse. Sobald sie erfahren, daß Fremde kommen, schließen sie das Thor ihrer boma und bringen ihre Rinder und Ziegen in Sicherheit.

Der Häuptling des ersten Ortes, den wir erreichten, hieß Karondo. Die Bewohner verschlossen uns das Thor und wir hatten nichts zu essen. bana Bumiller gab nun dem Dolmetscher den Auftrag: „Geh in die Stadt und sage dem Häuptling, er solle das Thor öffnen und uns in die Stadt lassen, oder, wenn er das nicht will, sollen sie Nahrungsmittel zum Kaufe herbringen, denn meine Leute hätten keine." Der Häuptling kam selbst und sagte uns: „Wir haben weder Lebensmittel noch Ziegen oder Rinder." Darauf gab ihm bana Bumiller zur Antwort: „Wenn du keine Lebensmittel bringen willst, so öffne uns wenigstens das Thor der Stadt, damit wir hineinkommen und dort alle dann Hungers sterben." Er ließ uns in die Stadt hinein.

Als wir einmarschierten, fanden wir, daß fast alle geflohen waren, es waren nur wenige zurückgeblieben. Alle Lebensmittel hatten sie bei Seite geschafft. Etwa eine halbe Stunde später ging ein Soldat außerhalb Brennholz suchen. Als er in den Wald trat, fand er alle Ziegen, Rinder und Schafe dort vor. Er kehrte zurück und teilte uns mit, daß eine Menge Rinder und Ziegen im Walde seien. Sofort wurden 6 Mann mit Gewehren beordert, die Rinder und Ziegen herbeizutreiben. Als sie sie brachten, sagte bana Bumiller zu dem Häuptling: „Gehören diese Rinder nicht dir?" Er antwortete: „Sie gehören uns." „Warum sagst du denn, daß du keine Rinder und Ziegen hast?" Darauf erwiderte er: „Diese gehören vielen Leuten, nicht mir allein." bana Bumiller wollte die Tiere natürlich nicht umsonst haben, sondern sie ihm abkaufen. Wir nahmen aber Ziegen und Rinder mit uns als wir abzogen, um dem Häuptling Angst zu machen und ihn zu bestrafen, damit er nicht wieder die Unwahrheit sage. Die Karawane marschierte weiter und der

uptling folgte uns mit seinen Leuten und bat uns, ihm ıe Ziegen und Rinder zurückzugeben. In unserer Absicht ; es, sie zu ängstigen und ihnen die Thiere am nächsten ıge wieder zu geben.

Als wir an einem Walde ankamen, schlugen wir unser ger auf und schlachteten einen Ochsen und vier Ziegen. n nächsten Morgen sahen wir die Eingeborenen in der ihe unseres Lagers schlafen, es war ihnen schmerzlich, sich ›n ihrem Vieh zu trennen. Da befahl bana Bumiller den oldaten: „Gebt den Leuten ihr Eigentum zurück.“ Der ›olmetscher mußte ihnen außerdem noch folgendes erklären: Wenn ein Europäer oder sonst ein Fremder hier durchzieht, abt ihr euch ordentlich zu benehmen und ihnen Essen und :rinken zu liefern. Wenn ihr es wieder so macht, wie ihr s heute mit uns gemacht habt, werdet ihr eure Strafe dafür ekommen.“ Sie waren sehr erfreut und bedankten sich sehr. Die Tiere, welche wir geschlachtet hatten, bezahlten wir ihnen nit Stoffen.

In dem nächsten Orte wollten sie es uns ebenso machen, ıber das Verstecken gelang ihnen nicht, denn wir waren ihnen zu plötzlich in die Stadt gedrungen. In jedem Haus, in das wir eintraten, fanden wir die Leute ihre Bündel schnüren, um zu fliehen, denn sie glaubten, wir wollten sie schlagen und ihnen ihre Habe rauben. Ihre Rinder in der **boma** wollten sie im letzten Momente gleichfalls noch wegschaffen. Wir fragten sie: „Warum treibt ihr das Vieh weg?“ Sie antworteten: „Wir wollen es auf die Weide treiben.“ Wir sagten ihnen aber: „Dazu habt ihr keine Erlaubnis, laßt sie hier, ihr fürchtet nur, daß wir sie euch wegnehmen. Wir rauben nicht, sondern das, was wir haben wollen, kaufen wir.“ Darauf ließen sie sie da. Sie verkauften uns zwei Rinder, Mehl und Mais und brachten dem **bana** Bumiller Hühner. Wenn dort jemand ein Ehrengeschenk machen will,

bringt er ihm gewöhnlich Hühner, Mehl, Eier und pombe, da sie selbst meist nichts anderes haben.

Ihre Dörfer legen sie gewöhnlich im Busch an und umgeben den befestigten Ort mit Wassergräben. Wenn sie zum Kriege ausziehen und jemand töten, so nehmen sie seinen Kopf mit und hängen ihn an der Pallisaden-boma auf. Ihre Toten begraben sie nicht, sondern werfen sie fort. Krepiertes Vieh jedoch werfen sie nicht weg, sondern essen es.

Von hier marschierten wir weiter nach Karonga. Nach einem zweitägigen Marsche gelangten wir in die Nähe dieses Ortes. Es giebt dort auch eine Niederlassung eines Arabers und eines Suaheli. Überall hörte man seinen Namen Mlozi. Alle Wakonde waren vor Mlozi in Furcht. Als wir in die Nähe kamen, sagten uns die Eingeborenen: „Nehmt euch sehr in Acht, denn der Mlozi ist ein böser Geselle, er will nichts von Europäern wissen, und ihr seid zu wenig Leute." Die Leute glaubten, wir fürchteten ihn ebenso wie sie. Wir schlugen unser Lager ganz nahe bei dem Orte des Mlozi auf. Er liebte es allem Anschein nach, andere Leute in Schrecken zu setzen. Abends schlugen er und seine Leute die Trommel und schossen ihre Gewehre ab. Sie dachten sich natürlich bei ihrem Spiele, wir würden uns fürchten, aber wir schliefen ruhig in unserem Lager.

Am nächsten Morgen marschierten wir weiter zu Mwakilima. Sobald wir angekommen, ließen wir uns in der Nähe seiner Häuser nieder. Er nahm uns sehr freundlich auf. Von Gestalt war er sehr groß, und er hielt sich bei seiner schönen Figur auch gut. Seine Häuser waren sehr reinlich. Er hatte sie alle mit Kalk getüncht wie an der Küste. Das Innere der Häuser war ebenfalls sehr reinlich.

Er behandelte uns deshalb so zuvorkommend, da er gern gesehen hätte, daß wir ihm im Kampfe gegen einen andern Häuptling, der Mwakiyusa hieß und ihn sehr bedrängte, beigestanden hätten. Dessen Land grenzte an seines

Als wir an einem der nächsten Morgen abmarschierten, leitete er uns durch sein Land hindurch, damit niemand s Schaden zufüge — oder aber, daß niemand uns Mitteilungen er sein Land mache. Sobald wir an der Grenze ankamen, te er: „Ich kehre jetzt zurück, denn dies ist nicht mehr in Land. Wenn ich mit euch zusammen einziehe, wird wakiyusa sagen, ich wolle ihn bekriegen, ich will aber chts mit ihm zu thun haben." Wir erwiderten ihm: Komm, folge uns." Er war aber trotzdem nicht zu beegen, das Land zu betreten. So nahmen wir denn von nander Abschied.

Wir marschierten durch Bananenhaine, bis wir bei Kwakiyusa ankamen. Dort schlugen wir unser Lager auf nd fragten nach dem Häuptling. Man antwortete uns: Er ist nicht da, er ist spazieren gegangen." bana Bumiller agte zu ihnen: „Schickt Leute aus, die ihn zurückrufen, ich will ihn sprechen." Da lachten uns die Eingeborenen aus. Das war reiner Stolz, sie verachteten uns — uns, die wir ben ihr Land betreten hatten und nun sofort mit ihrem Häuptling sprechen wollten. Sie schickten natürlich niemand aus, sondern sagten: „Er wird selbst kommen, es ist nicht nötig ihm jemand nachzuschicken." Darauf sagten wir zu ihnen: „Bringt aller Art Lebensmittel herbei, ferner Milch und Rinder, wir wollen euch alles abkaufen, denn wir haben nichts mehr." Sie weigerten sich jedoch und sagten: „Wir wollen nicht." Nun erwiderten wir ihnen: „Wenn ihr uns nichts verkaufen wollt, werden wir es uns mit Gewalt nehmen." Sie lachten uns nur noch mehr aus über den Unsinn, den wir da redeten, denn sie hielten sich mit ihren Speeren für äußerst mächtig. Wir warteten fünf Stunden, ohne daß sie Lebensmittel herbeibrachten. So blieb uns nichts übrig als die Soldaten in die Häuser zu schicken, sich selbst zu versorgen. Unterdes hatten sich um unser Lager etwa 800 Menschen versammelt und wir hatten nur 17 Ge-

wehre und 2 Europäer. Sobald ihnen Lebensmittel aus den Häusern weggenommen wurden, schlugen sie Lärm. Sie kamen herbeigelaufen und sagten: „Wenn jemand ins Haus eintritt, stechen wir ihn mit dem Speer nieder.“ Darauf erwiderte ihnen **bana** Bumiller: „Ich verlange, daß ihr alle, die ihr um dies Lager herumsteht und auch die, welche noch in der Stadt sind, ein jeder, wenn die Sonne hier steht (er zeigte ihnen das mit der Hand), hierher komme, und mir ein kleines Ehrengeschenk bringe. Wenn ihr das nicht thut, werde ich euer ganzes Land mit Feuer verwüsten, denn ich fürchte eure Speere nicht. Meine beiden Gewehre genügen, mir euer ganzes Land zu erobern.“ Darauf zogen sie ab, um sich zu beraten. Nach einer halben Stunde erschien der Häuptling Mwakiyusa selbst und bat um Verzeihung. Dann brachten sie Lebensmittel herbei, 12 Ochsen, 20 Schafe, viele Bananen und alles, was sonst im Konde-Land wächst, um uns ihren Tribut zu zahlen. Nunmehr hatten wir Freundschaft geschlossen. Wir gaben ihm eine deutsche Flagge und trugen ihm auf, er müsse unbedingt in Rumbira beim **bana** Wißmann zur Begrüßung erscheinen. Er begleitete uns dann noch in eigener Person bis zu Makenya.

Makenya war unser Freund. Als wir bei ihm ankamen, veranstaltete er Spiel und Tanz und schleppte uns Rinder und Hühner und sonst noch vielerlei herbei. Er selbst begleitete uns dann im Boote bis nach Rumbira. Als wir dort wieder anlangten, herrschte sehr viel Freude, daß wir glücklich zurückgekehrt waren.

Lange blieben wir auch diesmal nicht dort, nur 14 Tage, um uns für eine Reise nach dem Tanganyika vorzubereiten. An Europäern gingen **bana** Wißmann, **bana** Bumiller, **bana** Fuchs und **bana** Oehm mit. Wir benutzten die beiden Stahlboote, um uns und unsere Soldaten nach Karonga überzusetzen. Von Rumbira aus fuhren beide Boote nebeneinander. Drei Stunden lang hatten wir die

gel gehißt. Plötzlich erhob sich ein Sturm. Das Boot,
dem bana Wißmann saß, war dem unsrigen voraus.
ne halbe Stunde später hatten wir es aus den Augen
:loren. Wir fuhren bis um Mitternacht und kamen dann
die Nähe von Mwakaringas Land. Da gingen in un=
em Boote einige Schrauben los, sodaß es aussah als ob
entzwei brechen wollte. Es füllte sich mit Wasser, und
:r befanden uns noch auf offener See. Die Ladung war
oß an Menschen und Lasten. An Schlaf konnte keiner
nken, da wir fortwährend Wasser zu schöpfen hatten. Erst
gen Morgengrauen trieben wir der Küste zu. An eine
andung war des hohen Wellengangs und der Ebbe wegen
icht zu denken. Wir mußten einiges von der Ladung ins
Meer werfen. Mit dem kleinen Boote versuchten wir unsern
Herrn zuerst an Land zu bringen, aber dasselbe kam nicht
egen die Wellen an. Die Soldaten; welche schwimmen
onnten, stürzten sich in die See, auch alle Wasango sprangen
inein, damit das Boot leichter wurde. Sie schwammen
ans Ufer und zogen nun das Boot an Stricken heran. Zwei
von den Wasango kamen dabei um.

Am Lande fanden wir keine Dörfer, sondern nur Wald
vor. Wir schlugen unser Lager auf und luden unsere Sachen
aus, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Zwei Tage
lang hatten wir mit dem Ausbessern des Bootes zu thun.
Die Karawane zog nun weiter über Land nach Karonga,
während bana Fuchs und 6 Mann das Boot nach Karonga
brachten, denn von hier aus sollte unsere Karawane zum
Tanganyika aufbrechen. Nach zwei Tagen Marsch hatten wir
Karonga erreicht. Am zweiten Tage, als wir uns Karonga
näherten, bemerkten wir in der Nähe unseres Lagers einige Hütten
der Wakonde im Bananenhain versteckt. Sobald die Bewohner
unserer ansichtig wurden, wollten sie ausreißen. bana Bu=
miller schickte sofort den Dolmetscher hin, um sie zur Rückkehr
zu bewegen und ihnen zu sagen, daß wir nichts Feindseliges

gegen sie im Schilde führten. Darauf kamen sie wieder in ihre Häuser zurück.

An diesem Tage war es auch, an dem ich mit bana Bumiller wegen eines Koffers in Streit geriet. Der Koffer war mit allen möglichen Dingen voll gepackt und am Abend rief er mich herbei, ihm Chinin zu suchen. Bei der Menge Sachen, die im Koffer waren, konnte ich es nicht finden. Da wurde er ärgerlich und sagte zu mir: „Schere dich deiner Wege." Ich wollte nun fortgehen, aber ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, denn wir waren da im Innern und ich besaß nichts, hatte nicht einmal Waffen und dazu war es dunkle Nacht. Ich ging zu meinen Landsleuten, die nun zusammenschossen, jeder von ihnen gab mir 6—10 Rupie, so daß ich bald 100 Rupie beisammen hatte. Kleider gaben sie mir auch. bana Bumiller hatte jedoch nicht beabsichtigt mich wegzujagen, er wollte mir nur Angst machen und mich bestrafen. Als er erfuhr, daß ich weggehen wolle, schickte er Othmani bin Said und sagte ihm: „Geh und rufe ihn." Othmani erwiderte: „Er ist schon fort." Da schickte er Nachts noch 6 Soldaten aus, mich zu suchen. Meine Landsleute hielten mich jedoch versteckt, um mich am nächsten Morgen ungesehen auf den rechten Weg nach Karonga zu bringen. Als sie nun erfuhren, daß er mich rufen ließ, brachten sie mich zu ihm, um zu hören, was er mit mir machen wolle. Mich ließ er nun zunächst bis zum nächsten Morgen in Haft bringen. Meinen Landsleuten aber sagte er: „Ich wollte ihn nicht fortjagen, sondern nur bestrafen." Am nächsten Morgen holte er mich wieder aus der Haft hervor und gab mir meine Arbeit wieder.

Nachdem unsere Lasten geschnürt, zogen wir weiter nach Karonga. Als wir dort ankamen, lag bana Oehm in Fieber, er war an den Pocken erkrankt. Wir brachten ihn nach einem anderen Orte auf eine Pflanzung, damit er dort genese. Drei Tage blieben wir daselbst, um abzuwarten, ob es

ım vielleicht besser gehen werde. Am dritten Tage starb
. Auch einer von unseren Soldaten erkrankte an den
ocken. Diesen ließen wir in Karonga zurück.

Wir zogen nun weiter zum Tanganyika. Nach einem
Marsch von zwei Tagen kamen wir in eine Wildniß. An
emselben Tage liefen uns unsere Wasango-Träger davon.

Bana Wißmann befahl nun bana Bumiller zu Merere
u gehen und ihm mitzuteilen, daß seine Leute, die er uns
egeben, unsere Lasten weggeworfen nnd geflohen seien.
Wir wollten nunmehr andere haben.

Noch an demselben Tage trennten wir uns von der
Hauptkarawane und bana Bumiller nahm 26 Soldaten mit
ich, 11 Sudanesen und 15 Suaheli. Nach drei Tagen
erreichten wir Usango. Als wir ankamen, war Merere ganz
bestürzt. Er fragte uns sofort: „Was giebt es denn?" Nun
erzählte ihm Dr. Bumiller, daß seine Leute fortgelaufen,
und er uns andere besorgen müsse. Die, welche uns
desertiert waren, waren bereits in der Stadt eingetroffen.
Er ließ sie ergreifen und ins Gefängnis werfen. Uns
sagte er: „Gut, ich werde euch andere Leute geben."

Wir blieben vier Tage dort, um Träger zu suchen.
Da teilte uns Merere mit, er wolle seine Leute sammeln,
die uns durch das Land des Zunda und Kimaraunga be-
gleiten sollten. Zunda und Kimaraunga waren nämlich
seine Unterthanen, aber sie hatten sich gegen ihn aufgelehnt.
Sie überfielen gewöhnlich die Karawanen, die durch ihr
Land zogen. Merere sagte nun zu uns: „Wir wollen hin
und uns mit ihnen auseinandersetzen. Entweder vertragen
wir uns, oder, wenn sie nicht wollen, kämpfen wir mit
ihnen." Bana Bumiller antwortete ihm: „Gut, bring deine
Leute her, aber ich will keinen Krieg. Wenn ich mit ihnen
zusammentreffe, werde ich Frieden stiften und die deutsche
Flagge hissen. Weigern sie sich aber sie anzunehmen, dann
bin ich zum Kampfe mit ihnen bereit."

Den Befehl übergab Merere seinem Sohne Mgandire und seinem Vezier. Er hob 4000 Mann aus, die uns auf diesem Marsche begleiten sollten. Wir hatten jedoch zunächst keine Ahnung davon, daß er so viele mit uns schicken würde. Als wir von Uténgure aufbrachen, waren es ganz wenig Leute, aber als wir nach einem sechsstündigen Marsche im Lager ankamen, fanden wir dieses schon aufgeschlagen und befestigt und von 4000 Wasango umlagert. Wir waren völlig überrascht. bana Bumiller fragte den Mgandire: „Was wollen diese Leute alle machen?" Er erwiderte: „Sie bringen dich zu Kimaraunga und Zunda, denn diese beiden sind schlimme Gesellen. Wir sind fest überzeugt, daß sie Krieg anfangen werden."

Am nächsten Tage brachen wir auf, marschierten sechs Stunden und kochten dann ab. Sie sagten uns: „In zwei Stunden können wir bei Zunda sein." Um halb zwei Uhr setzten wir unsern Marsch fort. In der Nähe der Stadt war im Busch ein Hügel. Von diesem Hügel aus konnte man die Gegend um die Stadt des Zunda beobachten. Wir hatten uns kaum genähert, als sie uns schon bemerkt hatten. Sie waren auf ihrer Hut und wußten nun, daß die Wasango im Anzuge waren. Alsbald traten sie mit ihrer Fahne heraus und begannen diese zu schwenken als ein Zeichen des bevorstehenden Kampfes. Die Wasango sagten zu uns: „Jene wünschen Krieg, denn sie zeigen uns ihre Fahne und schießen ihre Flinten vor Kriegslust ab." Als wir noch näher herangerückt waren, schickten wir unsern Dolmetscher, um ihnen zu sagen, daß ein Europäer komme und sie keinen Krieg machen sollten. Sie antworteten: „Warum kommen denn so viele Wasango mit? Es ist nicht möglich, daß diese Wasango ohne Grund herkommen, sie wollen uns bekriegen." Der Bote kehrte zurück und teilte uns mit, daß niemand die Erlaubnis habe die Stadt zu betreten. Darauf wurde der Beludsche Jemadari, der schon 17 Jahre bei

kerere lebte, wiederum hingeschickt, um ihnen zu sagen: Der Europäer will keinen Krieg, er will mit eurem Häupt- ng sprechen und ihm die deutsche Flagge verleihen, denn hr seid Unterthanen der Deutschen. Er ging hin und ichtete die Botschaft aus. Der Häuptling erwiderte ihnen: „Gut, so mag denn der Europäer allein kommen, aber kein Msango oder ein anderer Mann darf mitkommen.“

Als der Bote zurückkehrte und uns dies mitteilte, schickte bana Bumiller die Wasango weiter zurück mit der Weisung, sich fernab zu halten und nicht an die Stadt heranzukommen. Er nahm 12 Soldaten, den Beludschen und 3 Dolmetscher mit sich, von denen zwei Wasango und einer ein Mnyika war. Als wir das Thor der Stadt erreichten, fanden wir es verschlossen. Sofort traten zwei Leute heraus, um mit uns zu unterhandeln. Sie sagten zu uns: „Ihr habt keine Erlaubnis zu so vielen zu kommen. Wenn ihr uns euer Anliegen vorbringen wollt, so sei es der Europäer allein mit einem Dolmetscher, aber keiner von ihnen darf Waffen tragen, sie müssen mit leeren Händen kommen.“

Wir überlegten und merkten, daß sie die Absicht hatten, bana Bumiller in die boma zu locken und ihn dann festzunehmen oder zu töten. bana Bumiller hatte zuerst die Absicht sich hineinzubegeben. Wir baten ihn jedoch und sagten: „Geh nicht allein, wenn du dich hineinwagen willst, mußt du dir mindestens 6 Mann mit Gewehren mitnehmen.“ Unsere Worte thaten ihre Wirkung, und er ging nicht hinein. Er sagte zu ihnen: „Ruft mir euren Häuptling hierher, damit wir hier unser shauri (Berathung) erledigen, wenn ihr nicht glauben wollt, daß wir in Frieden hierher gekommen sind.“ Sie riefen ihren Häuptling, der bald mit seinem Vezier erschien. bana Bumiller sagte zu ihm: „Wir wollen zunächst einen Platz haben, um unser Lager aufzuschlagen, darnach wollen wir unsere Geschäfte erledigen.“ Der Häuptling wies uns einen Platz an ohne Wasser und

noch dazu weit von der Stadt gelegen. Wir weigerten uns natürlich an einem so schlechten Platze zu lagern. Vielmehr suchten wir eine schöne Stelle aus, in ihren Pflanzungen gelegen, von wo aus die Stadt zu überschauen war und errichteten dort unser Lager. Wir sagten ihnen nun: „Unser Herr will, daß ihr Lebensmittel für die Soldaten und Vieh zum Verkaufe herbeibringt.“ Sie antworteten: „Wir haben weder Vieh noch Lebensmittel, es herrscht große Armut und Hungersnot in der Stadt.“ Das war samt und sonders gelogen, sie hatten Lebensmittel und auch Vieh, aber sie wollten nichts herausrücken, außer mit Gewalt. Dem Häuptling wurde nun mitgeteilt: „Wenn du uns keine Lebensmittel besorgst und uns kein Vieh verkaufst, so werden wir es mit Gewalt nehmen. Wir wollen es euch nicht rauben, es ist besser, du bringst es, damit wir es kaufen können.“ Er erwiderte uns, er bitte um die Erlaubnis sich mit seinen Leuten erst zu beraten. bana Bumiller sagte ihm noch: „Wenn du hingehst, so nimm die deutsche Flagge mit und hisse sie auf deiner boma. Wenn eine Karawane von Europäern oder Arabern zu dir kommt, so hisse diese Flagge, dann wird dir kein Leid geschehen. Selbst wenn Merere diese Flagge sieht, läßt er dich in Ruhe.“ Zunda hörte jedoch nicht darauf, sondern sagte: „Ich will erst meine Leute befragen.“ „Gut, so gehe hin und überlege dir mit ihnen die Angelegenheit.“

Nach Verlauf von einer Stunde schickten wir einen Mann hin, der ihn rufen sollte, damit er uns schnell Antwort gebe, ob er uns Lebensmittel liefern und die Flage annehmen wolle. Der Bote kam mit Zunda selbst zurück. Er sagte uns: „Die Flagge erkennen wir nicht an.“ bana Bumiller erwiderte ihm: „Du mußt sie anerkennen, denn du stehst unter dieser Flagge.“ Er antwortete: „Nein, ich stehe nur unter meiner Flagge und kenne weder eine europäische noch

e arabische.“ Als das bana Bumiller hörte, befahl er den ›ldaten ihn und den Vezier zu ergreifen und zu fesseln. .e wurden eingesperrt und einer von den Leuten Zundas :ggeschickt mit der Weisung: „Geh schnell in die Stadt ıd sage ihnen, wenn sie nicht schleunigst Lebensmittel :rbeischafften, würden wir ihren Häuptling und den Vezier ›dten.“ Der Bote lief zur Stadt, um den Leuten die tachricht zu überbringen.

Er kehrte zurück und brachte zwei Ochsen, Mehl, Ziegen ınd Eier. Sie glaubten, wir würden die Gefangenen nun rei geben, aber wir sagten ihnen: „Sie sind nicht wegen ›er Lebensmittel festgenommen worden, sondern wegen ihrer ›reisten Worte, denn sie haben die deutsche Flagge beschimpft und gesagt, daß sie sie nicht anerkennen wollten. Saget darum denen, die in der Stadt sind, daß sie sich die deutsche Flagge abzuholen und die Thore zu öffnen haben.“ Darauf schickten sie die Antwort: „Wir wollen keine Flagge, sie mögen unsern Häuptling und seinen Vezier nur behalten und mit ihnen machen, was sie wollen. Sterben sie — so sind andere da, aber mit den Wasango wollen wir uns nicht wieder vertragen und die Flagge wollen wir auch nicht anerkennen.“ Jetzt gaben wir ihnen eine letzte Frist und ließen ihnen sagen: „Wenn ihr bis 10 Uhr morgen früh nicht gekommen seid, um die Flagge und Frieden zu erbitten, so werden wir eure Stadt beschießen und in Brand stecken.“

Wir schliefen nun und schickten am nächsten Tage jemand, der fragen sollte, ob sie nunmehr wollten oder nicht. Er kehrte zurück und sagte uns, daß sie weder Frieden noch die Flagge wollten, wir sollten thun, was uns beliebte.

Als bana Bumiller das hörte, befahl er sofort den Soldaten und den Wasango die boma anzugreifen. Der Kampf dauerte 4 Stunden lang, ohne daß es uns gelang,

einzudringen. Wir nahmen nun Äxte, um das Thor einzuschlagen. Als ein Sudanese, der Fahnenträger, zum zweiten Male zum Hieb auf das Thor ausholte, schoß ihn ein Mann aus der boma nieder. Ein anderer junger Mensch, der die Axt ergriff, um das Thor einzuschlagen, sank gleichfalls getroffen auf den Said Harubu. Eine Anzahl Soldaten versuchten durch den Wassergraben an die boma heran zu kommen. Darauf gossen die Frauen aus dem Innern der boma heißes Wasser auf sie herab. bana Bumiller befahl mir nun den Trompeter zu suchen, um das Signal zum Rückzug zu geben. Als ich an dem Thor vorbei wollte, traf ich einen Soldaten, einen Freund, der rief mir zu: „Geh nicht weiter, denn da drinnen ist einer, der jeden aufs Korn nimmt. Wir können ihn nicht sehen, er hat bereits drei Leute erschossen.“ Ich erwiderte ihm: „Ich suche den Trompeter, der zum Rückzug blasen soll.“ Er antwortete: „Hier ist er, ich rufe ihn.“ Er bekam den Befehl zu blasen, worauf alle Soldaten ins Lager zurückkehrten, um zu ruhen. Vier Soldaten waren verwundet und drei gefallen.

Bana Bumiller schickte sofort einen Eilboten nach Mwenzo, einer Station der Engländer, um bana Wißmann zu bitten, uns mit Soldaten und einer Kanone zu Hilfe zu kommen. Die Entfernung bis nach Mwenzo betrug drei Tage. Jeden Tag versuchten wir die boma zu nehmen, aber es gelang uns nicht einzudringen, denn sie war rund mit Wassergräben umgeben. Wir versuchten alles, aber es mißglückte völlig. Während dieser drei Tage, die wir noch allein waren, schickten wir jedes Mal, wenn wir gekämpft und ermüdet ins Lager zurückgekehrt waren, einen Mann zur boma, um Verpflegung für ihren Häuptling und eine Abgabe für uns zu holen. Das nahmen sie gut auf und schickten das Geforderte, aber das Thor öffnen und die Flagge nehmen — wollten sie nicht.

Die Wasango legten eine besondere Eigentümlichkeit im
ampfe an den Tag, indem sie Graslasten banden und als
childe benutzten, denn eine Kugel, die in das Gras einschlägt,
it keine Kraft mehr.

Als wir am vierten Tage noch keine Nachricht von
ana Wißmann erhalten hatten, gingen wir wiederum an
ie Belagerung der boma. Wir legten Feuer an, aber es
ützte nichts. Acht Wasango wurden verwundet und ihr
Vezier fiel. Als der Sohn Mereres sah, daß sein Vezier
on einer Kugel getroffen niedersank, nahm er, sobald wir
ns Lager zurückgekehrt waren, hundert von seinen Leuten,
im allein die boma zu erstürmen. Aber ihre Kampfesweise
var nicht die rechte. Sie schossen schon von weitem ihre
Gewehre ab, und als sie an die boma kamen, hatten sie
keine Kräfte mehr. Außerdem hatten sie zu große Angst vor
den Geschossen, denn sie hatten schon in unserm Lager die
Erde aufgegraben und schliefen in Höhlen, da die Kugeln
bis in unser Lager hineinflogen. Bei ihrem Angriff wurden
drei Mann verwundet.

Am fünften Tage schlugen die Leute, welche bei Zunda
Posten standen, plötzlich mitten in der Nacht Lärm: „Zunda
ist geflohen." Man rannte schnell hinterher und ergriff ihn
nahe bei seiner boma, aber sein Vezier war entkommen. Als
er gefragt wurde, wer ihm die Stricke gelöst habe, sagte er:
„Der Zauberer hat sie durch Zauberei gelöst." Er wurde
natürlich diesmal fester gefesselt.

Am nächsten Morgen kam bana Fuchs mit einer Kanone
und 20 Soldaten. Sofort befahl bana Bumiller wieder zum
Angriff vorzugehen. Sie richteten das Geschütz auf die boma
und schoßen bis um die Mittagszeit. Es nützte nichts und
nun wußten wir keinen Rat mehr. Es blieb uns nichts
übrig als abermals Eilboten zu schicken, die bana Wißmann
selbst herbeirufen sollten.

Wir hatten 4 Tage auf ihn zu warten. Als er kam,

brachte er das Maximgeschütz mit. Auch das Schießen damit war ergebnislos. Am Abend kam ihm der gute Gedanke, Steine, Pfeile und Speere zu sammeln und an diese in Petroleum getränkte Holzspäne, Grasbündel oder alte Lappen zu binden, sie anzuzünden und auf ihre Häuser in der boma zu schleudern und zugleich Raketen loszulassen. In der Nacht verteilten sich die Soldaten rund um die boma herum. Um Mitternacht sollte jeder, sobald er das Trompetensignal hörte, Feuer in die boma werfen. So geschah es auch. Die Eingeborenen ließen ihre Stadt im Stich und rannten davon, ohne daß jemand merkte, wohin sie sich gewandt hatten. Gegen Morgengrauen betraten wir die Stadt, trafen jedoch keinen einzigen Menschen mehr an, nur Feuer, Rinder und Ziegen. Die Eingeborenen hatten sich hier, wie wir sahen, gleichfalls in die Erde eingegraben, damit die Geschosse sie im Schlafe nicht erreichten.

Nachdem wir den Ort ganz niedergebrannt hatten, zogen wir an demselben Morgen noch weiter nach Mwenzo. Nach einem Marsche von 4 Stunden stießen wir in einem Walde auf die Leute Zundas, die uns mit Kriegstänzen und Gewehrschießen zu erwarten schienen. Wir sahen sie jedoch gar nicht an, noch sprachen wir mit ihnen, sondern zogen unserer Wege. In jedem Orte, an dem wir vorbeikamen, fanden wir die Thore geschlossen.

Am dritten Tage langten wir in Mwenzo an. Die Eingeborenen daselbst sind schon etwas civilisierter, da die Engländer, die dort eine Station haben, ihnen manche gute Sitte von der Küste beigebracht haben. Ein Engländer, welcher sich hier niedergelassen, nahm uns sehr freundlich auf. Er war mit einer Eingeborenen verheiratet, und wollte nie wieder nach Europa zurück.

Von hier gingen wir zu Mwenyi Fipa. Wir marschierten zwei Tage lang und langten am dritten an. Sobald er erfuhr, daß wir im Anzuge waren, schickte er uns Leute

tgegen, uns unterwegs abzuholen. Er war sehr erfreut, s wir in seinem Orte anlangten, und schickte uns eine lenge Sachen ins Lager als Ehrengeschenk. Auch hier sind e Eingeborenen schon etwas civilisierter infolge der vielen arawanen, die dort durchziehen. Sie sind sehr tüchtig im ckerbau. Ihr Land ist auch gut. Ihre Lieblingsbeschäftigung t die Elefantenjagd. Wenn sie einen Großen ihres Landes egrüßen, so berühren sie mit dem Kinn die Erde und klatschen arauf in die Hände.

Wir verließen Mwenyi Fipa und zogen zu einem andern Häuptling. Die Leute des Mwenyi Fipa begleiteten uns och eine gute Strecke, da sie der Meinung waren, wir wollten egen Kimaraunga zu Felde ziehen. Als wir bei dem andern Häuptling ankamen, wurden wir ebenfalls sehr gut aufgenommen. Er schleppte uns sehr viel herbei und bat bana Wißmann den Kimaraunga zu bekriegen, da er sie sehr bedränge und ihnen nicht gestatte an den Rikwa-See zu gehen und Elefanten zu schießen. bana Wißmann lehnte dies jedoch ab und sagte: „Ich will keinen Krieg.“ Von dort bis zum Rikwa war noch eine Tagereise. Wir stiegen jedoch über die Berge von Ufipa und zogen weiter nach dem Tanganyika. Auf den Bergen war es sehr kalt, nachts fror es sogar. In einem unserer Lager war es so kalt, daß bana Bumiller es nicht mehr aushalten konnte und uns befahl, Feuer neben die Bettstelle zu machen. Nachts war die Bettstelle etwas angebrannt, ohne daß er es bemerkt hatte. Am Morgen war das Wasser auf unserem Tisch zu Eis gefroren.

An demselben Morgen marschierten wir ins Land der Wárungu. Diese leben vielfach von der Jagd. Ihr Feldbau ist nicht bedeutend. Wir beschlossen hier zu jagen und teilten zu dem Zwecke die Karawane. bana Wißmann schoß in jenen Tagen 6 Tiere, Büffel, Zebra und Antilopen. Wir trafen auf einen Löwen im Busche. bana Bumiller folgte ihm, um ihn zu schießen, aber er entkam.

Als wir Abends in der Steppe lagerten, schrie eine Zibethkatze, und die Eingeborenen sagten uns, daß es morgen oder übermorgen zum Kampfe kommen würde, denn dies Tier schreie nicht ohne Grund.

Drei Tage darauf langten wir in Karambo, an der englisch-deutschen Grenze gelegen, an. Der Häuptling von Karambo sagte uns bei unserer Ankunft: „Kommt hinein in unsere boma, denn die Wawemba nahen sich zum Angriff." Wir zogen hinein in die boma und ließen uns dort nieder. Gegen Abend hörten wir etwa 9 Gewehrschüsse gegen die boma gerichtet fallen. Die Eingeborenen teilten uns mit: „Das sind die Wawemba." Als wir heraustraten, flohen sie. In einer Entfernung von einer halben Stunde sahen wir später eine Menge Leuchtfeuer, das war ihr Lagerplatz. Wir ließen sie jedoch in Ruhe. Im Ganzen hatten wir damals 25 Gewehre, eine Kanone und ein Maximgeschütz.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr, als die Sonne eben aufgegangen war, sahen wir eine große Karawane herankommen. Sie führte alle möglichen Fahnen mit sich, eine des Sultans von Zanzibar, eine englische, eine französische, eine belgische und eine deutsche. Wir hielten sie für eine Araberkarawane. Als wir die Eingeborenen fragten, sagten sie uns: „Es ist der Sultan Kitimkuru, der uns belagern will." Wir glaubten das jener Fahnen wegen jedoch nicht. Nach kaum einer halben Stunde waren sie in die Nähe der Stadt gekommen. Ihre Anführer hatten jeder sein Gewehr, Speer und einen Regenschirm wie bei einer Wanyamuesi-Karawane. Sobald sie an die boma herankamen, fragte sie bana Wißmann, oben auf der boma stehend: „Wessen Karawane ist das?" Sie verstanden jedoch kein Suaheli. Er rief nun unsern Dolmetscher Slemani, der die Sprache der Wawemba kannte und befahl ihm zu fragen, wem die Karawane gehöre. Sie antworteten: „Wir sind Leute des Kitimkuru, er selbst ist mit uns in der Karawane." „Was wollt

ır denn?“ Sie erwiderten: „Wir wollen diese Stadt nehmen, enn die Bewohner sind unsere Sklaven.“ Darauf ließ ihnen ana Wißmann sagen: „Wartet bis wir sie verlassen haben, ann könnt ihr hineinkommen.“ Sie erwiderten: „Wir oollen nicht warten, wir wollen heute noch die Stadt nehmen ınd wenn ihr nicht heraus geht, werden wir euch mit jenen ,usammen bekämpfen.“ Noch einmal versuchte es bana Wißnann und sagte: „Ich will keinen Krieg, wir wollen Frieden chließen, vertragt euch wieder.“ Aber die Wawemba hörten nicht darauf, sie wollten unter allen Umständen die boma zerstören. Während wir mit ihnen verhandelt hatten, waren sie immer weiter um die boma herumgegangen. bana Bumiller und bana Fuchs rieten bana Wißmann, sich nicht lange in Unterhandlungen einzulassen, denn es seien ihrer ja im Verhältnis zu uns so viele, nämlich etwa 8000 Mann. Wir waren im Ganzen vielleicht 200 Mann in der boma. Beide sagten ihm: „Höre auf mit ihnen zu unterhandeln, schieße lieber mit der Kanone und dem Maximgeschütz hinein, denn wenn jeder von ihnen eine Pallisade niederreißt und sie in die boma eindringen, sind wir verloren.“ bana Wißmann hörte jedoch nicht darauf, sondern fuhr fort mit ihnen zu unterhandeln. Da sprach der Vezier des Häuptlings von Karambo: „Wenn ihr nicht kämpfen wollt, werde ich es thun.“ Sofort schoß er sein Gewehr ab. Jetzt erst befahl bana Wißmann das Maximgeschütz und die Kanone zu gebrauchen. Er rief den Soldaten zu: „Öffnet die boma, damit wir hinauskommen.“ Nachdem dies geschehen, waren kaum 8 Minuten verstrichen, als sich die Wawemba in wilder Flucht auflösten.

Es waren zwei Frauen da, die waren zu Beginn der Feindseligkeiten von den Wawemba aufgegriffen worden, um sie zu Sklaven zu machen. Als sie sahen, daß der Kampf mit den Wawemba begann, gingen sie aus freien Stücken unserm Kugelregen entgegen und geraden Weges auf uns zu.

Beide waren von Kugeln getroffen, ohne jedoch das Leben einzubüßen. Wir holten sie und nahmen sie in Behandlung. Als wir sie fragten, warum sie unseren Geschossen entgegengerannt, sagten sie, sie wollten lieber sterben, als in die Sklaverei bei den Wawemba fallen.

Nachdem wir die Wawemba eine halbe Stunde weit verfolgt hatten, erschien plötzlich in unserm Rücken ein Haufe Wawemba von etwa 300 Mann, um uns anzugreifen, aber Gott der Allmächtige nahm uns in seinen Schutz, so daß wir ihnen zuvorkommen und sie schlagen konnten. Sie schossen zweimal, dann stürmten sie davon. Überall wo wir im Walde hinkamen, stießen wir auf Leichen der Wawemba. Auf unserer Seite war niemand verwundet. Die Eingeborenen der belagerten Stadt waren in größter Freude. Sie nahmen die Köpfe der gefallenen Feinde, legten sie zusammen, schlugen die Trommeln und tanzten einen Kriegstanz darum. Alle Bewohner der umliegenden Orte kamen nach Karambo, um das Fest mitzufeiern, denn alle freuten sich, daß die Wawemba geschlagen worden.

Am nächsten Tage brachen wir auf und zogen zum Tanganyika weiter. Wir hatten noch anderthalb Tage dahin. Die Leute, welche wir unterwegs trafen, sagten: „Die Wawemba haben bei ihrer Flucht einen Weg von 4 Tagereisen in einem Tage zurückgelegt, so rannten sie in Angst davon." Am nächsten Tage langten wir am Tanganyika an. bana Wißmann nahm bald nach unserer Ankunft Boote, um mit seinen Leuten auf dem See nach Kituta, einem englischen Orte zu gelangen. Wir schlugen den Landweg ein. Nachdem wir unser Lager aufgeschlagen, warteten wir auf ihn, aber bis zum nächsten Tage war er noch nicht da. bana Bumiller nahm Leute und Mundvorrat mit sich, um ihn zu suchen, denn sie hatten keine Lebensmittel bei sich. Nach einem Marsche von 5 Stunden trafen sie zusammen, sie

atten Schiffbruch gelitten, die Boote waren in der Brandung erschellt. Sie kamen nun mit uns ins Lager.

Die Häuser der Leute am Tanganyika sind wie die-enigen der Wakonde, aber nicht so reinlich. Gekleidet sind ie wie die Wanyamuesi. Ihre Nahrung besteht aus Hirse, Mais, Weizen und sehr vielen Fischen. Wenn der See un-ruhig ist, ist er schlimmer als das große Meer. Es ist sehr ge-fährlich im See zu baden wegen der Krokodile und Flußpferde.

Im letzten Lager vor Kituta trafen wir, als die Kara-wane morgens eine halbe Stunde marschiert war, ein Fluß-pferd im Busch. bana Bumiller und bana Fuchs nahmen seine Verfolgung auf, um es zu erlegen, aber sie kamen nicht zu Schuß, denn es rannte mitten durch unsere Karawane hindurch, um den See zu erreichen. Die Leute, die in der Nähe waren, waren ganz bestürzt über den Lärm und die Verwirrung, die es anrichtete, als es so schleunigst davonlief. Sie hatten es nicht schießen können, weil es sich durch die Menschenmenge Bahn gebrochen hatte. Sie folgten ihm noch bis es in dem See verschwand. Wenn man ein Flußpferd sieht, sollte man meinen, es könne nicht laufen, aber es läuft schneller als ein Pferd.

Von hier gelangten wir in einem Marsche von 6 Stunden nach Kituta. In der Stadt, die den Engländern gehört, giebt es Läden, die Elfenbeinhandel betreiben. Die Einge-borenen daselbst sind schon etwas civilisiert. Sie werden mit den Gebräuchen von der Küste bekannt gemacht, denn es kommen viele Europäer und auch Araber, besonders Ruma-liza[1]), dahin. Sie freuten sich sehr, als wir ankamen. Jeden Tag gab es Freudentänze. Sie riefen sogar unsere Soldaten herbei, wenn sie ngoma tanzen wollten. Diese kannten zwar nicht ihre Tänze, aber sie brachten sie ihnen bei. Bei ihrem Tanze stellen sie die Trommeln in der Mitte auf und sich selbst in Reihen Mann und Weib und tanzen nun inmitten

[1]) Der bekannte frühere Sklavenhändler Muhammed bin Khalfan.

des Hofraumes, indem sie in wechselnder Weise die Reihen lösen und wieder schließen. Am Schlusse klatschen sie in die Hände und ruhen dann aus.

Die Eingeborenen hier sind reinlich, sie baden sich sehr und waschen auch ihre Kleider, denn sie haben die Gebräuche der Küste angenommen. Die Frauen sind besonders sehr eitel. Ihre Kochkunst ähnelt ein wenig der unsrigen, aber nicht sehr. Der Tanganyika liefert ihnen viele und große Fischsorten, die recht viel Fleisch haben.

Sieben Tage blieben wir in Kituta. Die Engländer sagten uns, daß ihnen ein Eingeborener namens Kabunda in der Gegend von Urungu viel zu schaffen mache und sie auch schon angegriffen habe, wir möchten ihnen helfen ihn unschädlich zu machen. bana Wißmann brach sofort mit seinen Soldaten und den Engländern im Gefolge auf, um den Kabunda zu züchtigen. Von Kituta bis zu Kabunda gebrauchten wir 6 Tage. Wir schlugen ihn, nahmen ihm die Kriegsgefangenen, die er im Laufe der Zeit gemacht und seinen Sklaven beigezählt hatte, wieder ab und brachten sie nach Kituta zurück.

Nunmehr dachten wir an unsere Rückkehr nach dem Nyassa, aber wir nahmen diesmal einen anderen Weg, der allerdings auch in Karonga auslief. Am ersten Tage unseres Abmarsches von Kituta kamen wir auf eine französische Missionsstation. Wir übernachteten daselbst. Darauf marschierten wir zwei Tage in der Steppe, ohne Wasser und Ortschaften anzutreffen.

Bei unserem Lagerplatz fanden wir etwas Sumpfwasser. Man konnte nicht wissen, ob es Wasser oder Elefantenurin war, aber keiner konnte es unterlassen, wir tranken alle davon.

Am vierten Tage kamen wir in ein Unyika-Dorf, in dem wir wieder Lebensmittel und Wasser bekamen. Außerdem konnten wir hier auf Jagd gehen. Am fünften Tage erreichten wir Mwenzo. Sobald die Einwohner erfuhren,

ß wir uns näherten, kamen sie, um uns schon unterwegs
it Trommeln und Flintengeknall abzuholen, denn sie kannten
ıs ja. Wir blieben dort, da sie sich an uns gewöhnt hatten.

Nach vier Tagen brachte uns ein Eilbote die Nachricht,
ıß der bana Prince[1]) mit zwei anderen Europäern auf der
uche nach uns sei. Wir marschierten von Mwenzo ab und
afen am nächsten Tage mit ihm unterwegs zusammen. Er
richtete bana Wißmann, daß er gekommen sei, ihn zu
ıfen. Wir zogen nun zusammen weiter und erreichten in
rei Tagen Konde. Bei Mlozi übernachteten wir. Am
ächsten Tage kamen wir nach Katunga. Es war entsetzlich
eiß, so daß alles Grüne verdorrt war. Um 12 Uhr Mittags
ıhen wir einen Sawannenbrand vor uns. Als wir nach
iner Viertelstunde an ihn herankamen, wollten einige hindurch
u kommen versuchen, andere wagten es nicht, denn es war
ıoch eine Menge dürres Gras da. bana Fuchs wollte schnell
hindurchspringen, aber das Feuer faßte ihn und sengte ihm
ılle Haare und den Bart ab. Die Karawane blieb zurück,
bis das Feuer gelöscht war. Am Abend gelangten wir noch
nach Karonga. Wir blieben drei Tage dort, denn bana
Wißmann hatte einen Mann nach unserem Boote ausgeschickt.
Darauf marschierte die Karawane zu Mwakaringa, wohin uns
die Stahlboote gesandt werden sollten. Nach zwei Tagen waren
wir schon im Lande Mwakaringa's angelangt. Unsere Boote
kamen auch alsbald, um uns nach Rumbira zurückzubringen.

Als die Soldaten beim Besteigen der Boote hörten, daß
der Dampfer jetzt zusammengesetzt sei und auf dem Nyassa
fahre, war ihre Freude sehr groß. Fortwährend sangen sie
zum Ruderschlage das Lied:

„Vorbei ist's nun
Mit allen Mühen und Plagen,
Der Dampfer ist gekommen
Die Sorgen sind vorbei."

bana Wißmann und bana Bumiller beteiligten sich
gleichfalls am Gesange.

[1]) Hauptmann Prince.

In Rumbira blieben wir nicht lange. **bana** Wißmann ging zusammen mit **bana** Bumiller und **bana** **Prince** noch einmal nach Konde, um zu jagen. Letzterer nahm seine Soldaten mit sich, um weiter zu Merere zu marschieren und nach einem Monat nach Rumbira zurückzukehren.

bana Wißmann kam bald wieder zurück. An demselben Tage fuhr der Dampfer mit **bana** Eltz an Bord ein. Dieser hatte den Befehl, in Rumbira zu bleiben, während wir zur Küste reisen sollten. Zunächst wurde jedoch beschlossen, daß **bana** Wißmann eine Fahrt mit dem Dampfer nach Fort Johnston mache und nach der Rückkehr erst die Reise zur Küste angetreten würde.

Als er zurückkam, fragte er die Soldaten, wer zur Küste wolle, und wer in Rumbira bleiben wolle. Die einen sagten „wir wollen bleiben", die anderen „wir wollen zur Küste zurück."

So begann denn die Rückreise und wir bestiegen den Dampfer „Herrmann von Wißmann", um nach Fort Johnston zu fahren. Dort stiegen wir aus und benutzten zur Weiterreise englische Stahlboote bis Mpimbi. Hier blieben wir einen Tag in unserem alten Lager und fuhren dann weiter nach Matope. In unserem letzten Boote befand sich **bana** Fuchs und **bana** Frank. Wir fuhren voraus und stiegen an einem geeigneten Platze an Land, um abzukochen. Es kam uns ein Boot nach, das uns die Nachricht brachte, daß unser letztes Boot zurückgeblieben, da **bana** Fuchs schwer erkrankt sei. **bana** Wißmann kehrte sofort selbst zurück, holte ihn und brachte ihn nach Matope. Drei Tage pflegten wir ihn, aber die Krankheit nahm zu. Wir hielten abwechselnd Wache bei ihm. Am vierten Tage befahl **bana** Wißmann **bana** Bumiller die Karawane nach Blantyre weiter zu bringen. Er selbst blieb bei **bana** Fuchs. Am Abend langten wir in Blantyre an. Am nächsten Morgen kam schon ein Eilbote, der uns die Nachricht brachte, daß **bana** Fuchs gestorben sei.

chdem bana Wißmann ihn begraben hatte, brach er auf d folgte uns nach Blantyre.

Von Blantyre reisten wir weiter nach Katunga und nen daselbst am zweiten Tage an. Nachdem wir unser ger aufgeschlagen, gingen zwei Abessinier von unserer rawane zum Flusse, um Wasser zu holen. Der eine erhielt nen Schlag von dem Schwanze eines Krokodils, daß er ins asser fiel und fortgeschleppt wurde. Der andere schlug rm, aber als die Leute zum Flusse kamen, war das Krokodil reits mit dem ersteren verschwunden.

Am nächsten Tage nahmen wir Boote und fuhren den luß hinab nach Tshiromo. Dort blieben wir einige Tage n zu jagen. Sowohl bana Wißmann wie bana Bumiller legten jeder einen Büffel. Von hier gelangten wir nach Nsange, wo bana Bumiller einen sehr heftigen Fieberanfall ekam, so daß wir glaubten, er würde sterben. Mit einem nglischen Flußdampfer fuhren wir noch weiter bis Msongwe. Das Fieber nahm immer mehr zu, so daß wir dort aussteigen mußten, um dem Kranken bessere Pflege zu geben. Wir blieben drei Tage. Alle zwei Stunden wechselten wir uns n der Pflege ab. Auch bana Wißmann hielt seine Wache ei dem Kranken. Zwei Tage lang konnte er nicht sprechen, m dritten Tage ging es etwas besser. Wir brachten ihn wieder auf den Dampfer, aber er blieb krank bis nach Shinde in, später erholte er sich.

Auf dem Rückwege fanden wir hier vieles unterwegs anders vor als auf unserer Hinreise nach dem Nyassa, denn es war viel dort gebaut worden, und eine Menge Europäer, Inder und Banyanen waren ins Land gekommen. Gerade in Shinde waren viele Häuser und Läden errichtet worden. Vier Tage später kam der Dampfer „Wißmann“, der uns nach Mozambique brachte. Dort stiegen wir an Bord des großen Dampfers „Kanzler“ und fuhren nach Daressalam und Zanzibar weiter. So endete meine Reise nach dem Nyassa.

8*

Meine Reise nach Europa
von Daressalam bis Berlin
von
Selim bin Abakari.

Im Jahre 1894 fuhr ich von Daressalam mit einem Dampfer der Ostafrika-Linie ab, um nach Europa zu reisen. Als ich an Bord fuhr, bemerkte ich unter den Matrosen, welche die in ihre Heimat zurückkehrenden Europäer an Bord fuhren, große Feststimmung. Es ist nämlich Sitte in Daressalam, wenn ein Dampfer in den Hafen einfährt, daß viele Europäer sich an Bord begeben. Einige kommen, um sich den Dampfer anzusehen, andere um Bier zu trinken, noch andere, um sich von ihren Freunden und Verwandten zu verabschieden. Sie kommen in freudiger Stimmung an Bord und nehmen Abschied von ihren Freunden. Einige sieht man, denen es nicht gut geht, sie sind fieberkrank und haben die Erlaubnis bekommen, nach Europa zu reisen, um das Klima zu wechseln. Sobald sie den Dampfer besteigen, verändert sich ihr Aussehen schon, sie sehen wohler aus vor Freude, in die Heimat zurückzukehren, sie fühlen sich gehoben.

Die, welche an Bord gekommen sind, um von ihren Freunden Abschied zu nehmen, lassen Getränke herbeikommen, um mit ihnen freudig und zugleich traurig in Folge des Abschiedes anzustoßen.

Wenn der Dampfer im Begriff ist abzufahren, umgeben ihn alle Boote auf beiden Seiten und hinten und warten, bis der Anker gelichtet wird. Zwei, drei Stunden bevor der Dampfer ausfährt, wird das Zeichen der Abfahrt gegeben. Sobald er den Hafen verläßt, schwenken die Leute

re Tücher und rufen hipp, hipp, hurrah! Die Boote
hren nicht eher zurück, bis der Dampfer die Ausfahrt
issiert hat. Diese vielen Boote gewähren einen angenehmen
nblick. Wenn man an Bord ist, schaut man gern zu, denn
des Boot hat seine Flagge gehißt und die Anzüge der
Matrosen sind wie die Uniformen der Matrosen von Kriegs-
hiffen. Jedes Boot hat besondere Uniformen, die immer
hr rein sind.

Wenn der Dampfer an der Ausfahrt des Hafens an-
elangt ist, erblickt man eine Insel mit dem Leuchtturm.
Der Dampfer fährt links an derselben vorbei. Nach Verlauf
on einer halben Stunde erreicht man die Inseln von
Kondutshi. Nach einer Stunde ist der Dampfer zwischen
der Insel Zanzibar und dem Festland angekommen, man
kann die Küste des Festlandes sowie die der Insel sehen.
Bald darauf erscheint die Insel Tshumbe. Von hier aus
sieht man in einer halben Stunde das Haus von Tshukwani.
Dasselbe gehört dem Sultan von Zanzibar und dient als
Landaufenthalt. Es liegt auf dem Cap Tshukwani.

Dem Auszug des Sultans aus der Stadt, wenn er sich
zur Luftveränderung nach Tshukwani begiebt, sieht man gern zu,
denn er geschieht mit großem Pomp, mit Wagen mit Pferden
bespannt, in denen seine Frauen sich befinden. Bevor er
selbst aus der Stadt aufbricht, schreiten Soldaten mit Musik
und die ganze Dienerschaft voraus. Ihm selbst folgen
Wagen und Reiter zu Pferde, Araber, nach Beduinenart ge-
kleidet, auf Kamelen reitend, ziehen voraus, andere folgen
ihm nach. Zu beiden Seiten des Weges stehen Soldaten.
Niemand hat die Erlaubnis, den Weg zu betreten, bis der
Sultan vorbei gezogen ist. Sobald er erscheint und man ihn
sieht, grüßt man ihn mit „Guten Morgen unser Herr.“ Sein
Wagen ist mit 4 bis 6 Pferden bespannt, die gewöhnlich
von einer Art sind, meist sind es Schimmel. Die Wagen-
polster sind mit Goldbrokat gestickt. Die berittene Begleit-

mannschaft muß die Schwerter ziehen und in der Hand halten. Die Araber tragen ihre Lanzen nach arabischer Art in der rechten Hand und haben das Schwert über die Schulter geworfen.

Wenn der Dampfer Tschukwani passiert und sich der Stadt nähert, sieht man den Sultanspalast bet el-ajaib (das Haus der Wunder), ferner den Leuchtturm, die Häuser der französischen Konsuln und die Telegraphenstation. Alsdann ist auch schon das Dampfersignal auf dem Leuchtturm gehißt. Wenn unsere Strandbewohner das Wort „selo“[1] hören, freuen sie sich sehr, es schreit alles zu gleicher Zeit „selo, selo.“ Selbst wenn sie gerade beim Essen sind oder am Beten, nämlich die, welche an das Signal gewöhnt sind, so lassen sie von ihrer Arbeit ab und rufen aus voller Kehle „selo“, denn der Dampfer bringt ihnen Verdienst. Von allen Seiten strömen sie zum Strande herab, ihre Boote in Ordnung zu bringen und den Dampfer zu erwarten. Sobald derselbe in den Hafen einläuft, kommen unzählige Boote und rudern an den Dampfer heran, bevor er noch Anker geworfen hat. Jetzt kommt der Lotse mit seiner Flagge, um den Ankerplatz anzuweisen. Er hat die Erlaubnis, zuerst an Bord zu gehen. Sowie nun der Anker fällt, wird ein Kanonenschuß gelöst, das ist so Sitte.

Unterdes haben die Boote den Dampfer umgeben und warten, bis das Fallreep herabgelassen ist. Nun geht es wunderbar zu, daran finden die Kinder der Küste großen Gefallen. In ihrem Streite um das Fallreep schlagen sie einander, jeder will mit seinem Boote als erster an demselben anlangen, sie schlagen sich mit den Fäusten und mit Stöcken und schimpfen einander, hauen sich mit den Rudern und suchen das Boot ihres Gegners wegzustoßen. Der Kräftige vertreibt den Schwachen, um zuerst zum Fallreep zu gelangen.

[1]) Das engl. sail ho Schiff in Sicht.

Sobald dieses heruntergelassen und die Boote herange-
ommen sind, stürmen sie in wildem Gedränge wie die Heu-
chrecken hinauf. Gelangen sie nun oben an, so leuchten
hre Augen wie diejenigen Verrückter. Mit Lärm und Geschrei
ragen sie die Leute, welche an Bord sind, wer an Land
ehen will.

Zur selben Zeit rüsten sich die Passagiere von Bord zu
zehen, um sich die Stadt anzusehen. Am Strande angelangt,
stehen Lastträger bereit, welche den Reisenden vom Boote aus
auf den Schultern bis aufs trockene Land tragen. Ist
jemand mit Gepäck dabei, so schlagen sie sich um dieses. Um
jedes Päckchen streiten sich zwei bis drei Leute, jeder von
ihnen will es tragen, um etwas zu verdienen.

Außerdem giebt es noch Strandjungen (beach-boy), die
auf die ankommenden Fremden warten, um sie in der Stadt
herumzuführen und ihnen den Weg zu zeigen. Sie streiten
sich ebenfalls um die Fremden. Es kommen ihrer vielleicht
viere und stoßen einander bei Seite und sagen: „Geh weg,
das ist mein Fremder, ich kenne ihn schon.“ Schließlich
werden sie handgemein, und wenn das der Fremde sieht,
nimmt er sich einen andern, der sich nicht in ihren Streit
eingelassen hat. Nun führen sie die Fremden in die Stadt
und zeigen ihnen die Hotels und die Kaffeehäuser und Läden.
Einige ziehen hinaus nach Mnazimoja,[1]) wo die Europäer-
Klubs liegen. Andere gehen nach Ngambo,[2]) um sich die
Häuser der Eingeborenen anzusehen, wieder andere reiten zu
Esel auf die Pflanzungen, andere nehmen sich Wagen, aber
jeder hat seinen Strandjungen bei sich.

Diejenigen, welche sich in die Läden begeben, um Einkäufe

---

[1]) Eine halbe Stunde von der Stadt Zanzibar am Meere ge-
legen. Nach Mnazimoja pilgern gegen Abend die meisten Europäer
Zanzibars hin, um sich an einem Abendschoppen und am Lawn Tennis-
Spiel zu erfrischen. [2]) Negerviertel Zanzibars.

zu machen, werden gewöhnlich von den Indern und Banyanen betrogen. Billiges kaufen sie teuer und Teures zuweilen billig, denn der Handel der Inder ist folgendermaßen: Wenn jemand einen Gegenstand im Werte von einer Rupie kaufen will, so fordern sie zehn Rupie. Sie handeln sehr bei ihrem Geschäfte, gehen aber schließlich doch herunter bis auf eine Rupie. Wenn bei solchem Feilschen während des Kaufes jemand sagt „ich will nicht mehr" und seiner Wege geht, so holen sie ihn zurück „komm nur", „komm nur", „kaufe doch", „sage, Herr, was willst du mir geben?" Sagt man ihm nun: „Ich gebe dir so und so viel", so weigert er sich wieder. Gehst du wieder weg, so ruft er dir nach „komm doch", „komm doch", „kommen wir überein Herr", „laß uns nicht weiter streiten", „kaufe doch Herr." So geht das zwei, drei Stunden fort. Wenn er sieht, daß du wirklich nichts kaufen willst und deiner Wege gehst, läuft er dir noch auf der Straße nach und ruft „komm doch Herr", „nimm es doch mit", „es ist ja dein Glück."

Andere Passagiere gehen auf den Markt, um sich die Waren anzusehen, die dort öffentlich verkauft werden. Einige kaufen etwas, andere schauen nur zu, wie die Eigentümer mit Geschrei ihre Waren anpreisen. Wenn man auf dem Markte ist und mit seinem Nachbarn sprechen will, so hört der nichts vor lauter Lärm, denn es sind viele Leute dort, und wenn die Krämer ihr Geschrei erheben und ihre Waren verauktionieren, kann keiner den andern verstehen. Bei solcher Auktion stehen die Käufer rund in Reihen um den Ausrufer herum, der den zu verkaufenden Gegenstand in der Hand hält und nun mit dem Angebot von „einem **pesa**" die Leute zum Bieten veranlaßt, worauf die Käufer mit einem höheren Gebot zu antworten pflegen. Der eine sagt „zwei **pesa**", der andere „drei **pesa**", der Ausrufer schreit jedoch „bietet mehr". Willigt er schließlich ein, so sagt er „Gott segne dich" und giebt es ihm.

Auf dem Markte giebt es allerhand Produkte, die von den Pflanzungen kommen, wie Bananen, Kokosnüsse, Apfelsinen, Mango, Stafeli-Früchte, Kangadja, trinkbare Kokosnüsse, Limonen, Fenessi-Früchte, Citronen, Ananas, Guyaven, Pomeranzen, Mandarinen, Zambarau-Pflaumen, Granatäpfel, Papayen, Toffaha-Äpfel, Schokschoki-Früchte, Bibo-Früchte, Pompelmusen, Tamarinden, Duriyani-Früchte, Topetope-Früchte, Kasawa, Mais, kleine und große Bataten und alle Sorten Gemüse.

Waren aus der Stadt, welche zum Markte gebracht werden, sind Waffen, wie Schwerter und Gewehre, Stöcke, Regenschirme, Kleider, wie Lendentücher, Oberhemden, Mützen, Röcke und Beinkleider. Ferner Frauengegenstände, wie Kanga-Tücher, Frauenhemden, Beinkleider, seidene Kopftücher, schwarze Kopfschleier, Kugelarmbänder, Halsketten, Fußspangen, glatte Armbänder, Handschmuck, Ringe, Nasenstifte, Nasenschmuck aus Gold und goldener Halsschmuck. Es werden auch Tablette hingebracht und Teller, Schüsseln, Kisten, Bettstellen, Matratzen, Kissen, Spiegel, Teppiche und Messer. Man kann alles auf dem Markte kaufen und bekommt es billiger als in den Läden, da es eben versteigert wird.

Manche Passagiere gehen auch auf die Pflanzungen, um sich die Nelken- und Kokos-Bäume anzusehen. Wenn man dort hingeht und sich den Nelkenpflanzungen zur Zeit des Fruchttragens nähert, so merkt man den Geruch schon von weitem. Ungefähr eine halbe Stunde weit reicht ihr Duft. Und wenn man noch fern ist und die Bäume sieht, gefallen sie einem sehr, so schön stehen sie da, ganz grade mit nach oben gerichteten Zweigen. Betritt man eine solche Nelkenpflanzung mit vielen Bäumen, so findet man großen Gefallen daran, wie sie so gleichmäßig in Reihen dastehen. Auf allen Seiten trifft man gleichhohe Bäume, denn sie sind in demselben Jahre gepflanzt.

Zur Erntezeit werden eines Tages Leute eingeladen,

welche mit Trommeln, Spielen und Tanzen die Nelkenernte zum Steueramt bringen, um die Steuer zu entrichten. Dann werden sie entweder zum Eigentümer nach Hause gebracht, oder aber dieser einigt sich gleich mit einem Kaufmann dort im Steueramt, der sie kauft. In der ganzen Stadt Zanzibar ist dieser Nelkengeruch bemerkbar, wohin man sich auch begiebt.

Kehren wir nunmehr zu unserm Dampfer zurück, der uns nach Europa bringen soll. Als wir von Zanzibar aufbrachen, fuhren wir nach Tanga. Es ist eine Reise von 6 Stunden. Wenn man den Hafen von Zanzibar verläßt, fährt man so dicht an der Küste entlang, daß man glaubt, der Dampfer steure direkt auf das Cap Marukhubi los. Dort auf Marukhubi sieht man ein schönes Haus des Sultans mit hübschen Gärten, das gleichfalls als Landaufenthalt dient. Dies Haus gehörte einst einem Araber namens Marukhubi, der Sultan Seyyid Barghash nahm es ihm aber weg.

Im weiteren Verlauf der Reise sieht man das Haus von Mangapwani, das gleichfalls dem Sultan gehört. Oben auf den Bergen erblickt man hübsche Nelkenpflanzungen und viele Mangobäume, Orangen und Kokospalmen. Selbst vom Meere aus betrachtet, gefällt einem dies alles außerordentlich.

Nachdem man dieses Haus passiert hat, erscheint die Insel Tumbatu. Die Leute auf Tumbatu sind auf dem Meere wohl erfahren. Sie richten sich bei ihren Reisen nach den Sternen. Meist sind sie Schiffsführer, denn sie kennen in dem Küstengebiete jede gute und schlechte Stelle, um mit dem Fahrzeug durchzukommen. Selbst wenn es dunkle Nacht ist und sie ohne Kompaß fahren, verstehen sie es, an den gefährlichen Riffen und Sandbänken vorbeizukommen, ohne daß ihr Fahrzeug Schaden leidet.

Wenn der Dampfer an Tumbatu vorbeifährt, sieht man

noch die Insel Zanzibar, andererseits aber auch die Küste nahe bei Pangani, nämlich die Insel Mazíwe, welche die Einfahrt nach Pangani bildet. Das Meer ist hier etwas schlimm, es ist nicht ganz ruhig. Nachdem man die Küste von Pangani verlassen, kommt man nach einer Fahrt von zwei Stunden nach Tanga. Wenn man an der Hafeneinfahrt anlangt und auf die Stadt hinschaut, ist man sehr angenehm berührt von dem Hain von Kokospalmen, Mangobäumen und Orangen, zwischen denen die weißen Häuser der Europäer hervorleuchten. Im Hintergrunde erblickt man die Ketten der Usambara-Berge, die in ununterbrochener Reihe auf einander folgen.

Der Hafen von Tanga ist sehr schön und das Wasser sehr ruhig. Er hat sich vor schlechtem Winde versteckt. Ob der Wind aus Süden oder Norden streicht, aus Westen oder Osten, es kann einem Schiffe nichts schaden, wenn es im Hafen von Tanga liegt. Es ist der zweitbeste Hafen in dem Deutsch-Afrikanischen Gebiete, denn die Bucht ist gut. Es giebt auch viele Fische dort. Sobald ein Dampfer einfährt, kommen eine Menge Boote herbei, die Fische zum Verkauf bringen.

Wenn die Europäer, welche am Lande wohnen, den Dampfer sehen, nehmen sie ihre Boote, hissen die Flagge auf denselben und kommen an Bord, um ihre Verwandten und Freunde zu begrüßen, oder um Passagiere hinzubringen, die nach Europa reisen wollen. Die Boote werden von den Matrosen, welche rudern, auf Kommando gerudert. Sie tragen eine Art Uniform, meist weiß, so wie es auch Sitte in Daressalam ist.

Wenn man an Land geht, kommt man zunächst zum Zoll-Haus, dann erreicht man das Fort. In der Stadt angelangt, ist man sehr erstaunt, wie diese sich verschönert hat, denn früher war es ein kleiner Ort mit kleinen und schlechten Häusern aus Palmblättern, aber jetzt, seit die Deutschen eingezogen sind, haben sie den Ort niedergerissen und anders

aufgebaut. Die Häuser stehen jetzt in Reihen. Sowohl die Steinhäuser wie Lehmhäuser müssen die Richtung innehalten, die Straßen müssen breit und stets rein gehalten sein. Wenn man jetzt in der Stadt spazieren geht und diese Häuser, Straßen, Plätze und Gärten sieht, wie alles rein gehalten ist, so weiß man, daß in dies Land wirklich tüchtige Leute eingezogen sind, die Verstand und Wissen besitzen.

Ich habe Tanga und Daressalam gesehen, bevor die Deutschen kamen. Daressalam war ein Dorf mit nicht mehr als ungefähr 300 Menschen und ganz zerfallenen Hütten. Wer jetzt aber Daressalam sieht, ist ganz erstaunt, wie groß es geworden, wie es durch schöne Häuser, gute Straßen und prachtvolle Anlagen verschönert worden. Es wohnen zur Zeit viele Leute dort, Beamte der Regierung und solche, die ihren eigenen Geschäften nachgehen, ferner Kaufleute, wie Inder, Araber und auch Europäer selbst, die ihre Läden dort haben. Auf der Strandseite in der Nähe des Hafens ziehen sich rund herum die Steinhäuser der Europäer und das große Zollamt entlang, hinter diesen folgen kleinere Steinhäuser, die den Indern und Arabern gehören und dahinter liegen an hübschen und reinlichen Straßen Lehmhäuser. Dieselben sind alle mit weißem Kalk beworfen, so daß sie wie bafta (weißes Baumwollzeug) aussehen. Jedes Haus hat seine Veranda, in der die Eigentümer ihre Zeit zubringen mit Gesprächen oder Brettspiel, Dame- oder Kartenspiel. Die Leute, welche diese Häuser bewohnen, sind die Suaheli.

Kehren wir nunmehr zu unserer Beschreibung von Tanga zurück. Die Europäer haben daselbst jetzt eine Eisenbahn gebaut. Als sie damit anfingen, gruben sie zunächst die Erde auf und machten einen Graben, um die Eisenbahn gut und kräftig zu bauen. Jetzt geht diese bis Korogwe. Zu Fuß gebraucht man von Tanga nach Korogwe ungefähr acht Tage, die Eisenbahn geht in einem Tage.

Von Tanga bis Mombasa sind es fünf Stunden. Wenn man sich dem Lande dort nähert und in die Hafeneinfahrt gelangt, sieht man zunächst das alte Fort der Sultane von Mvita (Mombasa) dort oben liegen. Es ist gefährlich für Schiffe, wenn ein Krieg ausbricht. Der Hafen selbst von Mombasa ist gut, er liegt in einer Bucht.

Die Bewohner von Mvita sind überall geehrt als unterrichtete Leute. Ihre Sprache ist Kisuaheli, aber etwas verschieden von dem Zanzibar-Suaheli. Einzelne Dinge nennen sie anders als in Zanzibar, aber sie können sich mit den Zanzibar-Leuten verständigen. Die Kaufläden dort gehören Indern, Europäern, Arabern und Eingeborenen von Mvita selbst, aber es gibt ihrer nicht viele. Ihre hauptsächlichste Nahrung bildet die Negerhirse. Reis wächst auch da, aber nicht viel. Ferner giebt es Mais, Kasawa und Bataten. Bananen sind vorhanden, jedoch nicht in Menge. Desgleichen giebt es nicht viele Früchte dort.

Hier in Mombasa ist der Ausgangspunkt der Eisenbahn der Engländer, die bis Uganda führen soll.

Wenn der Dampfer von Mombasa abfährt, gelangt er nach eintägiger Fahrt am nächsten Tage nach Lamu. Der Hafen dort ist sehr langgestreckt und die Landungsverhältnisse sind schwierig. Von dem Ankerplatze bis zum Strande gebraucht man eine Viertelstunde. Vom Hafen aus gesehen erblickt man sehr hübsche Häuser und unzählige Kokospalmen. Sobald man jedoch am Strande ankommt und die Stadt betritt, findet man sehr enge Straßen vor sich. Die Häuser sind ganz zusammengedrängt. Die Stadt an sich ist nicht rein, aber, wenn man in ein Haus eintritt, findet man es sehr rein. Es giebt sehr viele Steinhäuser dort. Überall, wo du auch hingehst und in die Nähe einer baraza (Veranda oder Vorhalle eines Hauses) gelangst, heißen die Eigentümer dich näher treten und geben dir eine Pfeife zum rauchen, das ist ihr erstes. Sogar die Frauen rauchen für gewöhnlich Pfeife.

Sie trinken auch gern Palmwein und zwar den süßen, das ist sozusagen ihr Trinkwasser. Allenthalben wo man hinkommt, fordern sie einen auf mit „komm näher Freund" und fragen, ob man Palmwein trinken oder eine Pfeife rauchen will. Sie sind sehr höflich.

Die Leute von Lamu gehören zu den ältesten der dort an der Suaheli-Küste wohnenden Stämme, die arabische Kultur angenommen haben. Sie sind mit den Wissenschaften bekannt und verstehen sich sehr auf Poesie. Dort ist der geeignete Ort an der Suaheli-Küste, wo man immer Leute findet, die Geschichtsbücher zu schreiben verstehen und arabische Bücher in ihre Sprache übersetzen können. Sie haben etwas mit dem arabischen Charakter gemein, indem sie alles was ihnen vorkommt, mit der Feder niederschreiben müssen. Sie kennen vieles aus der früheren Geschichte an der Suaheli-Küste. Viele Leute reisen jetzt nach Lamu, um die Wissenschaften dort zu studieren. In allen Lehren des Islams, welche man wünscht, kann man sich, wenn man nach Lamu geht, unterrichten.

Was ihre Fahrzeuge, mit denen sie reisen, anbelangt, so bestehen diese aus Dhaus,[1]) **mitepe** und **betela**[2]). Die **mitepe** haben keine eisernen Nägel, sondern sind mit Stricken zusammengefügt und ihr Segel besteht aus einer groben Matte. Die mit den **mitepe** fahrenden Seeleute haben eine schlechte Sitte. Jeder einzelne nimmt nämlich seine Lebensmittel für sich in seinem Korbe mit. Ist einer mit seinem Vorrat zu Ende und sagt nun zu seinem Gefährten „gieb mir etwas zu essen, mein Vorrat ist zu Ende," so sagt dieser ihm „nicht doch Freund, das Fahrzeug gehört uns zwar allen, aber jeder hat seinen Eßkorb für sich."

In Lamu giebt es viele Ölfrüchte und Hirse, ebenso viel Baumwolle und eine Menge Erdnüsse und Früchte, nur Reis ist nicht sehr viel vorhanden.

---

[1]) Segelschiff. [2]) Große Segelboote.

Wenn ein Dampfer von Lamu abfährt, gebraucht er sechs Tage bis Aden. An der Somali-Küste entlang sieht man die Berge, die sich bis zum Cap Gardafui hinziehen. Dies Cap ist sehr gefährlich für die Schiffe, denn es erstreckt sich sehr weit ins Meer. Auch ist das Meer selbst hier gefährlich, denn es sind zwei Strömungen vorhanden, die hier zusammentreffen. Diese treiben das Schiff sehr und lenken es nach der Seite des Caps hin. Deshalb müssen die Schiffer, wenn sie hier vorbeifahren, sehr aufpassen. Auf unserm Dampfer waren fast alle Passagiere seekrank, nur wenige blieben verschont und deren, welche noch zu Tisch kamen, waren sehr wenige.

Von hier aus gelangt man in 24 Stunden nach Aden. Zunächst sieht man, wenn man sich Aden nähert, die Berge von Aden, jedoch braucht man noch 2½ Stunden, ehe man vor Anker gehen kann. Auf einem dieser Berge ist ein Flaggenmast angebracht, von wo aus man jedes in der Ferne kommende Fahrzeug oder jeden Dampfer von fern erblicken kann. Auf dem Mast wird gewöhnlich ein Signal gehißt, um die Leute in der Stadt zu benachrichtigen.

Oben auf dem Berge ist eine Festung gebaut worden, um Kanonen dort unterzubringen. Die Engländer haben diese Forts für den Fall eines Krieges mit andern Nationen angelegt, damit sie Handels- oder Kriegs-Schiffe mit den in den Forts aufgestellten Kanonen in Grund schießen können. Dies ist nämlich die große Wasserstraße, die Europa mit Afrika, Indien und China verbindet, alle Schiffe müssen an Aden vorbei, es giebt keinen andern Weg.

Sobald wir um das Gebirge von Aden herumgefahren waren, sahen wir die Häuser und den Hafen. Nach kaum einer halben Stunde warfen wir Anker. Vorn im Hafen sieht man etwas, das wie große weiße Häuser aussieht, aber es sind keine, es sind Salinen. Die Eigentümer sind Italiener, die hier Salz gewinnen. Gleich nachdem wir im

Hafen angekommen waren, sahen wir eine Menge Boote und kleine Dampfer auf uns zukommen. Die Boote gehörten den Somali. Sie haben gewöhnlich Gehörne, Leoparden- und Löwen-Felle, sowie Körbe, Tücher und Zahnbürsten geladen, außerdem nehmen sie Juden darin mit, die Seidenstoffe, seidene Tücher und Straußenfedern verkaufen.

Wenn diese am Dampfer ankommen, erhebt sich ein kolossaler Lärm, man kann einander gar nicht mehr verstehn vor ihrem Geschrei. Sie heben ihre Sachen in die Höhe, zeigen sie den Reisenden und beginnen nun vom Boote aus schon ihr Feilschen, indem sie zunächst zwei oder drei Pfund englisch verlangen, um allmählich auf zwei bis drei Rupie herunterzugehen. Sie erhalten nicht immer Erlaubnis an Bord zu kommen, aber wenn sie sie erhalten und den Dampfer betreten, dann pflegen sie auch die Reisenden unter Lachen und Scherzen zu betrügen. Sie geberden sich zuweilen wie Verrückte oder Dummköpfe, indem sie in die Hände klatschen, dazu schreien und mit beiden Beinen zugleich immer wieder in die Höhe springen. Alle Kabinen und Fenster des Dampfers werden geschlossen aus Furcht vor Diebstahl, denn die Somali sind große Spitzbuben. Wenn sie nicht zur Thür hinein gelangen können, kriechen sie durchs Fenster, um zu stehlen. Mit den Juden stehen die Somali gewöhnlich auf gespanntem Fuße, sie schlagen sie häufig und nehmen ihnen ihr Geld ab, um sie zu ängstigen, denn die Juden sind, wie überall, so auch hier, große Feiglinge.

Die kleinen Somali-Jungen haben eigene kleine Boote. Sie kommen gewöhnlich und rufen den Europäern zu, ihnen Geld ins Meer zu werfen, um danach zu tauchen. Fortwährend schreien sie „have a dive“,[1]) „have a dive“. Sobald ihnen etwas zugeworfen wird, tauchen sie danach

[1]) ich will tauchen.

unter und wunderbarer Weise geht nichts verloren. Sie holen es auf alle Fälle wieder aus dem Wasser heraus und sollte es noch so tief sein. Sie sind äußerst geschickte Taucher.

Wenn man nun an Land geht und am Zollhaus anlangt, erhebt sich wiederum ein großer Lärm und sie schlagen sich um die Reisenden, die sie begleiten wollen. Einige bringen Wagen mit Pferden herbei, andere Esel oder Pferde und Kamele, um sie den Passagieren zu vermieten. Die Strandjungen von Aden sind eine gefährliche Sorte, man darf ihnen nicht trauen, denn es sind Gauner und Diebe, die nur die Leute schädigen. Wenn sie jemand abseits und allein bekommen und er ist ein Fremder, so schlagen sie ihn und berauben ihn seines Geldes. Deshalb ist es auch nicht zu empfehlen, allein zu weit zu gehen.

Einige von unsern Reisenden nahmen sich Wagen und fuhren nach Tawahi[1]) und Aden spazieren, andere ritten zu Kamel, Esel oder Pferd. Noch andere gingen in die Hotels und Kaffeehäuser, oder in die Läden, um Gehörne, Felle seidene Stoffe und Straußenfedern zu kaufen.

Die Vermieter von Pferden und Wagen haben keine bestimmte Taxe, sie machen es wie beim Handel. Ihre Absicht ist es, jemand ruhig einsteigen zu lassen, um ihm am Ziel angelangt den Preis zu machen. Ihre Forderungen sind gewöhnlich sehr hoch. Ein vernünftiger Mensch wird jedoch niemals auf solche Forderungen eingehen. Wenn er vier Rupie verlangt, gieb ihm anderthalb, ob er nun zufrieden ist oder nicht, laß ihn nur ruhig seiner Wege ziehen.

Wenn man die Stadt Aden betritt, sieht man nur Steinhäuser und zwar von dunklem Stein. Überall sieht man Kaffeehäuser, die jedoch sehr schmutzig sind. Die Leute selbst sind allerdings auch sehr schmutzig. Selbst die Töpfe, in

[1]) Hafenstadt von Aden.

denen sie Kaffee kochen und die Tassen, aus denen sie trinken, sind äußerst schmutzig. Es giebt nämlich in Aden weder Flußwasser noch Quellwasser. Das einzige Wasser, welches sie haben, ist Regenwasser oder solches, das aus dem Innern herbeigeschleppt wird. Dies wird in Schläuchen gebracht, auf Kamelen, Eseln oder Pferden verladen und glasweise für einen Pesa[1]) verkauft. Wenn man sich einen Wassertopf voll zum Baden kaufen will, muß man schon eine Rupie[2]) zahlen.

Es ist auch eine Maschine da, die Meerwasser kocht, um es zu Trinkwasser zu verarbeiten. Dieses Wasser wird jedoch nur für die englischen Soldaten hergestellt.

Die Bewohner von Aden haben unten am Fuße eines Berges sehr große Behälter[3]) angelegt, die mit Cement gebaut sind, damit, wenn es regnet, das Wasser sich dort sammle. Es geht zwar sehr viel Wasser hinein, aber in Aden vergeht zuweilen ein Jahr oder zwei, ohne daß es überhaupt regnet, und wenn Regen fällt, ist es gewöhnlich nur für einige Tage.

In Aden ist es sehr heiß. Ich habe keinen Ort kennen gelernt, wo die Hitze so groß ist wie in Aden. Es ist auch nicht die Spur von einem grünen Blättchen oder einem Baume in diesem Lande zu entdecken, es wächst rein nichts, alles ist ausgetrocknet wie Stein.

Die Nahrung besteht hier hauptsächlich aus Schaf- und Kamel-Fleisch. Rindfleisch ißt man nicht viel, Europäer und Somali essen vielleicht solches, aber die arabische Bevölkerung von Aden ißt keins. Alle übrigen Lebensmittel kommen aus dem Hinterlande Yaman. Reis beziehen sie aus Indien und Früchte aus Egypten und Europa. Das einzige, was im Lande selbst zu haben ist, sind Fische.

In Aden giebt es zwei Wallfahrtsorte von Heiligen,

[1]) Kupfermünze etwas über zwei Pfennig. [2]) 1,30—1,40 Mk.
[3]) Die großen Wasserreservoirs von Aden.

von denen der eine Eidarusi heißt. Eidarusi selbst war ein Einwohner von Aden. Er that als Heiliger unter seinen Mitmenschen viele Wunder. In jedem Jahre pilgert man dorthin, um seine Stätte zu besuchen und Gelübde abzulegen. Dieser Wallfahrtsort ist von sehr großem Einfluß. Der andere ist der Wallfahrtsort des Shekh Othmani. Auch dieser ist bedeutend. Er wird gleichfalls jedes Jahr mit allem möglichen Pomp besucht, sodaß die Zeit der Wallfahrten Festtagen gleicht. Falls das Jahr vorübergeht, ohne daß diese Wallfahrten dem Herkommen gemäß stattgefunden haben, so sagt man, es gereiche den Leuten zu großem Schaden, und die Heiligen zeigten ihnen dies in Wundern.

Das einzige, was von Aden kommt und nach anderen Ländern als Handelsartikel ausgeführt wird, ist Kaffee und Weihrauch. Der Kaffee, der von Aden kommt, ist teurer als der Kaffee in der ganzen Welt. Er ist sehr beliebt. Der Ort, wo er gepflanzt wird, heißt Mokha. Einst war Mokha eine große Stadt im Lande Yaman, aber heute ist sie tot und verödet. Es wohnt auch nicht ein einziger Mensch dort, man sieht nur noch die Ruinen der Steinhäuser.

Die Bewohner von Aden trinken keinen reinen Kaffee. Sie bereiten ihren Kaffee aus den Schalen der Kaffeebohnen. Sie sagen, dieser sei gesunder als der aus der Bohne selbst.

Von Aden gebraucht der Dampfer vier Tage bis Suez. Als wir den Hafen verließen, sahen wir außerhalb desselben im Meere eine Menge kleiner Inseln. Man gebraucht von der Hafenausfahrt, bis man an diesen vorbeigefahren ist, 24 Stunden. Hier ist die gefährlichste Hitze, die die Reisenden zu erleiden haben. Es sterben manche in Folge der Hitze, besonders können sie Europäer nicht vertragen. Man nimmt daher auch, wenn der Dampfer von Aden oder Suez ausläuft und sich in dieses Meer begiebt, Araber oder andere Leute dieser Länder als Heizer für die Maschine, denn Eu-

ropäer können es da unten nicht aushalten. Ich habe es dreimal miterlebt bei drei Reisen, daß Leute gestorben sind. Dies Meer wird auf kisuaheli „rotes Meer“ genannt, auf arabisch ebenso oder „Meer des Moses“. Man glaubt Regenwolken über sich zu sehen, aber es ist nur die Hitze, die aus dem Wasser steigt und sich mit der Hitze von oben vereinigt. Das Wasser beruhigt sich niemals hier, und doch weht kein einziger Wind.

Wenn man die Farsan-Inseln hinter sich hat, nimmt die Hitze etwas ab. Sobald man sich Suez nähert, kann man das Festland auf beiden Seiten erkennen, die Küste Afrikas wie die Syriens. Das Meer wird hier Golf von Suez genannt. Auf der einen Seite liegt hier der Berg Seina, von dem der Prophet Isa kam, sein Gebet verrichtete und mit dem Stab ins Meer schlug, so daß es austrocknete und er trockenen Fußes auf das Festland Syrien gelangte. Als seine Feinde aber, die Leute von Firaun, die ihn verfolgten, um ihn zu schlagen, auch den Weg durchs Meer nahmen und in der Mitte angekommen waren, thaten sich die Wasser wieder zusammen und erdrückten sie, während er unterdes an der Küste Syriens angekommen war. Diese Stelle liegt Egypten gegenüber.

Als wir von hier aufbrachen, gelangten wir in 12 Stunden nach Suez, aber der Dampfer hielt sich nicht lange hier auf. Die Boote, die hier an die Dampfer herangefahren kommen, sind Segelboote und kleine Dampfer, kleine Boote kennt man nicht. Hier nimmt man gewöhnlich Scheinwerfer und einen Lootsen an Bord, der den Dampfer durch den Kanal führt. Nachdem wir den Hafen von Suez verlassen, waren kaum 6 Minuten verstrichen, als wir in den Kanal einfuhren. Dieser Kanal, den die Franzosen gegraben haben, war früher kein Fluß, sondern festes Land. Vor Zeiten mußten die Dampfer, die von Europa kamen und nach Indien oder an die afrikanische und arabische Küste wollten,

um Capstadt herumfahren, woher sie auch kamen. Da hatte ein Mann den klugen Gedanken, diesen Kanal zu bauen, der die beiden Meere, nämlich das Europäische mit dem Meere des Moses verbände, denn die Strecke war nicht lang. Von Suez gelangt man zu Fuß bis Port Said in ungefähr 3½ Tagen, mit dem Dampfer gebraucht man 24 Stunden, da der Dampfer nicht schnell fahren kann, weil der Kanal eng ist. Wenn ein Dampfer von der Gegenrichtung kommt und beide einander begegnen, muß der eine auf der einen Seite festgelegt werden, damit der andere vorbei kann, dann wird er wieder losgemacht.

Von jedem Schiffe, welches den Suezkanal passiert, wird der Raumgehalt gemessen und seine Ladung abgeschätzt wegen der zu erhebenden Abgabe. Diese Abgabe ist sehr hoch. Die heutigen großen Dampfer zahlen, wenn sie einmal durchfahren, je nach ihrer Ladung 50 000 Mark und mehr. Die Eigentümer dieses Kanals erzielen einen großen Gewinn, denn viele Dampfer und Kriegsschiffe fahren hindurch, weil der Weg hierdurch jetzt ein kürzerer nach allen Richtungen hin ist.

Häufig kommt es vor, wenn man durch den Kanal fährt, daß kleine Kinder und alte Leute dem Dampfer folgen und um Lebensmittel und Geld betteln. Nach beiden Ufern kann man ihnen Sachen zuwerfen. Wenn man von ferne hinschaut, glaubt man das Schiff sei auf dem trockenen Lande. Ebenso glaubt man, wenn man in der Kabine des Dampfers ist, man sei auf dem trockenen Lande. Der Kanal teilt jetzt Afrika von Asien, aber früher hingen beide hier zusammen und die Leute gingen zu Fuß.

In der Mitte des Kanals ist ein kleiner See. Früher war es ein Teich, der Bittersee genannt wurde. Hier können die Dampfer schneller und ohne weiteres an einander vorbeifahren. Auf der Seite nach Egypten zu liegt eine Stadt, Ismailia genannt, die einst von Ismail Pascha

erbaut wurde. Der Ort dient als Luftkurort, und die Stadt ist hübsch und hat prachtvolle Gärten.

Als wir von hier weiter fuhren, bogen wir wiederum in den engen Kanal ein, bis wir nach Port Said gelangten. Wenn man in Port Said einfährt, bemerkt man ein ungeheures Getriebe und bekommt eine Menge Kohlenstaub zu schlucken, denn jeder Dampfer, der hier ankommt, nimmt Kohlen. Frauen und Männer von hier sind an Kohlentragen gewöhnt. Es sind meist Nubier und Sudanesen, die diese Arbeit verrichten. Sie sind für alle Arbeiten geschickt und arbeiten sehr schnell.

Hier kommen gewöhnlich unzählige Boote heran, um Reisende aufzunehmen und Waren zu verkaufen, wie Kleider, Süßigkeiten, schandbare Bilder, Apfelsinen, Guaven, Feze, alle Sorten Früchte und viele andere Dinge. Die Leute sind hier sehr diebisch. Man muß sich sehr in Acht nehmen auf dem Dampfer, sonst nehmen sie einem Geld und Uhr, da sie alles Wertvolle gebrauchen können.

Wenn man an Land will, überbieten sich die Leute mit ihren Booten. Es giebt auch Strandjungen da, welche den Reisenden die Stadt und die Läden zeigen. Aber es ist sehr gefährlich, man darf ihnen nicht überall hin folgen.

Als wir von Port Said aufbrachen, kamen wir in ein Meer, welches das Mittelländische genannt wird, und zwar, weil es zwischen Europa, Afrika und Asien liegt. Dies Meer hat viele gute Buchten. Es hat auch einen hohen Wellengang, und seine Farbe ist wie Wäscheblau.

Am nächsten Tage, als wir aufgebrochen waren, sahen wir eine mächtige Insel, die Kreta heißt. Am dritten Tage erreichten wir Italien und bemerkten einen großen Feuer speienden Berg, Ätna genannt, dessen Feuer aus der Erde kommt. Der Berg liegt auf der Insel Sizilien. Einst war diese Insel, wie die Leute sagen, mit dem Festland Italien vereint. Jetzt liegt sie getrennt, weit ab davon und die

Schiffe fahren zwischen beiden durch. Die engste Stelle ist gefährlich, denn sie ist sehr enge, es sind Sandbänke da und das Wasser ist sehr strömend. Früher sollen viele Segelschiffe hier untergegangen sein, wie man sagt, wegen der schlechten Wasserverhältnisse, denn das Wasser bildet hier Strudel, wie wenn man in einer Suppe herumrührt. Die Stadt, die man hier sieht, ist Messina. Wenn man Abends an ihr vorbeifährt, findet man großen Gefallen an ihrem Lichterglanz. Auf der andern Seite liegt Reggio.

Als wir die Insel Sizilien hinter uns hatten, gelangten wir nach einer Fahrt von 18 Stunden nach Neapel. Neapel hat den größten Hafen Italiens, außerdem ist es Residenzstadt. Wenn man sich Neapel nähert, sieht man eine Anzahl kleiner Inseln im Meere. Eine darunter ist sehr klein, aber berühmt, es ist Capri. Viele Leute reisen einer Grotte wegen dorthin, um sich diese Insel anzusehen. Durch diese Grotte können Boote hindurchfahren auf die andere Seite. Das sieht ganz beängstigend aus. Die Grotte wird die blaue genannt, weil das Wasser hier die Farbe von Wäscheblau hat und die Grotte wiederum selbst in Folge des Wassers einen blauen Schein bekommt.

In der Nähe von Neapel, zwei Stunden entfernt, ist ein Feuer speiender Berg, der Vesuv genannt wird. Das Feuer kommt hier, wie mir Leute sagten, schon seit 1820 Jahren aus der Erde heraus und brennt bis heutigen Tages noch. Es hat zwei Städte verschüttet, die einst in der Nähe dieses Berges lagen, nämlich Pompeji und Herkulanum. Jetzt läßt der König von Italien diese Städte wieder ausgraben, um nachzusehen wie das Feuer sie zerstört hat. Es sind sehr viele Dinge zu Tage gefördert worden aus diesen ausgegrabenen Städten. Wunderbar ist es, daß man die Leute, die einst in diesen Städten waren und die nun ausgegraben werden, ebenso noch antrifft, in derselben Stellung,

in der sie sich befanden an dem Tage, als das Feuer, das Lava genannt wird, auf sie hernieder kam.

Sobald wir uns dem Hafen von Neapel näherten, kam ein Lotse an Bord, um den Dampfer hineinzubringen. Wenn man in den Hafen einfährt, gefällt einem die Stadt sehr, denn sie liegt in einer Bucht, umgiebt den Hafen wie eine Festung und ist bis auf den Berg hin gebaut. Auch die Menge der großen und weißen Häuser muß einem gefallen. Der Himmel ist hier sehr schön in seiner Art, und Abends, wenn alle Lichter brennen, gewährt alles einen prächtigen Anblick.

Als wir vor Anker gingen, kamen eine Menge Boote heran. Einige brachten Passagiere, in anderen saßen Leute mit Trompeten, Mandolinen und Tambourin. Kleine Kinder, Frauen und Männer kamen herbei, spielten auf ihren Instrumenten, tanzten und sangen und spannten die Regenschirme auf, um Geld einzusammeln. Andere brachten Früchte herbei, ferner Gemüse, Bilder, Stöcke, Uhren, Regenschirme, Kleider, Mandeln, alle Sorten von Früchten, überhaupt alles, was verkauft werden kann. Die Leute hier taugen auch nicht viel, sie stehlen gern. Sie verstehen es, mit den Fremden zu scherzen und sie zugleich zu betrügen.

Nachdem wir uns ihr Spiel angesehen hatten, begaben wir uns in die Stadt ins Hotel. Sobald man am Strande anlangt, wird das Gepäck geöffnet und man muß Zoll zahlen. Sie suchen hauptsächlich nach Tabak und neuen Gegenständen. Lastträger giebt es viele hier, und die Strandjungen schlagen sich ebenfalls wieder um das Gepäck, aber wenn man nicht sehr aufpaßt, stehlen sie einem seine Sachen.

Wir blieben einen Tag im Hotel und ich sah mir die Stadt an. Dieselbe ist nicht sehr rein, sie ist schmutzig und die Leute sind es auch. Wenn sie ihre Sachen feilbieten, ziehen sie ebenso herum wie bei uns in Zanzibar. Ihre

Hauptspeise sind Nudeln, die Makaroni genannt werden. Selbst auf der Straße nehmen sie diese in die Hand und essen sie. Zur Sommerzeit ist es hier sehr heiß, wie dort bei uns an der Küste. Auch ist es ein Land, in dem unsere Früchte gedeihen.

Als wir von Neapel abreisten, nahmen wir die Eisenbahn und fuhren über Rom, Mailand, Luzern, München bis wir in Berlin anlangten. Wir waren 2½ Tage in der Eisenbahn unterwegs. Wenn man schließlich aus derselben aussteigt, fühlt man sich so ermattet, als ob einem die Knochen gebrochen wären.

Meine Reise nach Udoe bis Uzigua
sowie Geschichtliches über die Wadoe und Sitten und Gebräuche derselben

von

Mtoro bin Mwenyi Bakari.

Meine Reise.

Im Namen des barmherzigen Erbarmers!

Dies ist die Schilderung meiner Reise, als ich einst nach Udoe und Uzigua ging. Eines Tages kam mir der Gedanke, du bist ein erwachsener junger Mann, aber du hast noch keine einzige Reise gemacht. Sofort ging ich zu einem Inder, um mir Waren zu besorgen, und zwar allein, niemand erfuhr etwas davon. Als ich mir Tauschwaren verschafft hatte, teilte ich am vierten Tage meiner Mutter meine Absicht mit und sagte zu ihr: „Ich will ins Innere reisen." Sie fragte: „Wo willst du hin?" Ich antwortete ihr: „Ich will nach Uzigua, einmal um zu reisen und dann auch um etwas Handel zu treiben." Sie fragte weiter: „Mit wem willst du denn nach Uzigua ziehen, du bist doch fremd im Innern?" Ich erwiderte ihr: „Ich gehe ganz allein, Gott wird mir über alle Widerwärtigkeiten unterwegs hinweghelfen." Darauf sagte sie: „So ziehe denn hin, aber mein Herz ist nicht erfreut darüber."

Als ich von meiner Mutter Abschied genommen hatte, suchte ich mir Träger, die Udoe und Uzigua kannten. Wir verhandelten mit einander, bis wir schließlich übereinkamen. Sobald dies geschehen, brachen wir auf und gingen bis zu einer Pflanzung des Mwinyi Maulidi, die Nsole heißt, und

ruhten daselbst ein wenig. Mwinyi Maulidi kam und fragte mich: „Wo willst du mit den Waren hin Mtoro?“ Ich antwortete ihm: „Ich will mir Uzigua ansehen.“ „So Gott will kehrst du gesund zurück“, sagte er zu mir. Dann rief er einen Sklavenjungen herbei und sagte zu ihm: „Geh und schlage deinem Herrn (nämlich Mtoro) einige Kokosnüsse herunter, damit er sich an der Milch erfrische.“ Er selbst ging hin und schnitt drei sehr große Zuckerrohre ab und gab sie meinen Trägern zum kauen. Unterdes war der Junge wieder vom Kokosbaum heruntergestiegen, suchte einen Kokosnußöffner, öffnete die Nüsse, bot sie mir an und ich trank. Darauf sagte Mwinyi Maulidi zu mir: „Bitte, bleibe doch heute hier bei mir.“ Ich antwortete ihm: „Ich danke dir sehr für deine Worte, aber für heute mußt du mich entschuldigen, denn ich möchte heute in Dunda nächtigen.“ Als meine Träger nun ihr Zuckerrohr gekaut und noch einiges mitgenommen und ich meine Kokosmilch getrunken hatte, bat ich Mwinyi Maulidi weiterziehn zu dürfen. Er begleitete mich bis ans Ende der Pflanzungen von Nsole, dann kehrte er zurück und wir marschierten weiter.

Als wir in die Nähe von Mkwaju wa Mvuani kamen, sahen wir sehr viele reife Mangofrüchte. Sobald meine Träger dieselben gewahrten, waren sie nicht mehr zurückzuhalten und sagten zu mir: „Hier wollen wir die Lasten niederlegen und etwas ausruhen.“ Ich war schließlich auch einverstanden und sie legten ab. Gleich darauf sah ich sie auch schon auf die Mangobäume klettern und Früchte herunterschütteln. Andere aßen sie auf dem Baume, so wie es die Fledermäuse zu thun pflegen. Dann kletterten sie herunter, lasen ihre Mangos auf und steckten sie in ihre Brotbeutel.

Auf unserem Weitermarsche gelangten wir an den Fluß Tshatota in der Nähe von Dunda. Dort trafen wir mit dem pazi[1]), der von seiner Pflanzung kam, zusammen und

[1]) Ortsvorsteher.

er fragte mich: „Wo willst du mit den Waren hin?“ Ich antwortete ihm: „Ich gehe zu meinem Vergnügen nach Uzigua.“ Darauf erwiderte er: „Gehen wir zu mir nach Hause, ruhe dich dort etwas aus.“ Meine Träger und ich folgten ihm dorthin. Er sagte zu seiner **suria**[1]) namens Bumilia: „Gehe auf das Maisfeld und brich Mtoro etwas Mais ab.“ Sie ging hin, brach einige Maiskolben, röstete sie, und meine Träger und ich thaten uns gütlich daran. Dann verabschiedete ich mich von ihm und sagte: „Lieber Gastgeber, ich will jetzt machen, daß ich nach Dunda komme, denn ich bin sehr müde.“ Er erwiderte: „Schön, wann willst du denn von dort weiter ziehen?“ Ich antwortete ihm: „Morgen früh.“ „Gut, dann werde ich morgen früh dorthin kommen zu deinem Bruder.“ Wir nahmen nochmals Abschied von einander.

Wir brachen nun auf und gingen bis Dunda. Dort angekommen legten die Träger ihre Lasten in ein Haus. Ich selbst ging hin und begrüßte meine Schwägerin. Mein Bruder war nämlich nicht anwesend, er war spazieren gegangen. Sobald er die Nachricht erhielt, daß ich gekommen sei, kehrte er schleunigst nach Hause zurück. Wir begrüßten uns und tauschten unsere Neuigkeiten aus.

Am nächsten Morgen kam der **pazi**, wir begrüßten ihn, und er fragte mich: „Willst du reisen ohne zu den Gräbern deiner Vorfahren gegangen zu sein?“ Abdallah, mein Bruder, sagte: „Du hast Recht, **pazi**.“ Wir brachen also auf, gingen hin auf den Kirchhof und besuchten die Gräber.[2]) Dann kehrten wir nach Hause zurück, und sie machten mir schleunigst mein Essen zurecht. Als ich gegessen hatte, sagten

---

[1]) Nebenfrau. [2]) Es ist Sitte bei den Suaheli und auch andern Bantuvölkern, vor Beginn einer Reise oder eines anderen Unternehmens zum Grabe der Eltern oder anderer Angehöriger zu gehen, diesen ihr Vorhaben mitzuteilen und um glücklichen Ausgang der Angelegenheit zu bitten.

sie: „Warum gehst du denn allein nach Uzigua? Du bist doch ganz fremd da und bist noch nicht gereist!“ Ich erwiderte: „Was soll ich machen? Ich will nun einmal eine Reise ins Innere unternehmen.“ „Das schickt sich nicht“, sagten sie und gaben mir noch einen Mann mit, der mich begleiten sollte. Auch mein jüngster Bruder Slemani sagte: „Ich werde ihn nach Uzigua begleiten.“

Ich nahm Abschied von ihnen, und wir marschierten weiter, bis wir nach Sanganzeru jenseits Dunda kamen. Dort traf ich Mkwelengala, den Häuptling von Sanganzeru, der mich zu sich mit nach Hause nehmen wollte. Ich sagte ihm aber: „Ich kann nicht zu dir kommen, entschuldige gütigst, es sieht ganz nach Regen aus, und ich will heute in Usako übernachten.“ Nach Verlauf einer Stunde kam jedoch ein sehr starker Regen, und ich fühlte mich bald so ermüdet, daß ich kaum weiter konnte vor Schmutz, Schlamm und Wasserlachen. Es war eine große Qual und nirgends ein Platz zum ruhen. So zogen wir weiter. Hier fiel ich in ein Wasserloch, da glitt ich auf dem dicken Schlamm aus, sodaß es Abend wurde, kurz vor dem Abendgebet, als wir nach Usako kamen. Ich war so müde, daß ich keine Kräfte mehr hatte.

Dort in Usako traf ich den Mwinyi Shehe, den Bruder des pazi. Wir tauschten zunächst unsere Neuigkeiten aus. Dann befahl er seiner Frau, schnell das Essen zu bereiten. Bald darauf erschien auch sein Bruder, der pazi Tandukizi. Ich begrüßte ihn, dann unterhielten wir uns, und er fragte mich: „Wohin willst du gehen?“ Ich antwortete: „Nach Uzigua, um etwas Handel zu treiben.“ Er erwiderte: „Wirst du allein Handel treiben können in Uzigua?“ Ich antwortete ihm: „Warum nicht?“ Er sagte: „Ihre Ziegen und Rinder, die sie verkaufen, sind sehr teuer, und du bist fremd.“ „Das macht nichts,“ sagte ich, „ich werde zuschauen, wenn Gewinn beim Handel zu erzielen ist, werde ich kaufen, wenn nicht, lasse ich's bleiben.“ Darauf erschien sein Sklaven-

mädchen und sagte: „Das Essen ist fertig.“ Mwinyi Shehe erwiderte: „Sage, daß angerichtet wird.“ Dies geschah, und das Sklavenmädchen brachte das Essen, und der pazi, Minyi Shehe und ich aßen. Nach dem Essen wollte der pazi mich in eine Unterhaltung ziehen, aber ich sagte ihm: „Verzeih mir, Alter, ich muß schlafen, denn ich bin sehr ermüdet von dem Regen und dem vielen Schmutz.“ Wir nahmen Abschied von einander und baten gegenseitig um Entschuldigung.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf und kamen in die Steppe von Mwidu. Diese ist sehr gefährlich, denn es sind Tag und Nacht Löwen daselbst anzutreffen. Einige Tage vor unserem Durchmarsche ging der Leiter einer Karawane hinter seinem Führer, als ein Löwe, der am Wege gelegen, den auf einem Esel reitenden Leiter ergriff, aber, da er ihn nicht fest gefaßt hatte, nur zu Boden warf. Sofort sprang der Löwe auf den Führer los, ergriff ihn und rannte mit ihm davon. Als der andere sich erhob und nach seinem Führer ausschaute, war der Löwe längst mit diesem verschwunden, denn die Karawane folgte hinten nach und die beiden waren allein voraus und der Löwe war so schnell gekommen wie der Blitz.

Als wir die Steppe von Mwidu verließen, kamen wir nach Shakini, und begaben uns zu einem Mdoe namens Mtengwa Kidebede. Wir ruhten uns hier aus, denn es war sehr heiß und der Durst quälte uns sehr.

Über das Land der Wadoe, ihre Geschichte und Sitten und Gebräuche will ich nach Beendigung meiner Reiseschilderung mich näher auslassen.

Eines Tages brachen wir auf von hier und lagerten am Wame bei einem Mzigua, dessen Ort sehr schlecht aussah. Allenthalben war es sehr schmutzig, überall lag Kuhmist, und die Betten waren so voller Insekten, daß man nicht schlafen konnte. Wir hatten uns hingelegt, aber ich dachte an nichts weiter,

als wenn die Nacht nur schnell vorüber wäre, damit wir diesem Ort den Rücken kehren könnten.

Beim Morgengrauen zogen wir weiter und setzten über den Wame-Fluß. Dieser ist der vielen Krokodile und Flußpferde wegen sehr gefährlich. Dazu sind die Einbäume zum Übersetzen sehr klein. Wir erreichten jedoch glücklich das andere Ufer.

Wenn eine große Karawane hier übersetzen will, schießt man zunächst mit den Gewehren ins Wasser, um die Krokodile zu verscheuchen, damit nachher Soldaten und Träger durchwaten können, da nur wenig Einbäume zum Übersetzen vorhanden sind.

Auf dem andern Ufer angekommen, stießen wir auf Wazigua, die sich zum Kriege gerüstet hatten und mit einander kämpfen wollten. Ich fragte einen Mzigua, weshalb sie sich stritten, und er sagte mir: „Sie haben Streit wegen Grenzangelegenheiten, dieser sagt „diese Gegend gehört mir“, der andere „nein, sie gehört mir“, das ist die Veranlassung.“

Ich hielt mich nicht auf, sondern zog weiter, bis ich ins Land des Jumben (Ortsvorstehers) Kingaru kam. Er besitzt eine sehr schöne Stadt und eine Menge Ziegen und Rinder. Er hieß mich näher treten, bot mir einen Stuhl an und fragte mich: „Woher bist du, junger Mann?“ Ich antwortete ihm: „Meine Heimat ist Bagamoyo.“ „Leben deine Eltern noch?“ fragte er. Ich erwiderte: „Mein Vater ist gestorben.“ Dann rief er seine Frau und sagte ihr: „Mache schnell das Essen zurecht.“ Als wir uns nun weiter unterhielten, kamen eine Menge Wazigua herbei, um mich anzuschauen, da bekam ich doch etwas Furcht. Sobald das Essen fertig war, aßen wir. Er forschte weiter: „Weshalb bist du hierher gekommen nach Uzigua? Ich antwortete: „Ich bin ganz fremd im Innern, hörte aber jeden Tag sagen, daß es in Uzigua sehr schön sei, daher bekam mein

Herz Verlangen, es kennen zu lernen.“ Er fragte weiter: „Was willst du für diese Waren kaufen?“ Ich entgegnete: „Alles, was ich an der Küste absetzen kann, werde ich kaufen, seien es nun Ziegen oder Rinder oder Gummi.“ Er sagte: „Das ist schön, aber zunächst möchte ich Blutsbrüderschaft mit dir machen, denn ich habe keinen Freund.“ Ich erklärte mich sofort dazu bereit.

Er befahl nun einem Sklaven eine Ziege herbeizubringen. Diese wurde geschlachtet und die Leber herausgenommen. Dann kam der Leiter der Zeremonie, nahm Schleifstein und Rasiermesser, hielt mir beides über den Kopf und sagte: „Du bist von der Küste gekommen, junger freier Mann, und Kingaru hat deine Freundschaft gewollt. Du bist mit Waren hierher gekommen. Sollte Kingaru oder seine Frau sich ein doti[1]) Stoff nehmen, und du wirst ärgerlich darüber, gehst vielleicht zur Küste und verklagst ihn wegen dieses doti, so daß Kingaru von der Regierung bestraft wird, so mußt du sterben. Oder wenn du mit einem Widersacher Kingarus zusammentriffst, der ihm sehr feindlich gesinnt ist und du solltest diesem helfen und sagen „wahrlich, Kingaru ist schlecht“ — so mußt du sterben. Oder wenn du Kingaru oder einen Bruder Kingarus in deiner Stadt triffst und du versorgst sie nicht mit Speise und Trank — so mußt du sterben und die deinigen dazu.“ Nachdem er so zu mir gesprochen, sprach er dieselben Worte zu Kingaru. Nach dieser Zeremonie machte er jedem einen kleinen Ritz in die Haut, nahm die Leber des Tieres, träufelte etwas von unserem Blute darauf, gab es uns und wir aßen jeder seinen Bissen. Sobald wir fertig waren, kam die Frau Kingarus und ich gab ihr eine jora[2]) blaugefärbten Schirting-Stoff, ein kitambi[3]) und Perlen. Ihm selbst gab ich ein Oberhemd und eine Mütze, und damit war er mein bester Freund.

[1]) 8 Unterarmlängen. [2]) Ein Stück von 30 Unterarmlängen. [3]) Gefärbten Baumwollstoff.

Bald darauf sagte ich ihm: „Ich möchte nun zum Handel übergehen.“ Er antwortete: „Meine besten Ziegen und Rinder stehen weit von hier. Du hast wohl keine Lust dorthin zu gehen, bleibe daher nur hier, aber bestimme einen deiner Leute, und ich werde einen der meinigen nehmen, die schicken wir dorthin, und lassen sie handelseinig werden.“ Ich antwortete ihm: „Das finde ich sehr schön.“ Am nächsten Morgen brachen sie mit meinen Trägern zusammen auf, um Ziegen und Rinder auszusuchen. Sie blieben daselbst über Nacht. Am zweiten Tage kamen sie zu meiner größten Freude mit schönen Tieren zurück.

Nach sechs Tagen nahm ich Abschied von Kingaru und er sagte zu mir: „Wenn du nach Bagamoyo gehst, möchte ich dir gern noch meine Sklaven mit Ziegen und Rindern mitgeben, um sie für mich zu verkaufen, denn die Sklaven allein sind zu dumm. Ich war damit einverstanden.

So brach ich mit meinen Trägern auf, und wir gelangten wieder an den Wame. Die Sonne war schon untergegangen, und es war kein Boot da zum Übersetzen. Wir standen ratlos da. In der Gegend gab es viele Löwen, und im Flusse sahen wir ein Krokodil sich Fische fangen. Schließlich sagte ich zu meinen Leuten: „Es bleibt uns gar nichts anderes übrig als uns hineinzustürzen, Gott wird unser Retter sein.“ Die Träger erwiderten: „Wir folgen deinem Rat, aber das Krokodil fängt immer noch Fische.“ Ich entgegnete: „Es ist ja etwas weit von hier.“ „Voran denn“, sagten sie, und ich betete: „O Herr, errette uns, deine Sklaven, am heutigen Tage.“ Wir stürzten uns ins Wasser, das sehr reißend war, aber Gott war mit uns, und das Krokodil sah uns nicht bis wir alle heil hinüber waren.

Am andern Ufer angekommen, mieteten wir uns ein Haus bei einem Mdoe namens Luaga. Hier war es sehr kalt. Schleunigst bereiteten die Träger das Essen, dann gingen wir schlafen. Am nächsten Morgen brachen

wir auf, marschierten den ganzen Tag und kamen gegen Abend wieder in Usako beim pazi Pandukizi an. Der pazi und sein Bruder kamen, und wir begrüßten einander. Er befahl wiederum seiner Frau, das Essen herzurichten. Nach Beendigung desselben fragte er mich: „Ist deine Reise gut verlaufen?“ Ich antwortete ihm: „Gott sei Lob und Dank.“ Dann erzählte er mir, was unterdes in Usako sich ereignet hatte, nämlich, daß seine Mutter gestorben sei. Ich drückte ihm mein Beileid aus.

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von dem pazi und Mwinyi Shehe und wir marschierten durch die Steppe von Usako, um nach Mwidu zu gelangen. Der Weg, den wir einschlugen, war ein alter verlassener Pfad. Als wir demselben folgten, stießen wir auf eine Menge siafu-Ameisen, die im Kampfe mit einander lagen. Ein solcher Ameisenkrieg ist etwas ganz wunderbares. Ursprünglich war eine siafu-Ameise getötet worden, darauf rüsteten sich alle zum Kampfe. Bevor er jedoch begann, zogen drei Ameisen aus, um Erkundigungen einzuziehen. Als diese getötet wurden und nicht wieder zurückkehrten, wußten die anderen wie es draußen stand. Sie zogen nun aus zum Kriege und kämpften mit einander. Nicht alle beteiligen sich an einem solchen Kampfe, sondern nur ein Teil, während andere die Verwundeten bei Seite schaffen und wieder andere die Toten wegtragen, die sie niemals liegen lassen. Sie fassen gewöhnlich mit ihren Zangen den Kopf des Gegners und beißen ihn zu Tode. Dann stürzen sie sich auf den nächsten. Sie sind sehr rührig. Wenn die einen tot hinfallen, rücken andere vor, ein Zurückweichen kennen sie nicht und sollten alle zu Grunde gehen. Die Verwundeten bringen sie in ihre Wohnung, legen sie dort nieder und warten nun ab, ob sie genesen oder zu Grunde gehen.

Ebenso verläuft ein Kampf der sangara-Ameisen. Sie mögen kein Feuer unterwegs sehen. Sobald sie ein solches

wahrnehmen, versammeln sich alle, um es zu löschen. Dies geschieht mittels ihres Speichels. Dabei kommen viele um. Die einen rücken vor, die anderen kehren zurück, noch andere bringen die im Feuer Gefallenen heim. So geht das hin und her bis das Feuer gelöscht ist, erst dann beruhigen sie sich.

Auch der Kampf der korandi-Ameisen ist ebenso. Sie sind böse und lassen ihre Wut gern an Menschen aus. Gewöhnlich leben sie mitten auf dem Wege und versperren diesen, so daß er kaum zu erkennen ist. Wenn jemand den Fuß dort aufsetzt, folgen sie ihm, um ihn zu beißen. Ein Biß einer korandi-Ameise ist so scharf wie der einer Schlange. Sie sind größer als die siafu- und sangara-Ameisen und außerdem schwarz. Ihr Kopf ist groß, während der Körper klein ist. Die Gestalt der siafu ist klein, während ihr Anführer einen großen Kopf hat. Sieht man unter einem Haufen Ameisen einen mit einem dickeren Kopfe als die andern, so kann man sicher sein, daß es ihr Führer ist.

Unsere größten Feinde jedoch sind die weißen Ameisen. Diese leben in großen Hügeln, fressen die Sämlinge der Pflanzen auf den Feldern ab und zernagen das Holzwerk der Hütten bis diese einstürzen. In den Läden der Kaufleute zerstören sie die neuen Stoffe und Zeuge. Den Menschen selbst thun sie jedoch selten etwas zu Leide.

Kehren wir nunmehr nach dieser kurzen Abschweifung zur Beschreibung unserer Weiterreise nach Mwidu zurück. Auf der großen Karawanenstraße angelangt, trafen wir mit einer Karawane zusammen, die aus dem Innern mit einer großen Menge Rinder, Ziegen und auch Straußen kam. Wir ließen sie an uns vorbeiziehen. Dann gingen wir weiter und gelangten nach Sanganzeru. Dort ruhten wir erst aus und gingen gegen Abend nach Dunda.

Kaum war ich dort angekommen und hatte mit meinem Bruder einige Neuigkeiten ausgetauscht, als ich im Orte

Dunda selbst einen großen Lärm vernahm. Die Leute liefen hin und her. Ich fragte: „Was laufen die Leute so?“ Sie sagten: „Sie laufen nach dem Fluße, dort ist jemand von einem Krokodil ergriffen worden.“ Dunda liegt nämlich an einem sehr fischreichen Fluß, der Nau heißt. Die Fische sind dort fett und sehr wohlschmeckend, aber es giebt eine Unmenge Krokodile daselbst. Die Leute liefen nun zum Flusse, um jenen Menschen zu retten, der von dem Krokodil ergriffen worden, aber sie fanden nur noch ein Bein von ihm, alles Übrige hatte das Krokodil verschlungen.

Wenn ein Fremder hierher nach Dunda kommt und sieht jemand mit nur einem Arm oder einem Bein, der ist von einem Krokodil gefaßt worden, und die Leute sind ihm zur Hülfe geeilt mit Äxten und Messern und haben ihn wiedererlangt.

In betreff dieses Flusses geht das Gerücht, wenn jemand zum Fischfang auszieht und er hat eine Frau und diese weiß, daß ihr Mann hingegangen ist Fische zu fangen und sie giebt sich während dieser Zeit mit einem anderen Mann ab, so sieht sie ihren Mann nicht wieder — er wird ganz sicher von einem Krokodil gefressen. Wenn eine Frau sich mit ihrem Manne nicht gut verträgt, und täglich Streit im Hause ist, und sie sich nun ein Fischgericht wünscht, so geht der Mann nicht in diesen Fluß fischen, denn wenn die Frau weiß, daß ihr Mann sich zum Nau-Fluß zum Fischen begeben hat, so sucht sie sich schnell einen anderen Mann, und ihr Ehemann wird niemals zurückkehren. Alle Leute wissen allerdings nachher, daß die Frau ihren Mann getötet hat.

Kehren wir nun zur Begrüßung mit meinem Bruder zurück. Als wir uns getroffen hatten, sagte er zu mir: „Der Onkel ist sehr krank, wir müssen ihn besuchen.“ „Wohlan, laßt uns gehen,“ sagte ich. Wir gingen hin und fanden ihn sehr leidend. Er sprach zu mir: „Lebe wohl, wir

werden uns vielleicht nicht wieder sehen, denn du wohnst in der Stadt (Bagamoyo) und ich hier in Dunda und ich bin sehr krank." Ich antwortete ihm: „Gott wird dir Gesundheit verleihen, denn wer krank wird — stirbt nicht immer." Er sagte: „Deine Worte sind wahr, aber ich bin jetzt alt." Ich erwiderte: „Das ist wohl wahr, aber die kleine unreife Kokosnuß fällt sehr häufig herab und die reife bleibt oben hängen." Wir nahmen dann Abschied von unserem Onkel und begaben uns ins Haus Abdallahs.

In Dunda erzählten mir die Leute, daß einige Tage vorher ein Araber von einem Löwen überfallen worden. Die Ostafrikanische Gesellschaft wollte nämlich an der Mtoni-Fähre einen Mann einsetzen, der auf die Karawanen, die aus dem Innern kamen, Acht haben sollte. Sie hatte einen Kontrakt mit einem Araber gemacht, der eingewilligt hatte, dies Amt zu übernehmen. Zur Regenzeit sind hier an dem Ort, der eigentlich Kiyembayemba heißt, gewöhnlich Krokodile und auch häufig Löwen. Dieser Tage nun hatte der Araber während der Nacht an seiner Thür ein Geräusch gehört, als ob ein Mensch draußen wäre. Er erwachte aus dem Schlafe und ging an die Thüre. Sobald er die Thür erfaßt hatte — stand er einem Löwen gegenüber. Dieser stürzte sich auf ihn und schlug ihm die Tatze in den Kopf. Der Araber schrie aus Leibeskräften. Darauf ergriff ihn der Löwe fest und schleppte ihn heraus. Alle Leute, die sonst noch in dem Hause drinnen waren, standen entsetzliche Angst aus. Draußen verzehrte unterdes der Löwe den Araber.

Am nächsten Morgen schickten die Leute Nachricht an die Gesellschaft. Auf die Kunde hiervon teilte dieselbe sofort dem Bezirksamt mit, daß ihr Angestellter von einem Löwen aufgefressen worden. Dieses gab darauf dem Polizeifeldwebel[1]) den Befehl bei Mtoni eine Falle aufzustellen und eine Ziege anzubinden. Zwei Tage lang stand die Falle,

[1]) Feldwebel Wallner.

am dritten war der Löwe gefangen. Leute brachten die Nachricht davon nach Bagamoyo. Sofort brach der Feldwebel mit einigen Soldaten dorthin auf. Als sie sich der Falle, in der der Löwe saß, näherten, brüllte der Löwe vor Wut, so daß sie davon Abstand nahmen noch näher zu gehen. Mit einigen wohlgezielten Schüssen streckten sie ihn nieder. Dann brachten sie den toten Löwen zur Stadt und trugen ihn überall umher, damit alle Leute ihn sehen konnten. Zum zweiten Male wurde die Falle aufgestellt und nun auch die Löwin gefangen. Einige Tage darauf ereilte einen andern dasselbe Los, so daß innerhalb von 7 Tagen 3 Löwen gefangen wurden.

Ich habe kurze Zeit nachher eine andere Geschichte von einem Löwen gehört, der in der Falle gefangen, aber trotzdem nicht erlegt wurde. In Lindi hatte ein Löwe eine Zeit lang fast alle Tage Leute geholt. Man stellte nun eine große Falle auf, um ihn zu fangen. Eines Tags saß er in der Falle. An demselben Tage kam eine europäische Dame[1]) dort auf ihrem Spaziergang vorbei. Als sie den Löwen sah, überfiel sie eine schreckliche Angst, denn sie wußte nicht, daß der Löwe in der Falle saß. Vorwärts gehen konnte sie nicht und zum zurückgehen versagten ihr die Beine. Schließlich, als sie sich vom größten Schrecken erholt, faßte sie sich ein Herz und lief so schnell sie konnte zur Stadt zurück und teilte den Leuten mit, daß ein Löwe in der Falle säße. Als der Eigentümer[2]) der Falle das erfuhr, nahm er sein Gewehr und eilte mit noch andern Europäern der Stelle zu. Er wollte nun den Löwen erschießen, aber seine Patrone war schlecht — der Schuß ging nicht los. Sobald der Löwe das merkte, riß er sich los aus der Falle, sprang auf den Fallensteller zu und ergriff ihn. Seine Gefährten, die mit ihm gekommen, wandten sich, da sie keine Gewehre hatten, schleunigst zur

---

[1]) Schwester Lilli (Gräfin Pückler). [2]) Jäger Knochenhauer.

Flucht. Der eine von ihnen fiel in seiner Angst hin und als nun sein Diener, der hinter ihm lief, auf ihn stürzte, glaubte er der Löwe habe ihn ergriffen. Er schrie so laut er konnte, rannte von neuem davon und warf sich ohne Besinnen kopfüber in den benachbarten Fluß, der seiner Krokodile wegen sonst als gefährlich galt, aber er kam glücklich davon. Der Eigentümer der Falle, der von dem Löwen angefallen worden war, schrie so laut er konnte und darauf ließ ihn der Löwe wieder los. Er hatte ihm jedoch eine Wunde gehauen, die von der Brust bis zu den Beinen reichte.

Ich blieb in Dunda und ging am nächsten Morgen zur Stadt (Bagamoyo). Diesmal nahm ich einen anderen Weg, nämlich über Yombo. Zunächst setzte ich über den Chatota, dann kam ich an den Mtakashari-Fluß. Als ich diesen überschritten hatte, gelangte ich an den Chasimba- und darauf an den Chombe-Bach, der jedoch ganz ausgetrocknet war und gar kein Wasser führte. Zur Regenzeit sind in diesem Flusse gewöhnlich Krokodile.

Von hier gelangte ich nach Vikukuni. Die Pflanzungen daselbst bebauen die Wandengereko, aber die Eigentümer des Grund und Bodens sind die Wazaramu. Als ich Vikukuni verließ, kam ich nach Matimbwa. Die Pflanzungen dort sind sehr schön, die Thäler und das Land überhaupt sind sehr fruchtbar. Jeder Same gedeiht dort — Hirse, Reis, Mais, auch Zuckerrohr und Bananen und nicht minder Kokospalmen. Ursprünglich gehörten diese Pflanzungen den Wazaramu-Stämmen Wanzerekera, Wavyuma und den Wapandeni. Sobald wir nach Matimbwa kamen, begab ich mich zu meinem Großvater, dem Mwenyi Makubi bin Chuma, der hier im Lande der Oberste ist. Als er mich sah, ließ er mir eiligst Essen zubereiten, und ich stärkte mich. Am Nachmittag marschierte ich noch bis zu den Pflanzungen von Nsole. Von hier gelangte ich nach Bako und dann nach

Ugeni. Dort war eine **shamba** (Pflanzung) des Tshanzi Mdumi, den ich aufsuchte. Er wollte mir Kokosnüsse pflücken lassen, aber ich sagte: „Die Sonne geht bald unter, ich will jetzt machen, daß ich zur Stadt komme." Er begleitete mich dann noch bis Bongwa und kehrte zurück.

Von Bongwa aus machte ich nicht eher Halt, bis ich nach Bagamoyo gelangte. Sobald ich ankam, kamen meine Mutter, meine Schwester und andere Verwandte mich zu beglückwünschen. Wenn nämlich jemand von einer Reise zurückkehrt, kommen die Leute herbei ihn zu beglückwünschen und ihm die Hand zu geben, indem sie sagen: „**hongera**"[1]. Er antwortet ihnen gewöhnlich: „Gott sei Lob und Dank."

Man bereitete mir gleich etwas Suppe, die ich genoß, nachher badete ich, legte neue Kleider an, ging dann in die Moschee zum Gebet, kehrte gen Sonnenuntergang nach Hause zurück und schlief bis zum nächsten Morgen.

Ich ließ nun einen Händler ins Haus rufen und übergab ihm alles, was ich in Udoe und Uzigua gekauft hatte. Er brachte es zum Markte und verkaufte alles insgesammt. Ich gab ihm auch die Ziegen und Rinder meines Freundes Kingaru. Er verkaufte diese gleichfalls, brachte mir das Geld, das ich den Sklaven Kingarus einhändigte. Am nächsten Morgen kehrten sie heim. Ich sagte noch zu ihnen: „Überbringt eurem Herrn sehr viele Grüße, und, wenn Gott will, kehre ich ein anderes Mal zurück, um ihn zu besuchen." Sie erwiderten: „Gut, wir werden das bestellen." Seit dieser Reise bin ich jedoch nicht wieder in jene Gegend gekommen, und ich weiß nicht, ob mein Freund noch lebt oder ob er gestorben ist.

---

[1]) Sei gegrüßt, daß du glücklich zurückgekehrt.

Geschichtliches über die Wadoe.

Einleitung. Nach dieser Beschreibung meiner Reise nach Udoe will ich einen Bericht über die Wadoe und ihre Sitten und Gebräuche geben. Zum Teil kenne ich sie von meiner Reise her, zum Teil habe ich sie von Wadoe in Bagamoyo erfahren, wenn sie mit ihren Handelsprodukten zur Küste kamen, um diese zu verkaufen. Viele verstehen auch kisuaheli und diese habe ich nach ihren Gebräuchen ausgeforscht. So sammelte ich allmählich eine Menge in meinem Kopfe an und will nunmehr alles zu Papier bringen. Die Sitten und Gebräuche der Menschen sind vielerlei. Nachdem der Mensch geboren worden, nimmt er die Sitten und Gebräuche seiner Eltern an. Sobald er herangewachsen ist, behält er ein Teil derselben bei, andere läßt er fallen. Bei den Stämmen der Küste sowohl wie des Innern stimmen viele Sitten und Gebräuche völlig überein, aber viele sind auch verschieden. Ich will nun im folgenden diejenigen der Wadoe schildern so gut ich sie kenne.

Über die Wakamba und Wadoe und ihre Kämpfe. In früheren Zeiten wohnte an der Küste, in dem Teile, der jetzt Udoe heißt, ein Volksstamm, der Wakamba genannt wurde. Es waren berüchtigte, sehr hinterlistige Leute. Die anderen Leute, welche an der Küste wohnten, wußten sich nicht vor ihnen zu helfen. Einst brach nun ein Mann auf und ging nach Kutu und traf den dort herrschenden **pazi**[1]) und sprach zu ihm: „Mächtiger **pazi**, ich bin zu dir gekommen, um dich zu bitten, die Küste mit Krieg zu überziehen, das Land selbst ist sehr schön.“ Der **pazi** fragte ihn: „Was ist der Hauptwert dieses Landes?“ Darauf zog jener etwas Salz hervor und gab es dem **pazi**. Dieser kostete es und es gefiel ihm sehr, er kannte es nämlich noch nicht. Alsdann antwortete er ihm: „Gut, ich habe deine Worte verstanden.“

---

[1]) Orts- oder Landes-Ältester.

Der **pazi** schickte nun Nachricht an alle seine Leute, und sie versammelten sich bei ihm, um seine Befehle entgegen zu nehmen. Jeden Tag sagte er zu ihnen: „Morgen werden wir zur Küste ziehen“; aber es vergingen viele Tage, ohne daß er dorthin aufbrach.

Der **pazi** hatte eine Schwester, deren Name Malukali war. Als sie ihren Bruder Lukali (nämlich den **pazi**) so zögern sah, wie er absolut keine Lust zum Kriege zeigte, ärgerte sie sich sehr und sprach zu ihm: „Weshalb ist der Mann von der Küste gekommen und hat dich zum Kriege aufgefordert und du Sultan hast nun gar keine Lust dazu? Wenn du Furcht hast, so werde ich zur Küste ziehen und kämpfen.“ Als Lukali die Worte seiner Schwester vernahm, übermannte ihn der Zorn. Er schickte sofort Nachricht nach Usukuma und ließ die Wavira und Wanyamwendo rufen, damit sie mit ihm zur Küste zögen. Zugleich rüstete er selbst zum Kriege. Es strömten ihm immer mehr Leute zu, so daß ihrer sehr viele waren. So zogen sie aus zum Kampfe. Als sie auf halbem Wege waren, trafen sie ein anderes Kriegsheer. Der **pazi** wunderte sich sehr: „Wer mag denn der wohl sein, der über ebenso viele Leute verfügt wie ich?“ Er ließ seine Schar Halt machen und schickte jemand hin, zu fragen wo das Heer herkomme und wo es hin wolle. Der Bote kehrte sofort zurück und berichtete dem **pazi**: „Jenes Heer gehört dem Tshanzira,[1]) es hat kein bestimmtes Marschziel im Auge, es zieht nur hin und her.“ Darauf schloß der **pazi** Freundschaft mit Tshanzira. Als dies geschehen war, zogen sie vereint zusammen zur Küste.

Näheres über jene Frau Malukali. Eines Tages befiel sie eine Krankheit, sie lag drei Tage darnieder, am vierten starb sie. Als die Wadoe[2]) die Nachricht von ihrem

---

[1]) wörtlich: (dem Herrn) „des Weges.“

[2]) Nach Vertreibung der Wakamba wurden die an der Küste sich niederlassenden Wavira, Wanyamwendo, sowie ein Teil der eigenen

:ode erhielten, eilten sie herbei, um sie zu beerdigen. Sie [k]amen jedoch überein, sie aufzufressen. Zu dem Zwecke [sc]hnitten sie sie in kleine Stücke und fraßen sie. Das Menschen-[f]leisch schmeckte ihnen sehr und von da an rührt ihre Sitte [d]er Menschenfresserei. Dann brachen sie wieder auf und [m]arschierten zur Küste. Sie trafen die Wakamba ruhig in [i]hren Dörfern lebend an.

Bericht über den Kampf. Als der pazi die Küste erreichte, entschloß er sich, sofort die Wakamba anzugreifen. Bei diesem Kampfe ging es folgendermaßen zu: Jedes Mal, wenn ein Mkamba fiel, schnitten die Wadoe sein Fleisch in Stücke, wie wenn man Ziegenfleisch zerlegt, dann thaten sie das Fleisch in große Töpfe, kochten es und fraßen es auf. Andere brieten sie und fraßen sie auf. Es war ein schrecklicher Krieg. Als die Wakamba sahen, daß die Wadoe Menschenfresser waren, bekamen sie Furcht, rannten davon und verließen die Küste. Der pazi wurde Herr des Landes, und mit den Wakamba war es zu Ende.

Als die jumben (Ortsältesten) der Umgebung den pazi so tapfer sahen, daß er die Wakamba schlagen und aus dem Lande jagen konnte, sprachen sie zu ihm: „Du bist der Mann und wir sind wie Frauen.“ Dies ist seitdem zur Sitte geworden[1]) und seit dieser Zeit trifft auch der pazi mit dem jumben nicht mehr zusammen. In der Gegend von Winde und Saadani kommt der mwene[2]) nicht mit den mwekambi[3]) zusammen. Wenn von diesen Würdenträgern, die wir hier genannt haben, der pazi mit dem jumben oder der mwene mit dem mwekambi zusammentreffen sollte, so

---

Leute Lukalis von den übrigen Küstenbewohnern Wadoe genannt und zwar weil in ihrer Unterhaltung fortwährend das Wort doé als Bejahung, Beteuerung 2c. vorkommen soll. [1]) d. h. daß der pazi einen höheren Rang einnimmt als der jumbe. [2]) Orts- oder Landesältester in Udoe. [3]) Alle jumben von Sama bis Uvinje haben den Beinamen mwekambi, z. B. Bana Heri bin mwekambi Juma, jumbe mwekambi Ismail.

wird einer von beiden bald sterben. Diese Sitte wird bis heutigen Tages noch an der Küste beachtet, und sie datiert von jenem Kriege her.

Kehren wir nunmehr zum pazi zurück. Als er das Land in Besitz genommen hatte, sprach er zu den jumben: „Ich bin ein Mann aus dem Innern, ich kann nicht an der Küste leben und will daher meiner Wege ziehen, ohne daß Feindschaft zwischen uns bestehe, was meint ihr dazu?“ Die jumben antworteten: „Wir haben keine Vorschläge, was du sagst, damit sind wir einverstanden.“ Der pazi erwiderte: „Das Land überlasse ich euch darin zu wohnen, aber beachtet wohl, daß ich der Eigentümer bleibe. Jedes Jahr zahlt ihr mir meinen Tribut, nämlich eine Abgabe des Landes. Die jumben fragten: „Wieviel Tribut willst du haben? Sage es uns, damit wir es wissen.“ Der pazi bestimmte nun, daß er jedes Jahr ins Land kommen wolle, um Waren in Empfang zu nehmen. Er zeigte ihnen einen mvinje-Baum und sprach zu ihnen: „Jedes Jahr hängt den Baum von unten bis oben voll Waren und Kleider, das soll mein Tribut sein.“ Die jumben erklärten sich damit einverstanden.

Der pazi kehrte nun nach Kutu zurück, aber jedesmal wenn er ins Land kam, um seinen Tribut zu erheben, erhob sich ein mächtiger Lärm, als ob Krieg ausgebrochen sei. Araber, Inder und Suaheli verschlossen ihre Thüren und Läden, auch zeigten sich die Leute während dieser Tage wenig auf den Straßen, denn er kam gewöhnlich mit sehr vielen Begleitern. Alles, was sie sahen, nahmen sie mit sich, selbst wenn sie das Kind eines Arabers fanden, schleppten sie es mit sich. Schließlich hießen die jumben den pazi aber doch näher treten, suchten die besten Waren aus, hingen sie an dem mvinje-Baume auf und übergaben sie dann dem pazi, der darauf wieder seines Weges zog.

Dieser Brauch, daß die jumben dem pazi Tribut zahlten, hat lange Zeit an der Küste bestanden, aber später gingen die

mben zum Sultan Seyyid Barghash von Zanzibar und sprachen
i ihm: „Seyyid, wir bitten dich, daß du uns von dieser Abgabe
n die pazi[1]) befreist. Darauf ließ Seyyid Barghash alle
azi zu sich kommen und sprach zu ihnen: „Von jetzt ab
›ird keine Landesabgabe mehr von den jumben erhoben,
ebet wie Brüder zusammen." Die pazi hatten keine Widerrede,
ondern sagten: „Es ist gut, wir haben dich verstanden."
Damit war die Abgabe abgeschafft.

Bericht über die Wadoe und die Wazaramu. Nachdem so das Land an der Küste in Besitz genommen, teilte der pazi und der Mdoe sich in dasselbe, ersterer erhielt ganz Uzaramu und letzterer, der sich mwene nannte, alles Land jenseits des Ruvu-Flusses. Die Obrigkeit von Winde an bis Shakini und Kwere stand dem mwene zu, der wiederum mit den jumben von Winde, den Makame ya Shani[2]) und den Mwekambi[3]) sich ins Einvernehmen setzte. Die Obrigkeit über die Gebiete von Bagamoyo an bis Daressalam und das dazu gehörige Uzaramu führte der pazi aus, der sich mit den jumben von Bagamoyo und Daressalam zu einigen wußte. Dies ist es, was ich über die früheren Verhältnisse an der Küste zu sagen habe.

Sitten und Gebräuche der Wadoe.

Sitten und Gebräuche bei der Geburt.

Sieben Tage nach der Geburt erhält das Kind seinen Namen. Wird ein Knabe geboren, so erhält er den Namen des Großvaters, der seinen Vater gezeugt hat, und ist es ein Mädchen, so erhält es den Namen seiner Großmutter, die seine Mutter geboren hat. Wenn aber jene Namen die Ur-

[1]) Die übrigen pazi hatten es unterdessen dem pazi aus Kutu nachgemacht. [2]) Die jumben von Winde heißen alle Makame ya Shani. [3]) Die jumben von Gama bis Uvinje haben alle den Beinamen Mwekambi.

sache einer Erkrankung des Kindes bilden, so wird ein andern Name gesucht unter den Geschwistern oder der Verwandtschaft des Vaters, oder den Geschwistern oder der Verwandtschaft der Mutter. Diesen Namen giebt dem Kinde dann gewöhnlich sein Großvater oder seine Großmutter. Sind diese gestorben, so legt ihm sein Vater oder seine Mutter den andern Namen bei.

Man giebt sehr Acht beim Schlafe des Kindes, daß es nicht auf dem Gesichte liegend schläft. Geschieht dies aber doch, so ziehen sie dieses Kind nicht groß, sondern sie sagen, es sei ein Unglückskind.

Wachsen dem Kinde die unteren Schneidezähne zuerst, so legt man es gewöhnlich in einen Korb und trägt es in allen Häusern umher, in denen man bekannt ist. Das verursacht eine große Freude an diesem Tage. Das Kind wird allenthalben beschenkt, jeder giebt ihm etwas, aus jedem Hause, in das es gebracht wird, kehrt es nicht zurück ohne etwas empfangen zu haben. Ein Kind, dem die oberen Schneidezähne zuerst wachsen, wird nicht großgezogen, es gilt als Unglückskind, das sie **kibi** (das Schlechte) nennen. Sie setzen es entweder aus oder geben es durchziehenden Leuten von anderen Stämmen, die diese Sitte nicht kennen, zur Erziehung. Wenn die Eltern es aufziehen, werden sie sicherlich von Krankheiten befallen und zwar schon infolge der großen Furcht, die sie haben.

Am siebten Tage, an dem das Kind seinen Namen erhalten, bereitet man dem Kinde mitten in der Hausthüre ein Lager, indem die **kungwi**[1]) es in einen flachen Korb thut und dann niederlegt. Dann nimmt sie eine Mörserkeule und legt sie dem Kinde auf die Brust, aber nicht sehr, nur ein ganz klein wenig. Das Auflegen geschieht sieben mal.

---

[1]) Die Frau, welche der Wöchnerin während der Geburt beisteht, Geburtshelferin, Hebamme.

das erste mal sagt man dem Kinde: Bezähme dein Herz — wenn du etwas von anderen Leuten bekommst, so brich es wieder aus." Andere Leute können nämlich dem Kinde feindlich gesinnt sein und ihm etwas verabreichen, das mit einem Zauber gemischt ist, so daß das Kind Schaden erleidet, wenn es davon ißt. Beim zweiten male sagt man: „Bezähme dein Herz — wenn dir andere Leute Wasser zum Trinken geben, so bleibe es nicht bei dir, sondern gieb es wieder von dir." Beim dritten mal sagt man ihm: „Bezähme dein Herz — wenn du ein Geheimniß anderer Leute hörst, so sei weder ein Lügner noch verbreite es weiter." Beim vierten male sagt man ihm: „Bezähme dein Herz, mein Kind, denn von Natur aus bist du nicht ränkesüchtig, um mit andern zu streiten." Beim fünften male sagt man ihm ähnliche Worte wie diese, und so weiter, bis man die Keule dem Kinde 7 mal aufgelegt hat. Man zählt genau 7 mal, da dies das Zaubermittel für das Kind ist, das es vor allem Bösen bewahren soll, zumal es von vielen Leuten berührt zu werden pflegt.

Die Sitten und Gebräuche, so lange das Kind die Brust erhält, sind wie bei den Suaheli und Wazaramu, und wenn eine Frau dem Kinde die Brust giebt, wird sie ein Jahr lang keinen Umgang mit ihrem Manne haben. Wird aber der Beischlaf doch ausgeführt, so wird das Kind zu Schaden kommen, und die nyogea-Krankheit bekommen. Diese Krankheit besteht darin, daß das Kind jeden Tag Durchfall hat, nicht kräftig wird, sondern immer mehr abnimmt. Das ist die nyogea-Krankheit. Man hat sich dann schleunigst nach Leuten umzusehen, die sich auf Behandlung dieser Krankheit verstehen, damit sie dem Kinde die nötigen Heilmittel verschaffen. Findet sich niemand, so stirbt das Kind.

Auch alle Suaheli haben diese Sitte angenommen, ausgenommen, wenn ein Mann zwei Frauen hat, so kann er mit der zweiten Umgang pflegen, ohne daß es dem Kinde etwas schadet. Solange eine Frau das Kind säugt, ist sie

sehr eifersüchtig, um so mehr natürlich, wenn ihr Mann sich außerhalb des Hauses begiebt.

Sitten und Gebräuche bei den Wadoe-Knaben während ihrer Jugend.

Bei den Wadoe ist es nicht Brauch ihre Kinder beschneiden zu lassen. Früher haben sie diese Sitte gar nicht gekannt, jetzt kommt es jedoch zuweilen vor, denn sie gehen häufig in die Küstenorte und kommen dort in Verkehr mit Frauen, die ihnen gewöhnlich sagen: „Warum laßt ihr sonst hübschen Männer euch nicht beschneiden?" Wenn sie nun in ihre Heimat zurückkehren, suchen sie sich einen Beschneider, der ihnen zur Reinheit verhilft. Oder aber sie suchen sich an der Küste einen passenden Ort aus und rufen einen Beschneider herbei, der die Beschneidung an ihnen vornimmt. Wenn jemand nun in seine Heimat zurückkehrt, berichtet er allen, was er gemacht hat. Gefällt einem andern die Sache auch, so läßt auch er die Procedur an sich vornehmen. Jetzt lassen viele die Beschneidung an sich ausüben, gehen dann in einen Küstenort und suchen sich Lehrer, die sie im Beten und allen verbotenen und erlaubten Dingen des Korans unterweisen müssen. Einige können schon lesen, aber es sind ihrer noch nicht viele. Wenn sie dies alles gelernt haben, gehen sie nicht gern wieder in ihre Heimath zurück, da sie sehr an der Religion hängen. Nach Hause gehen sie nur, um ihre Verwandten zu besuchen, darauf kehren sie wieder zur Küste zurück. Lebt nun einer fortan in einem Küstenort, so legt er den Namen, den er in seiner Heimat hatte, ab, und nimmt einen islamitischen Namen an. Will er dann heiraten, so heiratet er nach den Sitten und Gebräuchen der Moslim.

Gebräuche bei der Menstruation eines Mädchens.

Mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre wird das junge Mädchen, wenn es zum ersten Male die Menstruation

xt, von da ab mwari[1]) genannt. Wenn die mwari dies am ersten Male bemerkt, darf sie sich nicht ruhig verhalten, ondern muß laut weinen, bis ihre Mutter oder ihre Großmutter erbeikommt und sie fragt: „Warum weinst du so?“ Darauf eigt sie ihnen, was ihr zugestoßen ist. Sobald diese es ehen, wissen sie, daß sie mwari geworden ist. Sie darf un nicht mehr im Hause ihrer Eltern bleiben, sondern es 'ommt ihre Lehrmeisterin[2]), die sich ihrer sorgsam annimmt and sie mit sich nach Hause nimmt, um sie zu waschen und sie in allen Sitten und Gebräuchen, in Frauenangelegenheiten zu unterweisen. Nach Verlauf von einem Monat machen die Eltern und die Lehrmeisterin allen Leuten bekannt, daß der mwari zu Ehren ein Tanzfest veranstaltet werden soll. Nachdem die ganze Verwandtschaft davon Kenntnis genommen, wird nach sieben Tagen sehr viel pombe (Bier) gebraut, und die mwari unter einen mkole-Baum geführt. Dort unter dem mkole-Baum kann man von den Geistern sehr viele Auskünfte über das eheliche Leben erlangen. Die mwari sitzt hier gewöhnlich stillschweigend unter dem Baume und spricht weder, noch ißt sie etwas. Die übrigen Leute spielen den ganzen Tag ngoma[3]) bis zum Abend, erst dann kehren sie nach Hause zurück. Die mwari geht wieder mit ihrer Lehrmeisterin. Man hat keinen andern Namen für sie, sondern sie wird fortan mwari genannt, bis sie heiratet und ein Kind geboren hat, dann wird sie mamiye mtoto[4]) genannt.

Es ist Sitte, daß die mwari kein Tuch um den Busen trägt, sondern denselben frei läßt, nur um die Hüften hat sie ein Tuch. Wenn ein Jahr verstrichen ist, wird zum zweiten Male pombe gebraut und ngoma getanzt, das geschieht dann zum letzten Male. Jetzt darf die mwari auch

[1]) Diesen Namen behält es, bis es ein Kind bekommt. [2]) Die schon bei ihrer Geburt als Geburtshelferin auftrat. [3]) Trommel, Tanzfest. [4]) Mutter des Kindes so und so.

ausgehen, spazieren gehen und mit den Leuten sprechen, denn vordem, als ihre Menstruation begann, hatte sie keine Erlaubnis mit jemand zu sprechen, oder zu lachen, außer mit den Leuten, die mit ihr in einem Hause wohnen. Vor Ablauf eines Jahres verläßt sie nicht das Haus und begiebt sich auch nicht weiter außerhalb.

Die mwari darf sich nicht die Schamhaare selbst abrasieren. Thut sie das aber doch und ihre Eltern erfahren es und sie bringt ein Kind zur Welt, so ziehen sie es nicht auf, sondern töten es, denn sie darf nicht die Schamhaare eigenmächtig abrasieren, sondern dies nur auf Befehl ihrer Lehrmeisterin thun lassen. So viel von den Sitten und Gebräuchen bei einer mwari.

Gebräuche wenn ein Mädchen einen Mann heiraten will.

In diesem Falle pflegt der Vater des jungen Mädchens die Werbung bei dem jungen Manne anzubringen. Außerdem teilt er es seinen Geschwistern und der ganzen Verwandtschaft mit und diese sagen gewöhnlich: „Wir haben dazu nichts zu sagen, die Entscheidung liegt bei der Großmutter und dem jungen Mädchen selbst." Diese Nachricht wird beiden mitgeteilt. Die Großmutter sagt dann gewöhnlich: „Ich bin einverstanden und mein Enkelkind auch, aber wir wollen den Mann erst sehen." Dem jungen Manne wird nun die Botschaft geschickt: „Deine Schwiegereltern, deine Großmutter und dein Großvater haben alle ihre Zustimmung gegeben, ebenso deine Braut, aber diese will erst mit dir zusammentreffen."

Der junge Mann begiebt sich nun in das Haus der Großmutter, in welchem seine Braut sich schon eingefunden hat, und bleibt lange mit ihr allein zusammen, um sich mit ihr zu unterhalten. Gegen Abend erst kommt die Großmutter, sich nach ihnen umzuschauen. Lächelt die mwari, so fragt die Großmutter: „Was giebt es zu berichten?" Darauf sagt die mwari: „Das ist der Mann, der mich heiraten soll."

Großmutter ist darüber sehr erfreut. Sofort geht sie
und bereitet einen Hirsebrei von vorzüglicher Art, und
rgt für den jungen Mann ein gebratenes Huhn. Nach-
t er gegessen, verabschiedet er sich und geht nach Hause.
rauf schickt die Großmutter Nachricht zum Vater der
vari, daß diese einen Mann gefunden, den sie heiraten
l. Alsdann bestimmt der Vater die Sachen, welche der
ge Mann als Werbegeld für seine Tochter geben muß.

Hat der junge Mann aber nicht den Beifall der mwari
unden, so lächelt sie nicht. Wenn dann ihre Großmutter
fragt, „wie findest du diesen Mann", so schweigt sie stille,
d spricht, und lacht nicht. Ein solcher Mann taugt nicht
r sie. Falls er sein Geld schon gezahlt hat, geben sie es
m zurück. Wenn er es noch nicht gegeben hat, wollen sie
gar nicht und der junge Mann braucht nicht wieder
rückzukehren. Wenn das Mädchen selbst den Mann nicht
iben will, verheiraten weder Vater noch Mutter noch Groß-
ater sie mit Gewalt.

Früher bestand der Werbepreis aus 40 doti Stoffen,
erlen, 6 oder 7 Tüchern und 4—6 Ziegen, aber jetzt wird
Geld gegeben und zwar 20 Realen[1]) und soviel Ziegen als
e vereinbaren. Wenn man ein Mädchen aus Udoe heiratet,
o hat man, wie man an der Küste zu sagen pflegt, eine Frau
bekommen, denn sie besitzt sehr viel Anstand, sie fürchtet
den Ehebruch und sucht nicht mit ihren Augen außerhalb
herum wie andere. Dies ist der Schluß von diesen Gebräuchen.

Gebräuche wenn ein junger Mann heiraten will.

Wenn ein junger Mann bei den Wadoe heiraten will,
muß er nachweisen können, daß er alle Feldarbeit kennt und
allein ein Haus bauen kann. Sobald er mannbar geworden,
sagt er zu seinem Vater: „Ich will eine Frau haben."
Findet nun der Vater, daß er sehr tüchtig ist und alle Ar-
beiten kennt, so fragt er ihn: „Hast du eine Braut gefunden

[1]) 1 Reale etwa 2,70 Mark.

Der **pazi** schickte nun Nachricht an alle seine Leute, und sie versammelten sich bei ihm, um seine Befehle entgegen zu nehmen. Jeden Tag sagte er zu ihnen: „Morgen werden wir zur Küste ziehen"; aber es vergingen viele Tage, ohne daß er dorthin aufbrach.

Der **pazi** hatte eine Schwester, deren Name Mlalukali war. Als sie ihren Bruder Lukali (nämlich den **pazi**) so zögern sah, wie er absolut keine Lust zum Kriege zeigte, ärgerte sie sich sehr und sprach zu ihm: „Weshalb ist der Mann von der Küste gekommen und hat dich zum Kriege aufgefordert und du Sultan hast nun gar keine Lust dazu? Wenn du Furcht hast, so werde ich zur Küste ziehen und kämpfen." Als Lukali die Worte seiner Schwester vernahm, übermannte ihn der Zorn. Er schickte sofort Nachricht nach Usukuma und ließ die Wavira und Wanyamwendo rufen, damit sie mit ihm zur Küste zögen. Zugleich rüstete er selbst zum Kriege. Es strömten ihm immer mehr Leute zu, so daß ihrer sehr viele waren. So zogen sie aus zum Kampfe. Als sie auf halbem Wege waren, trafen sie ein anderes Kriegsheer. Der **pazi** wunderte sich sehr: „Wer mag denn der wohl sein, der über ebenso viele Leute verfügt wie ich?" Er ließ seine Schar Halt machen und schickte jemand hin, zu fragen wo das Heer herkomme und wo es hin wolle. Der Bote kehrte sofort zurück und berichtete dem **pazi**: „Jenes Heer gehört dem Tshanzira,[1]) es hat kein bestimmtes Marschziel im Auge, es zieht nur hin und her." Darauf schloß der **pazi** Freundschaft mit Tshanzira. Als dies geschehen war, zogen sie vereint zusammen zur Küste.

Näheres über jene Frau Mlalukali. Eines Tages befiel sie eine Krankheit, sie lag drei Tage darnieder, am vierten starb sie. Als die Wadoe[2]) die Nachricht von ihrem

[1]) wörtlich: (dem Herrn) „des Weges."

[2]) Nach Vertreibung der Wakamba wurden die an der Küste sich niederlassenden Wavira, Wanyamwendo, sowie ein Teil der eigenen

:se geschieht jedoch nicht nach den Gebräuchen des Islam,
in sie haben keine Religion und können nicht im Koran
:n, auch haben sie keine Lehrer, die sie in irgend einer
ligion unterweisen könnten. Sie gleichen blinden Leuten,
keine Augen haben.

Die Hochzeit verläuft nun folgendermaßen: Am Hoch-
tstage versammeln sich eine Menge Leute beim Vater
r Braut und der junge Mann mit seiner Verwandt-
jaft kommt gleichfalls dorthin. Ihr Vater spricht nun
it lauter Stimme und zum Bräutigam gewandt: „Ich
:be dir dies mein Kind, daß sie deine Frau werde. Du
arfst sie überall dahin mitnehmen, wo noch kidoe
die Sprache der Wadoe) gesprochen wird.“ Der Mann
rklärt sich damit einverstanden. Dann nimmt er Perlen
ind einen Hahn und giebt dies dem Vater, damit ist die
Ehe gewissermaßen geschlossen. Nachdem das Essen zube-
reitet, wird pombe (Bier) hervorgeholt und die Leute werden
bewirtet. Falls die Eltern der Braut es sich leisten können,
lassen sie eine Menge Hirsebrei und Maisbrei bereiten und
nehmen als Zukost Hühner und Ziegenfleisch dazu. Sind
sie arm und können dies nicht, so bereiten sie soviel pombe
als die Leute wohl trinken können, denn das pombe-Trinken
ist sehr in Gebrauch bei ihnen.

Nach der Heirat kommen die nächsten Anverwandten der
jungen Frau, verlangen eine Abgabe von dem jungen Ehe-
mann und sagen: „Diese Frau bekommst du nicht, außer du
giebst uns das uns gebührende Geschenk.“ Dieses giebt er
ihnen alsdann. Wenn er in sein Haus eintreten will,
kommt der Großvater seiner Frau und spricht zu ihm: „Ich
will mir meine Enkelin wieder holen, denn du hast sie mir
geraubt.“ Der junge Mann kann sich nicht weiter sträuben,
denn es ist einmal Sitte so, er muß auch dem Großvater
etwas geben. Nach all diesen Ceremonien ist endlich die
Frau sein. Der Mann hat nun die Wahl mit seiner Frau

in dem Orte seiner Schwiegereltern wohnen zu bleiben, oder mit ihr anderswohin zu ziehen.

Die Wadoe sind hübsche Leute, besonders die Frauen. Die Männer in den Küstenorten heiraten daher Wadoe-Mädchen sehr gern, sie haben sehr angenehme Sitten. Wenn jemand ein Mädchen der Wadoe heiratet, ist es so als ob er eine Sklavin geheiratet habe. Stirbt nämlich der Mann, so kehrt sie nicht zu den ihrigen zurück, sondern bleibt im Hause ihres Mannes; zu ihren Eltern geht sie nur, wenn sie sie besuchen will.

Die Scheidung.

Wenn Mann und Frau einander verlassen wollen, so fängt einer von ihnen Streit an, entweder der Mann oder die Frau. Ist es der Mann, so geht er zu einer anderen Frau und kehrt am anderen Morgen zurück, und wenn seine Frau etwas sagt, erwidert er ihr: „Was willst du von mir?“ Dann schweigt die Frau stille. Hat sie Essen gekocht, so sagt er ihr: „Das Essen ist nicht gar gekocht, ich kann es nicht essen.“ In der weiteren Unterhaltung erwähnt er nun jene andere Frau, mit der er zusammen gewesen, als eine sehr hübsche Frau, die vielerlei verstände, dann ärgert sich seine Frau sehr und benachrichtigt ihre Eltern von dem Geschehenen. Der Mann hat weiter keinen Schaden davon, jeden Tag fügt er etwas neues hinzu, das seine Frau kränkt. Sieht die Frau, daß sich sein Verhalten zu ihr von Tag zu Tag verschlimmert, so putzt sie sich eines Tages nach dortiger Landessitte hübsch aus. Dann macht sie das Essen fertig, läßt es stehen, schließt die Thüre ab, verläßt das Haus und begiebt sich zu einem anderen Manne, den sie gern mag und unterhält sich mit ihm bis sie an ihren Kummer nicht mehr denkt. Nach Hause zurückgekehrt, findet sie ihren Mann in großem Ärger vor, und die Folge ist gewöhnlich, daß er sie schlägt und sie nun zu ihren Eltern hinläuft. Darauf kommt der Mann zu diesen, um seine Frau wieder zu holen.

Die Frau wird ihm meist erwidern: „Ich kehre nicht wieder zu dir zurück, hier, wo du mich triffst, bin ich zu Hause und werde auch hier bleiben.“ Hat der Mann seine Frau gern, so wird er sie liebkosen, ihr zu Füßen fallen, und dann wird sie wieder mit ihm gehen. Liebt er sie nicht mehr, so wird er sie fragen: „Willst du mir folgen oder nicht?“ Die Frau antwortet dann meist: „Ich folge dir nicht.“ Er fragt weiter: „Was willst du denn jetzt machen?“ Sie antwortet: „Ich will dich nicht, du bist nicht mehr als mein Bruder für mich.“ Sobald der Mann das hört, thut er so als ob er sich ärgere und verläßt sie.

Die Scheidung vollzieht sich bei ihnen nicht wie bei den Moslim, indem der Scheidebrief geschrieben und die Morgengabe zurückgezahlt oder darauf Verzicht geleistet wird. Dies alles kennen sie nicht, sondern sie sagen zum Vater der Frau: „Dein Kind ist wieder zu dir zurückgekehrt.“ Dieser erwidert dann: „Sie ist schon angekommen.“ Darauf sucht sich der Mann eine andere Frau und sie einen andern Mann. Dies ist der Bericht über die Scheidung bei den Wadoe.

Das Begräbnis.

Wenn jemand stirbt, so ist es Sitte bei den Wadoe, Nachricht an alle Leute der Verwandtschaft zu schicken. Sie kommen gewöhnlich alle, und jeder bringt zum Begräbnis seinen Anteil für das Leichentuch mit, nämlich ein doti gebleichten Baumwollstoff oder mehr. Sind alle Leute beisammen, dann wird das Leichentuch geschnitten und genäht und darauf der Leichnam in dasselbe gelegt und auf eine Bettstelle gebracht. Nun kommen die nächsten Verwandten des Verstorbenen, um das ihnen dem Gebrauche nach zustehende Geschenk in Empfang zu nehmen. Die Leiche verläßt nicht eher das Haus, um begraben zu werden, bis sie dieses gewohnheitsmäßige Geschenk bekommen haben, denn dies ist so Sitte bei ihnen. Nach dem Begräbnis begeben sie sich zu einem Zauberer, der nachsehen soll, aus

welchem Grunde dieser Mensch gestorben ist, ob er auf natürliche Weise gestorben oder bezaubert wurde? Ist ihm von einem Zauberer ein Zauber beigebracht worden und man kennt ihn, so wird er ergriffen und gefesselt und nach früherer Sitte verbrannt, aber dazu haben sie jetzt zu viel Angst.

Es ist noch hinzuzufügen, daß sie den Leichnam nicht waschen wie bei den Moslim, sondern ihn so beerdigen. Die Trauerfeier dauert bei ihnen drei bis sieben Tage. Eine Koranlesung wird natürlich nicht bei ihnen abgehalten. Auch ist es nicht Sitte den Grabhügel nach 40 Tagen zu ebenen (wie bei den Suaheli), aber wenn sie das Grab besuchen wollen, brauen sie pombe und togwa[1]) zuvor. Am Tage, an dem sie sich zum Grabe hin begeben, thun sie Bier in eine kleine Calabasse, nehmen außerdem etwas Hirsemehl, gehen zum Grabe hin und gießen Mehl und Bier darauf aus. Wenn die Frau sich zum Grabe ihres verstorbenen Mannes begiebt, klagt sie sehr. Jedes Jahr wiederholt sich dasselbe, wenn sie das Grab besuchen wollen.

Falls der Verstorbene einen Bruder hat, der weit weg wohnt, und die Angehörigen den Leichnam beerdigen, ohne auf diesen zu warten, so wird er sehr ärgerlich sein. Wenn er kommt und sie sich nicht in Gutem einigen, kann es zu großem Streit kommen. Vielleicht giebt der Vater oder ein anderer Bruder den Befehl zur Beerdigung, aber selbst dann noch ist er nicht beruhigt. Dies ist der Bericht über das Begräbniß bei den Wadoe.

Gebräuche beim Tode eines mwene[2]).

Am Todestage des mwene wird die Nachricht, daß er gestorben sei, noch nicht bekannt gegeben, nur die im Hause Wohnenden wissen es. Am nächsten Morgen wird einem andern mwene mitgeteilt, daß der mwene so und so gestorben. Darauf kommen alle mwene zusammen und begeben sich

[1]) Ersteres berauschendes, letzteres nicht berauschendes Bier.
[2]) Orts- oder Landesältester.

ich dem Hause des Verstorbenen. Sie kommen mit Trauer-
ommeln, die sehr schön geschlagen werden und zwar nur,
enn ein mwene oder ein Großer unter den Wadoe ge-
orben ist. Sind alle mwene beisammen und die Abgaben
ür das Leichentuch geleistet und jede gewohnheitsmäßige Ab-
abe erledigt, dann giebt einer derselben Befehl, die zur Be-
chaffung des Leichentuches von allen Seiten, von Geschwistern
und Verwandten eingegangenen Geschenke zu versteigern. Der-
enige, welcher diese Sachen ausruft, wird kibirikizi genannt.
Nachdem dies geschehen, wird der Auftrag gegeben, das
Leichentuch zu nähen. Darauf kommen die nächsten Stamm-
verwandten des Verstorbenen und verlangen ihre Abgabe.
Diese wird ihnen gegeben und sie freuen sich sehr und sagen
„hache kula“ (wir freuen uns auf das Trauermahl). Dabei
springen sie vor lauter Freude fortwährend in die Höhe, da
dies nun einmal so Sitte ist. Darauf gehen sie hin und
heben das Grab aus. Später tragen sie auch die Leiche
auf einer Bettstelle zum Grabe. Sobald das Grab fertig
ist, wird ein Elfenbeinzahn herbeigebracht und ins Grab ge-
legt und zusammen mit der Leiche zugedeckt. Nach dem
Begräbnis kommt der kibirikizi zu dem mwene, der alles
angeordnet hat, und fragt ihn: „Wird eine Trauerfeier an-
gesetzt oder nicht?“ Der mwene antwortet alsdann: „Die
Trauerfeierlichkeiten dauern sieben Tage.“

Sobald die Beerdigung vorüber ist, pflegen sie zu einem
Zauberer zu gehen, der nachsieht, welches die Veranlassung zum
Tode des mwene gewesen ist, ob er auf natürliche Weise
gestorben oder bezaubert wurde? Hat sich erwiesen, daß der
Tod auf natürliche Weise erfolgt ist, so entsteht keine weitere
Klage. Ist er aber durch den Zauber eines andern ge-
tötet worden, und dieser ist bekannt, so giebt es strenge
Strafe. Er wird ergriffen und gefragt, warum er den
mwene getötet habe. Sobald der Zauberer nun sieht, daß
es schlimm mit ihm steht und er wohl sterben muß, sagt er

gewöhnlich: „Ich habe ihn nicht aus freien Stücken getötet, sondern es kam jemand zu mir und sagte mir „töte den mwene, ich werde dich dafür belohnen," darauf hin habe ich ihn getötet." Die Zauberei ist nämlich bei ihnen sehr beliebt. Wenn ein mwene gestorben ist, tragen alle Wadoe keine Kopfbedeckung bis die Trauerfeier beendigt ist. Dies ist der Bericht über das Begräbnis eines mwene.

Bericht über den mwene bei Übernahme seines Amtes.

Zunächst wird der mwene einen Monat lang im Hause gehalten und geht nicht aus. Nachdem diese Zeit verstrichen ist, wird allen Leuten Nachricht geschickt, daß der mwene sein Amt antreten will. Bevor dies jedoch geschehen kann, hat er den Großen des Landes viel Geld zu geben und außerdem für sehr viel pombe zu sorgen, da viele Leute zum Feste zusammen strömen. Alle Trommeln werden an diesem Tage geschlagen, denn es herrscht allenthalben große Freude. Unterdeß sind Leute auf die Karawanenstraßen geschickt worden, um eine Karawane der Wakami-Leute abzupassen. Sobald sie nun die Wakami zu Gesicht bekommen, fangen sie Streit mit ihnen an, um einen von ihnen zu töten, dessen Schädel dem mwene als Gefäß zum pombe-Trinken dienen soll am Tage seines Amtsantrittes. Das Fleisch dieses Menschen fressen die Wadoe auf. Diesen vom Zaun gebrochenen Streit nennt man uparara wa mwene.

Später werden Waren verteilt und jeder von denen, die in Ansehen stehen bei dem mwene, erhält etwas. Darauf nehmen sie eine Bettstelle, setzen den mwene darauf, heben ihn hoch und ziehen mit ihm durch alle Orte. Überall werden Freudenschüsse abgegeben. Schließlich bringen sie ihn nach seinem Hause wieder zurück und geben ihm einen anderen Namen: „Du heißt fortan der mwene Kupa Kuweka." Sobald er nun in das Haus eingetreten ist, verläßt er es während eines Zeitraumes von einem Jahre und noch länger nicht wieder. Er ergeht sich nur im Hofe,

ndem er dort mit seinen Frauen und Nebenfrauen sich unterhält.

Es ist von jeher bis heutigen Tages noch Sitte, daß ein mwene, der zur Herrschaft gelangt ist, von da ab niemals einen Fluß überschreitet, um aufs andere Ufer zu gelangen, wie er ja überhaupt nicht viel spazieren geht. Die Haare läßt sich der mwene niemals abrasieren, wohl aber werden sie jeden Tag mit Öl gesalbt. Ist etwas wertvolles im Lande gefunden worden, so wird es dem mwene gebracht, sei es Elfenbein oder ein Sklave oder sonst ein wertvoller Gegenstand.

Das Kind einer Nebenfrau hat bei den Wadoe eher Aussicht die mwene-Würde zu erlangen als das einer rechtmäßigen Frau, denn sie sagen: „Dieses hat keinen Anhang von weiblicher Seite, es eignet sich daher besser zum mwene."

Den Befehlen des mwene gehorchen die Wadoe absolut. Wenn er sich von seinem Orte zu dem Dorfe eines andern mwene begiebt, geht er niemals allein, sondern es folgen ihm viele, sowie alle seine Großen, und bringen ihn zu seinem Freunde, denn wenn er allein ginge, könnte ihm ein Unfall zustoßen. Auf dem Rückwege schlagen sie gewöhnlich einen andern Weg ein als auf dem Hinweg, weil es vorkommt, daß man ihm etwas Böses in den Weg legt, damit er Schaden leide, denn die einen haben ihn gern, die andern lieben ihn gar nicht. Das ist der Bericht über die Amtseinführung des mwene.

Die Beschäftigung des mwene.

Er hat denjenigen, welcher einen Menschen getötet hat, zu verurteilen. Zu diesem Zwecke schickt er Leute aus, die diesen festnehmen und ihn vorführen. Der mwene wird alsdann den Mörder so lange fragen, bis er weiß, aus welcher Veranlassung er seinen Mitmenschen getötet hat. Hat der Mörder Verwandte, so läßt der mwene sie rufen und ihnen sagen: „Einer aus eurer Verwandtschaft hat

einen Mord begangen." Diese antworten: „Alles liegt in deiner Hand mwene." Darauf erwidert er: „So zahlet das Blutgeld für die Leiche eines besseren Mannes." Wenn sie dazu imstande sind, zahlen sie 24 Realen. Sind sie aber arm, so empfiehlt er dem Mörder, sich mit seinen Verwandten ins Einvernehmen zu setzen und wenn diese zustimmen, sagt er zu ihm: „Willst du bei mir bleiben?" Willigt er ein, so zahlt der mwene die Blutschuld und der Mörder wird Sklave des mwene.

Ferner wenn jemand mit einer Frau aus guter Familie Ehebruch begangen und durch Zeugen festgestellt ist, daß er bei der Frau des so und so gewesen und wenn die Frau auf Befragen einräumt, daß sie in der That mit jenem Mann an dem und dem Platze zusammengekommen ist — dann findet dieser Mann keinen Ausweg mehr und der Ehemann wird sich zum mwene begeben und ihn anklagen, nämlich „dieser hat mit meiner Frau den Beischlaf vollzogen." Der mwene läßt nun den Mann und die Frau rufen und fragt sie und die Zeugen aus. Geben sie beide sofort zu „ja, wir haben uns vergangen", so befiehlt der mwene dem Ehebrecher 12 Realen Strafe zu zahlen. Ist er arm und hat kein Geld, so geht er zu jemand, der solches hat, und verpfändet sich diesem auf eine bestimmte Zeit, um das Geld zu bekommen und es dem mwene zu bringen. Dieser übergiebt es alsdann dem Ehemann. Damit ist die Sache erledigt.

Hat der Betreffende jedoch nichts bezahlt und umsonst Umgang mit der Frau des andern gehabt, so hat dies meist böse Folgen. Jeden Tag lauern sie einander auf dem Wege auf aus der ganzen Verwandtschaft und wird einer getroffen, so ist es um ihn geschehen, oder sie rüsten sich direkt zum Kriege, er und seine Verwandten, um das Haus und Dorf des Ehebrechers in Brand zu stecken. Sobald der mwene jedoch Nachricht davon erhält, schickt er seine

Leute aus, alle zu ergreifen und sie zur Aburteilung herbeizubringen.

Eine andere Pflicht des mwene besteht in der Bestellung der Felder. Sobald sie beginnen soll, läßt er zunächst eine Menge pombe brauen, dann schickt er einen Mann seiner Verwandtschaft zu den Leuten, die in der Nähe wohnen und läßt ihnen sagen: „An dem und dem Tage ist Zusammenkunft beim mwene zu gemeinsamer Arbeit auf der Pflanzung.“ Wenn die Leute nun an diesem Tage kommen, wird ihnen Brei von Hirse und Muhogo gekocht. Jeder von ihnen bringt seine Hacke und Sichel zum Roden mit. Gleichzeitig wird ihnen pombe dort verabreicht. Sind sie müde, so gehen sie zum Hause des mwene zurück, um ugali (Brei) zu essen. So gehen sie zwei, drei Tage lang hintereinander hin, bis die Felder zum pflanzen und säen vorbereitet sind.

Gewöhnlich sind die Felder des mwene sehr groß. Am Tage der Aussaat nun kommen die Leute wieder, jeder hat ein Körbchen, um Samen hinein zu thun, bei sich. Ist die Aussaat beendet, so wird wieder pombe getrunken und danach kehren sie in ihre Häuser zurück.

Sobald die Früchte auf den Feldern zu reifen beginnen, baut man überall kleine Hütten auf, um die Vögel zu verscheuchen. Der mwene selbst nimmt niemals eine Hacke in die Hand, nur seine Frauen, seine Sklaven und die, welche für eine gute pombe zur Arbeit eingeladen werden, beteiligen sich an der Feldarbeit.

Dies ist im allgemeinen die Beschäftigung des mwene.

Bericht über die große Kriegstrommel des mwene.

Die kilingo ist eine sehr große Kriegstrommel. Sie wird nur zu Kriegszeiten geschlagen und zwar giebt der mwene am Tage des Beginns der Feindseligkeiten den Befehl dazu. Wenn die Wadoe diese Trommel hören, und sie sind beim Essen, so lassen sie ab, und wenn sie beim Feldbau sind,

werfen sie die Hacke weg. Sie wissen sofort, daß Krieg ausgebrochen ist. Jeder greift zu seinem Gewehr und Pulverhorn und nimmt sein kurzes breites Schwert in die Hand. Wer kein Gewehr hat, nimmt Bogen und Köcher mit Pfeilen und gürtet sein Schwert um die Hüften. Nach Verlassen seines Hauses macht er nicht eher Halt, als bis er im Orte des **mwene** angelangt ist. Einige haben sich unterdes schon in den Busch begeben, um nach dem Feinde Umschau zu halten. Zeigt sich etwas feindliches, so beginnen sie sofort den Kampf, wenn nicht, so hören sie zunächst auf die Befehle des **mwene**. Handelt es sich darum, einen fern gelegenen Ort zu bekriegen, so sagt er ihnen: „Begebt euch in das Dorf des so und so und schlagt die Leute nieder, denn sie sind gewaltthätig und hören nicht auf meine Befehle.“ Die Krieger widersetzen sich niemals dem Befehle ihres **mwene**. Wird die Stadt selbst angegriffen, so kämpft auch der **mwene** mit, indem er zum Gewehre greift, Bogen und Pfeile nimmt und sein breites Schwert umgürtet.

Findet der Kampf an einem entfernten Orte statt, so besuchen die Krieger am Tage des Aufbruchs zum Kriege zuvor die Gräber der Verstorbenen, um ihnen Mitteilung von dem bevorstehenden Zuge zu machen. Nachdem sie ihnen **pombe** und Mehl geopfert haben, brechen sie zum Kampfe auf. Ist aber der Krieg plötzlich über sie hereingebrochen, so dürfen sie zum Kampfe ziehen ohne vorher die Gräber besucht zu haben. Dies ist der Bericht über die **kilingo** des **mwene**.

Über den Hausbau bei den Wadoe.

Zunächst fällen sie Stämme im Walde, die als Stützen des Hauses dienen, dann schlagen sie Stangen, um die einzelnen Wände mit einander zu verbinden. Sie gehen wiederum in den Wald, um sich Stricke zu verschaffen, die sie aus den Rinden der Bäume fertigen. Ist dies alles geschehen, so messen sie das Grundstück des Hauses ab. Nun graben sie kreisrunde Löcher und stecken die Stämme, die als Stützen

:s Hauses dienen sollen, hinein. In der Mitte graben sie
)enfalls ein Loch und zwar für die Hauptstütze. Sind sie
amit fertig, so verbinden sie die Wände durch Stangen mit
nander. Darauf werden die oberen Dachstangen gelegt,
ie nun dem ganzen Flechtwerk Halt geben. Ihre Häuser
:hen aus wie Regenschirme, die einen Pfeiler in der Mitte
aben. Wenn gut gebaut worden ist, können diese Häuser viele
Jahre halten.

Wenn der Mann das Haus soweit fertig gebaut hat, äßt er **pombe** oder **togwa** brauen und ladet seine Verwandtschaft folgendermaßen ein: „Morgen möchte ich, daß ihr alle zu mir kommt, es giebt **pombe**, ich will Hülfe beim Grastragen haben.“ Sobald sie das vernommen haben, begiebt sich jeder in den Busch, wo Gras ist, schneidet sich eine Last voll ab und bringt sie zu dem Erbauer des Hauses hin. Dann wird die **pombe** getrunken. Das ist die festliche Bewirtung dafür.

Damit ist vorläufig die Arbeit des Mannes beim Hausbau beendet. Nun kommt die Frau an die Reihe. Sobald sie sieht, daß ihr Mann den Bau soweit beendet hat, macht sie **pombe** zurecht und läßt den anderen Frauen sagen: „An dem und dem Tage möchte ich euch bei mir sehen, dann giebt es **pombe** für das Lehmtragen beim Hausbau.“ Wenn sie die Nachricht vernommen haben, daß sie an dem und dem Tage zum Lehmtragen kommen sollen, nimmt jede Frau ihren Wasserkrug mit, um Wasser zum Lehmmachen des Hauses herbeizuholen. Darauf gehen sie zur Lehmgrube. Die einen graben Lehm, die anderen tragen ihn fort, wieder andere stampfen ihn klein und machen ihn mit Wasser zurecht. Während dieser Arbeit hört man beständig ihre Gesänge. Nach Verlauf von zwei Tagen ist so das ganze Haus mit Lehm verputzt.

Alsdann klettert der Mann hinauf, um das Dach zu decken und zwar wird jenes Gras oben aufgelegt, damit

keine Sonne noch Regen eindringt. Nun kann man einziehen.

Ihre Häuser haben weder Zimmer noch Vorräume, sie bauen einen inneren Hof, eine Küche und einen Platz zum Schlafen und einen kleinen Abort nicht fern davon. Um größere Bedürfnisse zu verrichten, begeben sie sich in den Busch. Ihre Häuser halten sie gewöhnlich sehr reinlich. Wenn man eintritt, braucht man nicht empfindlich zu sein, außer bei einem Menschen, der von jeher schmutzig war, in dessen Haus fühlt man sich natürlich nicht wohl. Das wäre über den Hausbau der Wadoe zu berichten.

Die Anlage eines Dorfes bei den Wadoe.

Wenn die Wadoe ein Dorf anlegen wollen, sehen sie sich zunächst nach einem Busch um, der recht groß ist und starke und kräftige Bäume hat. Einen Busch mit Wasser in der Nähe ziehen sie natürlich vor. Haben sie nun einen geeigneten Busch gefunden, der ihnen gefällt, so nimmt jeder Sichel und Axt, um den Busch teilweise zu fällen und das Gras abzubrennen. Dann werden die Bauten errichtet und die Häuser mitten in den Busch gebaut. Am Rande des Busches wird eine Splitter-boma angelegt. Diese Splitter sind sehr gefährlich und niemand weiß, daß dort spitze Hölzer eingelassen sind, außer sie selbst. Diese Hölzer werden folgendermaßen angefertigt. Sie behauen Stangen, bis sie eine ganz dünne Spitze haben. Diese rammen sie dann überall ein, um den ganzen Ort und vor dem Thore auch und das nennen sie dann boma.[1]) Nur einen Weg lassen sie frei, um einen Ausgang zu haben. Dort werden keine spitzen Pfähle gesteckt. Wenn die Gefahr eines Krieges herannaht, so lassen sie ihre Kinder und Frauen auf diesem Wege durchschlüpfen. Sie selbst halten den Ort, um das Ende der

[1]) Die Pfähle sind so eingerammt, daß man die Spitzen nicht sehen kann. Nur den Bewohnern des Ortes sind die Wege bekannt, auf denen keine spitzen Pfähle angebracht sind.

efahr abzuwarten. Wenn sie kämpfen können, thun sie es, enn sie nicht können, suchen sie den Ausgang zu gewinnen, en ihre Kinder nahmen, und verlassen den Ort. Dort, wo e sich dann hinwenden, ist gewöhnlich ein anderer großer 3usch. Wenn sie da drinnen sind, merkt ein anderer Mensch iemals, daß sich Menschen darin befinden. Sie verhalten ich ganz ruhig, bis die Kriegsgefahr vorüber ist. Erst dann ommen sie wieder hervor. Sie haben noch einen zweiten Ausgang, den sie kiri nennen, und der einen dreifachen Verschluß hat. Gewöhnlich ist er mit großen Balken und Strickwerk verrammt. Wenn sie untereinander Krieg führen, kämpfen sie meist lange mit einander. Aber einen Kampf gegen eine Kanone halten sie kaum eine Stunde aus.

Sie lassen nichts in ihren Orten auf den Straßen umherliegen, wie Blätter und Stroh von Mais und Hirse, oder Unrat und Asche, sondern schütten alles außerhalb des Ortes hin. Nach Verlauf von drei Jahren schon erhebt sich dort, wo sie die Asche und allen Unrat abladen, ein großer Hügel. Sie zerstören denselben niemals, sondern lassen ihn liegen, selbst wenn sie den Ort verlassen.

Wenn sie Brennholz zum Kochen suchen, müssen sie vorsichtig in der Auswahl sein, denn sie dürfen nicht mit jedem Abfall kochen, weil es ein Holz giebt, das verboten ist, und nicht in den Ort hineingebracht werden darf zum Kochen. Falls eine fremde Frau von diesem Holze, das nicht eingeführt werden darf, abgeschlagen hat und die Bewohner des Ortes haben es nicht gesehen und es wird ins Feuer gethan in der Küche, so vergeht keine Stunde, dann werden große Schlangen in den Ort eindringen, oder Nachts wird ein Löwe sie überfallen und nicht eher wieder den Ort verlassen, bis er einen Menschen aufgefressen hat. Haben die Leute aber das Holz in der Küche bemerkt, so tragen sie es sofort heraus. Dann machen sie Zauber, um die Schlangen fern zu halten und den Löwen aus dem Orte zu vertreiben.

Sie errichten am Eingang ihrer Orte nämlich ein Zaubermittel,[1]) damit die wilden Tiere ihnen keinen Schaden zufügen. Nachdem die Sonne einmal untergegangen ist, wird kein Feuer mehr zum Anzünden von einem Hause zum andern getragen, denn sie fürchten sich vor den Löwen und Schlangen.

Es ist Sitte, wenn sie zusammen gebaut haben und einer erhebt Nachts Geschrei, daß ein Tier bei ihm im Hause eingebrochen sei oder ein Dieb, daß alle mit ihrem breiten Schwerte in der Hand herausstürzen, um zu hören, was ihrem Gefährten zugestoßen ist.

Die Bekleidung der Wadoe.

Früher kannten die Wadoe keine Kleider, sie bekleideten sich mit Rindenstoffen. Die Rinde zerklopften sie, bearbeiteten sie, nähten sie dann mit Fäden zusammen und trugen nun den Stoff. Diese Art Bekleidung wurde **kiyombo** genannt. Für die Frau nähte der Mann zwei solcher Stücke zusammen, das eine band sie sich vorn hin, das andere hinten, damit war das Kleid fertig. Bei dem Manne war es ebenso. Die Stücke waren nicht lang, sie reichten nur vom Nabel bis zum Knie, Kopf und Schulter waren bloß, sie hatten nichts, um sich zu bedecken. Einem kleinen Kinde machten sie gleichfalls solch ein Stück zurecht, das es um die Hüften trug und nach vorne hing, während die Hinterseite frei blieb. Manche verstanden es, diese **kiyombo**-Stoffe anzufertigen, andere nicht, die mußten sich dieselben dann kaufen. Viele Leute hatten gar keine andere Arbeit als die Anfertigung dieser Stoffe. Früher kamen sie beim Verkauf derselben auf so und soviel Mais oder Hirse überein, weil sie damals weder Kupfermünzen noch Silber kannten. Unterdes sind aber auch sie aufgeklärter geworden, wissen in vielem Bescheid und

[1]) Sie stecken einen Stein oder Holz mit dem nötigen Zauber an einen Kreuzweg vor dem Ort in die Erde, damit dieser von Schlangen und wilden Tieren verschont bleibe.

ragen jetzt Kleider wie die anderen Leute auch. Die Frauen bekleiden sich mit buntgedruckten Tüchern und blau gefärbten Schirting-Stoffen, oder auch mit rohem Baumwollzeug. Die Männer tragen ausschließlich letzteren Stoff, der zusammen genäht ist und kigwembe heißt. Wenn ein Mann keine zwei Stück zusammenbringen kann, bekleidet er sich mit einem Schurz, der vom Nabel bis zum Knie reicht. Damit ist er angezogen, er hat keine Mütze auf dem Kopfe noch ein Hemd auf dem Leibe.

Abends wenn sie schlafen gehen, decken sie sich mit denselben Kleidern, die sie tagsüber getragen haben, zu. In der kühlen Jahreszeit legen sie noch einen Holzklotz, den sie angebrannt haben, in die Nähe ihres Bettes, dessen Wärme wie eine zweite Zudecke für sie ist, denn sie haben keine Kleider, um sich Nachts zuzudecken. Noch ist zu bemerken, daß eine Frau während der Schwangerschaft vornehmlich blaugefärbten Schirting trägt. Dies ist der Bericht über die Bekleidung bei den Wadoe.

Über die Behandlung ihrer Kleider.

In Betreff der Behandlung ihrer Kleider ist zu sagen, daß sie dieselben nicht waschen, sondern sie tragen sie, wenn sie sie im Laden beim Inder gekauft haben, bis sie ganz schmutzig und zerfetzt sind. Dann werden sie in Ricinusöl getaucht. Männer und Frauen machen dies so. Dies Ricinusöl stammt vom mbono-Baum, dessen Früchte sie pflücken und in die Sonne legen bis sie ganz trocken geworden sind. Dann kochen sie sie in Töpfen bis sie gar sind. Das Öl seihen sie durch und stellen es, nachdem sie es in Töpfen aufgefangen haben, bei Seite. Dies Öl ist auch ein gutes Mittel gegen Rheumatismus. Wenn jemand krank ist und sich damit einreibt, wird er gesund.

Die eitleren unter ihnen waschen auch ihre Kleider, aber nicht alle Tage. Aber auch sie ziehen es vor, Männer und Frauen, sowohl die Kleider als auch den ganzen Körper mit

diesem Öl einzureiben. Für gewöhnlich bewahren sie ihre Kleider unter dem Kopfende des Bettes auf, oder sie stecken sie in eine Holzschachtel oder einen irdenen Krug, das sind gewissermaßen ihre Koffer. Alte Kleider werfen sie nicht weg, sondern legen sie gut bei Seite bis zur Zeit, wenn die Getreide auf den Feldern reifen, dann geben sie sie demjenigen, der als Feldwart aufpaßt, daß die Früchte nicht von den Tieren, Vögeln oder Wildschweinen gefressen werden. Oder aber sie verwahren die Kleider, bis ein Armer kommt, der abgetragene für einen geringen Preis erwerben will, da er sich keine neuen anschaffen kann. Dies ist die Behandlung ihrer Kleider.

Der Hüften-Schmuck der Wadoe-Frauen.

Sobald ein Mädchen der Wadoe das zehnte Lebensjahr erreicht, kaufen ihm seine Eltern eine Menge Perlen. Diese werden aufgereiht und dann zusammengeflochten, als ob man eine Matte flechtet. Schließlich erhält das Ganze einen Umfang, der so dick ist wie das Bein eines Menschen. Diesen Wulst trägt nun das junge Mädchen um seine Hüften. Er gilt als größter Schmuck bei den Wadoe. Je hochstehender die Frau ist, desto mehr Perlen hat sie. Wenn sie sonst dünn um die Hüften ist und diesen Perlenschmuck anlegt, werden ihre Hüften sehr stark. Sie binden denselben um, wenn sie ausgehen und umherschlendern, aber wenn sie schlafen wollen, legen sie ihn ab. Zuerst legen sie den Perlenschmuck um, dann erst die Kleider. Alle, sowohl junge wie alte Frauen, tragen diesen Schmuck. Stirbt eine Frau, so erbt das Enkelkind denselben. Ist aber kein Enkel da, so wird er nicht weiter vererbt. Sie haben sich ganz an die Schwere dieses Schmuckes gewöhnt. Dabei tragen sie ihre Wasserkrüge, die recht schwer sind, und klettern mit Leichtigkeit Berge hinauf. Ein Ehemann kauft gewöhnlich seiner Frau solche Perlen in Massen. Schenkt er ihr keine, so geht es bei ihnen im Hause nicht in Frieden zu, jeden Tag ist Streit, denn es giebt keine Frau bei den Wadoe,

ie nicht solche Perlen um die Hüften trüge, selbst wenn sie noch so arm wäre und an allem Mangel leiden sollte, aber Perlen muß sie haben. Den Männern macht es zudem große Freude, wenn die Frauen diesen Perlenschmuck anlegen.

Am Tage, an dem sie einander zur ngoma[1]) einladen, schmücken sich die Frauen sehr. An den Füßen tragen sie Messing- oder Kupfer-Spiralen und an den Armen gleichfalls. Dann schlägt die Frau ihr blau gefärbtes Tuch um, breitet ein anderes Tuch darüber und schmiert sich Ricinusöl auf den Kopf. Wenn sie geht, erklingen die Messingringe, vitindi genannt, an ihren Füßen. Die vitindi sind von Messing oder Kupfer wie die sengenge-Spannen. Sie legen sie rund um ihre Füße und finden dies sehr schön. An den Fingern tragen sie Ringe von Blei und um den Hals Perlen, aber nicht viel. Nunmehr sind sie geschmückt und gehen zur ngoma. Das ist über den Schmuck der Wadoe-Frauen zu berichten.

Über die Haartracht bei Männern und Frauen.

Manche Männer lassen ihr Haare flechten, manche rasieren. Beim Flechten waschen sie zunächst das Haar mit Blättern vom mkunungu-Baum und etwas heißem Wasser. Die Blätter machen das Wasser sehr ölig. Nachdem der Kopf damit gewaschen ist, nehmen sie roten Lehm, flechten die Haare und schmieren zugleich den Lehm darauf. Ist man mit dem Flechten fertig, dann kommt noch Ricinusöl auf den Kopf. So vollzieht sich das Flechten bei den Männern.

Die Frauen machen es ebenso. Sie rasieren ihre Haare nicht ab, außer nach einer Geburt, und zwar vierzig Tage danach. Dann ist es Sitte die Haare abzurasieren. Die Art des Flechtens ist bei den Frauen eine andere als bei den Männern, beide schmieren aber roten Lehm und Rici-

[1]) Tanzfest.

nusöl auf den Kopf. Die Haare der Frauen werden von Frauen geflochten und die der Männer von Männern, jedoch war das Flechten bei den Männern hauptsächlich früher in Gebrauch, heute rasieren sie meist den Kopf. Die frühere Art und Weise die Haare zu flechten, haben die Frauen zum Teil aufgegeben, sie haben jetzt eine neue Mode. Auch gebrauchen sie den roten Lehm nicht mehr so häufig.

Wenn eine Frau der Wadoe sich zur **ngoma** begeben will, wäscht sie zuvor ihre Haare, flechtet sie dann nach der alten Mode, legt ihr blau gefärbtes Tuch um, breitet ein besseres Baumwolltuch darüber aus, und schmückt nun Beine und Arme mit dem **vitindi**-Schmuck. An solchem Tage erlaubt der Mann seiner Frau nicht allein zu gehen, thut sie es doch, so kommt es zum Streite. Nachdem die Haare geflochten sind, lassen sich die Frauen noch Stirn und Schläfe ausrasieren, da dies dem Gesichte Schönheit verleiht. Dieser rund ausrasierte Streifen wird auf **kidoe** „**denge**“ genannt. Manche Männer machen dies auch, aber nur wenn sie viele Haare haben. Sie rasieren alsdann einen runden Kreis um den ganzen Kopf herum, während die Frauen nur die Stirn ausrasieren. So lange die Frau nicht verheiratet ist, ist es nicht Sitte die **denge** auszurasieren, während das Flechten natürlich gestattet ist.

Die Behandlung ihrer Zähne.

Die Zähne der Wadoe wachsen vollkommen wie bei allen Menschen, aber sobald sie herangewachsen sind, wollen sie sich schön machen und sagen nun zu ihren Eltern: „Ich will mir eine Lücke zwischen die Zähne treiben lassen.“ Nun wird ein Meister mit seinem Werkzeug herbeigerufen und sie sagen zu ihm: „Wir wünschen, daß du diesem jungen Mann die Zähne auseinander treibst.“ Nachdem sie mit ihm in betreff des Lohnes übereingekommen sind, bringen sie den jungen Mann zu ihm, damit er die Operation vornehme. Zu diesem Zwecke nimmt er zwei Eisen, eins in die rechte und eins in

linke Hand. Dann arbeitet er an den Zähnen herum
e jemand, der Schnitzwerk in ein Brett macht. Dies ge-
ieht gewöhnlich mit den oberen Zähnen, die untern werden
ht aus einander getrieben. Von den oberen auch nicht
e, sondern nur zwei. Sie machen es auch nicht so, daß
spitz sind wie die Zähne einer Katze, sondern nur soweit,
ß man erkennen kann, die Lücke ist vorhanden. Die Frauen
ssen dies auch machen. Es giebt aber Stämme unter ihnen,
e dies thun, andere, die die Sitte nicht haben. Ist der
Meister fertig mit seiner Arbeit, so erhält er seinen Reis,
enn es ist nicht Brauch, ihn umsonst arbeiten zu lassen. An
em Tage, an dem die Zähne auseinander getrieben werden,
ann man keine warme Speise zu sich nehmen, sie muß erst
bkühlen. Gleich nach der Operation ist es überhaupt un-
möglich etwas zu essen, es muß erst einige Zeit vergehen. Das
ind die Schönheitszeichen an den Zähnen der Wadoe.

Die Beschäftigung der Männer bei den Wadoe.

Wenn die Männer von der Feldarbeit zurückkehren, holen sie gewöhnlich ein Bündel Blätter der **muyaa**-Palme hervor, nehmen ein Messer, breiten eine Matte aus, setzen sich darauf, spalten die Blätter und kauen gleichzeitig geröstete Maiskolben bei der Arbeit. Sind die Streifen gespalten, so beginnen sie das Flechtwerk der Palmblattstreifen in Länge bis zu sechzig **pima**[1]) auszuführen. Diese geflochtenen Streifen nähen sie dann zu einer großen Matte zusammen. Ist diese fertig, so bringen sie sie zum Verkauf nach Winde[2]). Für eine Matte erhalten sie anderthalb Rupie[3]). Dafür kaufen sie sich Salz und Kleider und kehren dann wieder zurück.

Eine andere Arbeit besteht im Flechten von großen und kleinen Körben. Die großen Körbe dienen, wenn die Erträge der Felder eingeerntet werden, dazu, Mais oder Hirse hineinzuthun, um sie nach Hause befördern zu können. Andere

[1]) **pima** = 2 Meter. [2]) An der Küste. [3]) Etwa 2 Mark.

Körbe bringen sie nach Winde zum Verkauf. Die kleinen ebenfalls.

Ferner flechten sie auch **vitanga**-Matten. Es sind dies runde, sehr große Matten, die sie in Massen fabrizieren und den Shihiri-Arabern bringen, die sie mit Vorliebe kaufen. Auch den Abfall der übriggebliebenen Palmblattstreifen sammeln sie und wenn sie etwa dreißig Lasten beisammen haben, verkaufen sie sie an die Shihiri-Araber und erhalten etwas Geld dafür.

Andere suchen Kautschuck im Walde oder graben nach Kopal. Dies ist die Beschäftigung der Männer.

Die Beschäftigung der Frauen.

Wenn eine Frau von der Feldarbeit zurückkommt, bereitet sie schnell das Essen und die Zukost, **chunga** genannt, damit sie und ihr Mann zu essen bekommen. Dann nimmt sie ihre Hacke, begiebt sich zu einer Lehmgrube, um Lehm zu graben, thut denselben in einen Korb, kehrt nach Hause zurück und stampft ihn bis er ganz weich wird. Darauf beginnt sie Töpfe, Wasserkrüge und Eßschüsseln zu formen. Nachdem sie geformt sind, werden sie drei Tage lang in die Sonne gestellt, bis sie ganz trocken sind. Nunmehr holt sie Brennholz herbei, nimmt ihre Töpfe und brennt sie am Feuer bis sie völlig durchgebrannt sind. Alsdann kommen andere Wadoe-Frauen, die ihr ihre Töpfe und Wasserkrüge abkaufen, während sie einige davon selbst in Gebrauch nimmt. Gehen sie bei ihr schlecht ab, so bringt sie sie zum Verkauf nach Winde.

Eine andere Arbeit der Frauen besteht im Mattenflechten von **ukindu**- und **miyaa**-Palmblättern, aber diese haben nicht die hübschen Verzierungen wie die Matten, welche von den Frauen an der Küste geflochten werden. Ihre Matten sind alle weiß. Sie kennen den Suaheli-Ausdruck **mkeka** für Matte nicht, sie sagen **hinda** zum Schlafen oder zum Sitzen. Wenn sie deren viele haben, verkaufen sie sie. Wer sich keine flechten kann, oder kein Geld zum kaufen hat, der breitet

.eiderstoffe über die Bettstelle, aber für gewöhnlich wird er
n den andern ausgelacht, wenn er dergleichen macht. Das
äre über die Beschäftigung der Frauen zu sagen.

Der Feldbau bei den Wadoe.

Das Land der Wadoe ist sehr wasserarm, es ist ein
:ockenes Land. Wenn Leute morgens aufbrechen, um Wasser
u holen, kehren sie gewöhnlich erst um zehn Uhr zurück. Aber
ie Früchte auf den Feldern gedeihen trotzdem einigermaßen.

Mann und Frau beteiligen sich an dem Feldbau. Zuerst
estellt der Mann seine **shamba**[1]) und säet allerlei Samen
vie Mais, Hirse, Maniok, Bataten, Erdnüsse und vieles
andere. Die Frau hat ihre **shamba** besonders für sich, den
Samen muß jedoch der Mann liefern. An einigen Tagen
geht der Mann auch auf die **shamba** seiner Frau, um ihr
zu helfen, falls dort viel Unkraut ist und die Frau allein
nicht durchkommen kann. Auch am Tage, an dem gesäet
wird, geht die Frau nicht allein, sondern ihr Mann hilft ihr
bei der Aussaat. Wenn der Mann pflanzt, geht die Frau
gleichfalls hin ihm zu helfen. Sobald die Pflanzzeit nahe
rückt und ihre **shamba** noch nicht fertig sind, helfen sie sich
gegenseitig, um die Aussaat mit den anderen Leuten zusammen
zu bewerkstelligen, denn die Leute pflanzen gewöhnlich zu einer
bestimmten Zeit. Hält man sich nicht an diese Zeit, sondern
hat allein schon vor den andern gepflanzt, oder nach ihnen,
und alle Leute sind schon fertig damit, so bekommt man
keinen Ertrag. Ernten die andern Leute zuerst und du
kommst hinten nach, so werden deine Früchte von den Vögeln
gefressen, oder, wenn du die Ernte einbringen willst ehe die
anderen Leute geerntet haben, so wird sie gleichsfalls von
den Vögeln gefressen werden. Andererseits kann es vor-
kommen, daß die Keime durch zu vieles Wasser verderben,
es ist daher nötig, zusammen zu pflanzen und zusammen
zu ernten.

[1]) Feld, Pflanzung.

Ferner muß zur Zeit, wenn die Frucht am reifen ist, und die Vögel verscheucht werden, der Mann seiner Frau helfen und ihr jemand stellen, der die Vögel verjage. Er muß sich einen andern Mann suchen, der ihm auf seiner shamba helfe, denn man hat große Mühe, während der Feldbestellung die Vögel zu verjagen. Das ist die Beschäftigung von Mann und Frau beim Feldbau.

Gebräuche bei der Ernte.

Wenn die Früchte auf den Feldern gereift sind, und man ernten will, so bringt niemand die Ernte allein ein, sondern man ladet Verwandte und Nachbarn ein und sagt zu ihnen: „An dem und dem Tage will ich auf meinem Felde ernten, bitte kommt doch!“ Ist der Tag, den sie vereinbart haben, herangekommen, so kommt jeder mit seinem Korbe und sie begeben sich zur shamba um zu ernten. Nach Beendigung der Ernte erhält jeder Mann einen kleinen Anteil. Ehe sie jedoch die Ernte heimbringen, müssen sie ein Opfer bringen, das sie tambiko nennen.

Dies geschieht auf folgende Weise: Nach der Ernte nehmen sie, wenn dies z. B. Reis ist, etwa zwei Hände voll davon, kochen ihn in einem neuen kleinen Topfe und bringen beides alsdann an einen Kreuzweg. Dort bauen sie eine kleine Hütte, und stellen den Topf zusammen mit dem gekochten Reis hinein. Dies soll nämlich der Anteil für den kinyamkera-Geist sein.

Neue Früchte essen sie das erste Mal nur zusammen mit mkumbi. Dies mkumbi, welches Mehl von einem Baume ist und gelb aussieht, mischen sie in das Essen hinein. Erst nachdem sie dies vorgenommen haben, essen sie neue Früchte.

Ferner, wenn sie Hirse oder Reis geerntet haben, müssen sie einige Rispen von Reis oder Ähren von Hirse zusammenbinden und auf die große Landstraße legen. Falls Wadoe diese Dinge auf dem Wege liegen sehen, lassen sie sie liegen,

ist nicht Sitte sie aufzuheben, aber Leute aus Winde oder gamoyo, die vorüber kommen, nehmen sie gewöhnlich auf.

Nachdem die Ernte eingebracht ist, sondern sie die üchte, welche sie alsbald essen wollen, und legen sie besonders, d die, welche sie später verbrauchen wollen, bewahren sie ge- nnt davon auf. Beim Mais, den sie zum Aufbewahren ilegen, schälen sie die Blätter nicht ab, sondern lassen sie an, und wenn es ein Jahr dauern sollte. Sie nehmen nur ab von dem Mais, den sie gleich essen wollen. Das t der Bericht über ihre Ernte.

Die Lebensmittel der Wadoe.

Am meisten schätzen sie Mais und Hirse. Den Mais bereiten e auf folgende Weise zu: Zuerst wird er im Mörser durch Stampfen enthülst, dann thun sie ihn in einen Wassertopf, in em er weich wird. Darauf wird er zum zweiten Male im Mörser bearbeitet. Die Spreu wird 2—3 Tage lang in Wasser gesteckt und zugedeckt stehen gelassen, dann herausgenommen und nun Suppe davon gekocht. Sie nennen dies bambiko-Suppe und essen sie sehr gern. Das Mehl, welches man nach dem Stampfen des Mais erhält, ist sehr weiß und der daraus bereitete Brei gleichfalls.

Mit der Hirse machen sie es ebenso wie mit dem Mais, aber aus Hirsebrei machen sie sich nicht viel, denn er liegt zu schwer im Magen und geht nicht schnell genug ab.

Maniok und Reis bauen sie nur zum Verkauf an, um sich Kleider anschaffen zu können. Sie scheinen kaum zu wissen, daß man beide auch essen kann. Morgens essen sie Brei oder bambiko-Suppe. Mittags nehmen sie eben- falls Brei zu sich. Am Abend essen sie gewöhnlich, wenn die Sonne untergeht. Das Morgen- und Mittagessen nehmen sie in ihren Häusern ein, zum Abendessen treffen sich alle und essen zusammen, jedoch essen die Männer allein und die Frauen auch.

Beim Essen pflegen sie alle die kleinen Klumpen,

die sie mit der Hand ballen und dann zum Munde führen, von einer Seite der Schüssel zu nehmen und zwar von derselben Stelle, denn sie sagen, es ist besser den dicken ugali (Brei) nur an einer Seite anzubrechen, damit das, was übrig bleibt, nicht verdirbt und die Frau davon noch togwa (kaltes Bier, das nicht berauscht) machen kann. Den übriggebliebenen ugali thun die Frauen nämlich in Töpfe und kochen togwa davon. Sie selbst nennen dies mvato und trinken es sehr gern. Meist trinken sie es, wenn sie bei der Feldarbeit sind, oder davon zurückkehren, denn es ist sehr kühlend.

Als Zukost ist bei ihnen chunga üblich. Es ist dies ein Kraut, das sehr bitter ist. Sie kochen es erst und seihen es dann durch, damit der bittere Geschmack etwas verloren gehe. Darauf kochen sie es zum zweiten Male und thun Salz und Öl oder eine andere Zuthat hinzu. Dies sind entweder Kerne von ausgereiften Gurken oder mbede-Früchten. Letztere ähneln Wassermelonen. Diese Kerne braten sie, bis sie gut geröstet sind, stampfen sie dann in einem Mörser und thun das davon gewonnene Mehl in die chunga (Zukost, Sauce) und essen dieselbe nun zusammen mit Mais- oder Hirsebrei. Es ist dies ein Lieblingsgericht der Wadoe.

Die Wadoe essen auch Ratten, Hundsaffen und Nachtaffen. Früher waren es viele, die diesen sonderlichen Geschmack hatten, heute jedoch nur noch wenige.

Die Waffen der Wadoe.

In früheren Zeiten kannten sie keine Gewehre, ihre Bewaffnung bestand aus Bogen, Pfeilen und Schwertern. Das kurze Schwert gürten sie sich um die Hüfte, eine Anzahl Pfeile tragen sie in der Hand und den Bogen auf der Schulter. Die übrigen Pfeile stecken sie bis zu fünfzig Stück in den Köcher. Dem Knaben wird das Schießen mit Pfeilen beigebracht, indem man ihm etwas in bestimmten Entfernungen hinlegt und nun befiehlt „triff es“. Hat er das gelernt, so geht man mit ihm auf

e Felder und lehrt ihn nach Vögel im Fluge zu schießen. lan zeigt ihm auch wie das Schwert gehandhabt wird. Zu m Zwecke giebt man ihm einen weichen Gegenstand und igt ihm „schlag zu“. Er thut das, aber das erste Mal gengt es ihm nicht, es muß ihm oft gezeigt werden, denn as Schlagen mit dem sime-Schwert erfordert sehr viel bung. Auch das Schießen mit Bogen und Pfeil verlangt lbung, wenn man nicht geübt ist, trifft man nichts.

Außerdem tragen die Wadoe noch die Sichel, jedoch iehmen sie dieselbe nicht mit in den Krieg. Sie ist ein Werkzeug, das Verwendung beim Hausbau und bei Urbarnachung des Busches findet und zugleich als Waffe gegen Schlangen dient. Wenn sie in ihren Dörfern weilen, legen sie alle Waffen ab, nur die Sichel tragen sie bei sich. Es kommt zuweilen vor, daß sie sich, wenn sie untereinander in Streit geraten, mit diesen Sicheln schlagen. Die Axt als Waffe ist ihnen unbekannt.

Seit die Gewehre bei ihnen Eingang gefunden haben, haben sie Bogen und Pfeile abgelegt und tragen neben dem Gewehr nur noch das kurze Schwert.

Als letzte Waffe ist das Messer zu erwähnen, welches sie tragen, um Fleisch damit zu schneiden, oder um einen Dorn, den man sich in den Fuß getreten hat, herauszuholen. Direkt als Waffe wird es weniger gebraucht. Damit ist der Bericht über ihre Waffen zu Ende.

Über die verschiedenen Gifte, welche sie an ihre Waffen thun.

Das Hauptgift bei ihnen heißt msunguti. Es stammt von einem Baume aus dem Walde und ist sehr stark. Wenn Jäger in die Nähe dieses Baumes kommen, so bereiten sie sich Pfeilgift. Zunächst schälen sie die Rinde ab und kochen diese in einem neuen Topfe, bis sie gar ist. Das dauert sieben Tage lang. Das Öl nun, welches aus dieser Rinde ausläuft, ist msunguti. Eigentlich heißt der Baum nur so und das aus der Rinde ausgekochte

Öl ist erst das Gift, das uchungu heißt. Sobald das Gift gekocht worden ist, werden die Töpfe zerbrochen, denn es ist sehr gefährlich. Wenn jemand nicht weiß, daß Gift darin zubereitet wurde, und er leckt daran — so wird er sofort sterben, da hilft ihm nichts mehr.

Sie streichen dieses Gift an ihre Pfeile und Speere. Wenn sie zur Jagd gehen und ein Tier mit einem vergifteten Pfeile treffen, bleibt es liegen. Selbst wenn der Pfeil es nicht stark getroffen hat, so fällt es doch bald tot nieder, denn das Gift ist sehr stark. Ein Mensch kann es natürlich erst recht nicht ertragen.

Die ersten, welche dieses Gift fanden und bei ihren Pfeilen verwandten, waren die Wakamba. Ein zweites Gift heißt kulega, das wie msunguti zubereitet wird, aber es tötet nicht so schnell wie dieses. Wenn sie ihre Pfeile oder Speere mit diesen Giften bestreichen wollen, thun sie das nicht mit der Hand, sondern mit einem Holze. Fassen sie es mit der Hand an und essen nachher, so kann eine im jugendlichen Alter stehende Person schon daran sterben. Der Frau zeigen sie nicht, wo sie das Gift vielleicht aufbewahren, da sie sich fürchten vergiftet zu werden. Eine Frau, die ihre Menstruation hat, wird niemals dies Gift berühren, da dies böse Folgen hat und ihre Menstruation plötzlich aufhebt. Das ist es, was über das Gift zu sagen ist.

Die verschiedenen Arten der Ausübung der Jagd.

Zunächst jagen sie mit dem Netz. Dies besteht aus dünnen Stricken, die so geflochten sind, daß sie eine Menge kleine Maschen lassen. Dies Netz nehmen sie, gehen damit in den Wald und stellen es auf, indem sie es von einem Ende bis zum andern ausstrecken und an Holzpflöcken befestigen. Ist dies geschehen, so gehen alle in den Busch, um die Tiere aus dem Schlafe aufzuscheuchen. Sobald sie welche bemerken, schrecken sie sie auf, und machen einen mächtigen Lärm. Die Tiere sind natürlich durch das Geschrei

:r Menschen aufs höchste betroffen. Sie jagen und ver-
lgen nun die Tiere nach der Seite hin, wo ihre Netze ge-
ellt sind, immer hinter ihnen herschreiend. Die Tiere
ufen so schnell sie können, bis sie schließlich in die Netze
raten. Darauf kommen sie und ergreifen dieselben. Es
t natürlich dann um sie geschehen.

Auf eine andere Art werden Wildschweine und andere
iere gefangen. Sie graben eine Anzahl großer Löcher hier
nd da in die Erde, gehen wiederum in den Busch, um die
iere aufzuscheuchen und treiben sie nun nach jenen Löchern
in. Sind sie einmal hier hineingeraten, so können sie
icht wieder entkommen. Sie kommen nun mit Speeren
nd Äxten herbei und schlagen sie in den Gruben tot.

Große Vögel fangen sie in Schlingen. Zu dem Zwecke befestigen sie einen Strick am Baume, machen eine Schlinge darein und binden unterhalb der Schlinge einen kleinen Vogel an. Wenn der große Vogel den kleinen sieht, bekommt er Lust ihn zu ergreifen und sieht sich plötzlich gefangen.

Oder sie bereiten Vogelleim und streichen ihn auf ein Holz. Dann binden sie dies fest und kleben Würmer oben darauf. Sobald der Vogel diese sieht, will er sie fressen, setzt sich auf den Vogelleim und ist gefangen. Dies sind ihre Kniffe beim Fallen- und Schlingen-Legen.

Über die mit ansteckenden Krankheiten behafteten Leute.

Mit einem Lepra-Kranken essen die Wadoe nicht zusammen, noch wohnen sie in seiner Nähe. Sie suchen Ärzte für ihn, die ihn heilen, bis er seine Gesundheit wieder erlangt. Werden trotz ärztlicher Behandlung seine Finger mit jedem Tage schlimmer zerfressen und er will absolut nicht genesen, so sagen sie ihm: „Du gehörst nicht mehr zu uns, du bist ein anderer, hebe dich weg aus diesem Ort.“ Hat er Verwandte, so gehen diese bis in die Nähe eines Busches und bauen für ihn allein dort eine

Hütte, in der er sich selbst sein Essen bereiten muß. Er hat auch seinen Brunnen für sich und bleibt sein Leben lang dort am Busche wohnen. Ein Glück für ihn ist es, wenn Nachts vielleicht ein Löwe oder eine Hyäne kommt und ihn auffrißt.

Einen Verrückten, der nicht heilbar ist, sich an Leuten vergreift, seine Kleider auszieht und nackt herum läuft, oder die Häuser im Dorf in Brand steckt, entfernen sie ebenfalls aus dem Orte und bauen ihm eine Hütte im Walde auf.

Auch mit einem Aussätzigen fürchten sie sich zusammen zu wohnen, denn sie sagen, der Aussatz ist eine schlimme Krankheit, sie geht schnell von dem einen auf den anderen über, und deshalb bringen sie auch diesen aus dem Dorf heraus.

Diese drei Krankheiten fürchten die Wadoe sehr, aber einen Pockenkranken entfernen sie nicht, sie pflegen ihn bis er geheilt ist oder stirbt.

Umgekehrt ist es bei den Wazigua. Einen Pockenkranken und Aussätzigen entfernen sie, aber ein Leprakranker bleibt ihr Freund, sie essen mit ihm und wohnen mit ihm zusammen.

Es ist Sitte bei den Wadoe, daß sich für eine Frau, deren Mann an Lepra oder Aussatz gestorben ist, kein zweiter Mann zum heiraten findet. Dies ist der Bericht über die Krankheiten.

Gottesurteile bei den Wadoe.

Wenn ein Diebstahl begangen wird, aber man hat den Dieb nicht entdecken können, sie haben einander nur im Verdacht, so macht man zunächst heißes Wasser zurecht und dann kommen die, welche sich gegenseitig verdächtigt haben, zusammen. Darauf spricht jeder von ihnen folgendes: „Ich, der so und so, wenn ich das und das gestohlen habe, so möge das Gottesurteil mich treffen, wenn ich aber nicht gestohlen habe, möge es mich von der Schuld lossprechen.“ Nun steckt er seine

Hand in den mit heißem Wasser angefüllten Topf, und, wenn er nicht gestohlen hat, zieht er dieselbe unversehrt heraus, ist er aber der Dieb, so wird die Hand verbrühen und das heiße Wasser nicht ertragen.

Eine zweite Art ist folgende: Man ruft einen Zauberer herbei und sagt zu ihm: „Wir wollen von dir das Gottesurteil mit der sanga-Nadel.“ Darauf einigen sie sich zunächst über den Lohn, den sie dem Zauberer zahlen wollen. Ist dies geschehen, so holt der Zauberer eine Schachtel hervor mit einer Nadel, die sanga genannt wird. Darauf kommen die, welche sich dem Gottesurteil zu unterziehen haben, und der Zauberer spricht folgendes: „sanga du gehst in das Auge, um den Dieb zu suchen, ist er der Dieb — so gehe nicht wieder heraus sanga, ist er es aber nicht — so sei es nicht dein Aufenthalt, gehe wieder heraus.“ Er steckt ihm nun die Nadel ins Auge und singt zugleich dabei: „sanga, laß mir mein Kind (Auge).“ Die Leute wiederholen diesen Vers. Ist er nicht der Dieb, so geht die Nadel nicht ins Auge hinein. Ist er es aber, so geht sie hinein und nachher wieder heraus, aber das Auge verändert sich und wird ganz rot. Alle wissen nun, daß dieser der Dieb ist. Er kann sich nicht mehr aufs Leugnen verlegen, daß er nicht der Dieb sei, sondern wird die Sachen, die er gestohlen hat, zurückzahlen. Weigert er sich, so bringen sie ihn zum mwene[1]) der ihn dazu zwingen kann.

Wenn alle glücklich aus der Angelegenheit hervorgehen und keiner von dem Gottesurteil betroffen wird, kommt es gewöhnlich zur Klage, oder aber man giebt den Leuten, die fälschlich des Diebstahls beschuldigt wurden, Geld oder Ziegen. Geschieht das nicht, so kommt es meist zu offenem Kampfe. Soviel über die Gottesurteile bei den Wadoe.

---

[1]) Ortsältesten.

Über die Blutsbrüderschaft.

Es kommt vor, daß ein Mann zu seinem Freunde sagt: „Freund, ich will Blutsbrüderschaft mit dir schließen.“ Dieser antwortet ihm: „Gut, ich möchte es auch mit dir.“ Der erstere fragt ihn weiter: „Wo ist deine Heimat?“ Dieser erwidert: „Ich stamme da und da her und meine Eltern sind von dem und dem Geschlecht.“ Meist nimmt die Blutsbrüderschaft ihren Anfang bei pombe-Gelagen, da dort viele Leute einander kennen lernen. Haben sich nun zwei dahin geeinigt, so bringt derjenige, welcher den Vorschlag gemacht hat, den andern zu seinen Eltern und sagt zu ihnen: „Ich will Freundschaft mit diesem schließen.“ Die Eltern erwidern: „Es ist gut.“ Er giebt nun, wenn er dazu im Stande ist, eine Ziege heraus, die zur Beschließung der Blutsbrüderschaft geschlachtet wird. Kann er keine Ziege hergeben, so nimmt er ein Huhn, um die Leber desselben für die Ceremonie zu benutzen. Darauf kommt der mdumilizi, der die Sache leitet und sie unterweist, und sagt zu ihnen: „Du willst Blutsbrüderschaft mit Mtengwa machen, und Mtengwa hat jüngere Brüder und du hast eine Frau, wenn diese bei deiner Frau schlafen, so ärgere dich nicht darüber. Thust du das und gehst zur Küste und holst Polizeisoldaten herbei, oder du verklagst ihn beim mwene und willst für den Ehebruch bezahlt werden — so mußt du sterben.“ Dem anderen wird dasselbe gesagt. Dann wird beiden die Haut etwas aufgeritzt, jeder erhält ein Stückchen Leber, das mit dem Blute des andern bestrichen ist und das essen sie.

Eine andere Art Blutsbrüderschaft zu schließen geschieht mit Sand, der von Mzia, einem Dorfe bei Pangani, stammt. Dieser Sand ist weiß wie Zucker und so fein wie Weizenmehl. Wenn nun zwei Blutsbrüderschaft schließen wollen, nehmen sie diesen Sand an Stelle der Leber. Im Übrigen ist der Verlauf der Angelegenheit genau so, wie wir ihn oben angegeben haben beim Essen der Hühnerleber.

Haben sie Blutsbrüderschaft geschlossen, so lieben sie sich
: zwei leibliche Brüder. Sie streiten nicht mit einander,
h versteckt der eine etwas vor dem andern, wenn dieser
um etwas bittet. In früheren Zeiten beerbte sogar der
e den andern, falls einer starb, das ist jedoch heute nicht
hr üblich. Damit wäre das Kapitel über die Bluts-
üderschaft beendet.

Über das Regen-Bitten bei den Wadoe.

Falls Regenmangel eintritt, kommen alle mwene[1]) zur Be-
tung zusammen und beschließen: „Dieses Jahr haben wir
ır Sonne gehabt, wenn wir pflanzen, werden die Früchte
cht kommen, wir müssen uns daher an unsere mizimu[2])
enden." Sie nehmen nun etwas blau gefärbten Baum-
ollstoff und ein rotgefärbtes Tuch, machen sich zusammen
uf den Weg und gehen nach der Landschaft Nguu, wo ihr
haupt-mzimu wohnt, um ihr Anliegen vorzutragen. Dieser
auſt in einer sehr geräumigen Steinhöhle. Bei ihrer
Ankunft begrüßen die mwene ihn. Seine Antwort besteht
n einem Summen, das wie das Plätschern des Regens
lingt. Ist einer unter ihnen ein schlechter Mensch, so sagt
hnen der mzimu: „Mit euch in der Karawane ist ein
schlechter Geselle gekommen, der die und die Kleider trägt."
Findet er sich, so wird er weggejagt. Nun teilen sie dem
mzimu alles, was sie sagen wollen, mit, nämlich: „Dieses
Jahr hast du uns viel Sonne gegeben, die Früchte im Felde
kommen nicht hoch, überall herrscht Krankheit, wir bitten dich
daher, gieb uns Regen." Darauf brummt der mzimu zum
zweiten Mal und alle sind erfreut, denn er hat ihnen ge-
antwortet. Ist aber der mzimu erbittert, so antwortet er
nicht, sondern schweigt ganz. Hat er ihnen Freude bereitet
und geantwortet, so wird viel Regen fallen, im andern Falle
kehren sie im Sonnenscheine zurück wie sie gekommen.

Ursprünglich war dieser mzimu ein Mensch und zwar

[1]) Ortsälteste, Häuptlinge. [2]) Geister der Verstorbenen.

ein jumbe (Ortsältester) aus Ukami. Er war ein großer Zauberer. Eines Tages wollten ihn Leute bekriegen, aber sie konnten ihm nichts anhaben, denn weder Blei noch Schwert noch Pfeil drangen in seinen Körper. Er lebte aber mit seiner Frau im Streite. Diese sprach zu den feindlichen Leuten: „Wenn ihr meinen Mann töten wollt, will ich euch angeben wie das möglich ist.“ Diese fragten sie: „Wie kann das geschehen?“ Sie erwiderte: „Mein Mann ist ein großer Zauberer, ihr alle wißt das.“ Sie antworteten: „Das ist wahr.“ Dann sprach sie weiter: „Wenn ihr ihn töten wollt, so daß er auf der Stelle stirbt, so suchet einen Kürbisstengel und schlagt ihn damit, dann wird er sofort sterben, denn das ist ihm von jeher ein Verbot[1]) gewesen.“ Sie suchten sofort einen Kürbisstengel und als sie ihn damit schlugen starb er sofort, ohne auch nur einmal noch seinen Fuß von der Stelle gesetzt zu haben. Von ihm selbst und seinem Dahinscheiden war aber nichts mehr zu sehen, denn plötzlich wehte ein großer Sturm und niemand wußte, wo er hingeraten war. Der Sturm soll ihn dann in jene Höhle die noch heutigen Tages dort ist, geführt haben. Nach einigen Tagen sahen Leute in der Höhle seine Waffen, Kleider und Turban liegen und brachten den Leuten in der Stadt die Nachricht: „Wir haben die Kleider des jumben in der Höhle gesehen, aber von ihm selbst haben wir nichts bemerkt.“ Es begaben sich Leute hin, um nachzuschauen und fanden es bestätigt. So hat sich die Kunde von diesem mzimu fortgepflanzt, um so mehr als man das Wunder gesehen, daß ein Mann gestorben war, und man nicht wußte, wo er hingeraten war. Das Wunderbare in diesem Walde ist, daß die Geister mitten im Walde hausen und in demselben überall ein hellleuchtender weißer Sand am Boden

[1]) Jeder Familienstamm hat etwas Bestimmtes, das allen Familienangehörigen verboten ist, sei es nun ein bestimmtes Fleisch, ein gewisser Fisch oder wie hier ein Kürbisstengel.

zt, als ob Leute eigens dorthin gingen, um alles rein zu lten. An manchen Tagen hört man Getrommel und Freuden-schrei in diesem Walde, als ob eine Hochzeitsfeier dort ire. Das ist der Bericht über den mzimu von Kolelo[1]). le jumben, die im Innern wohnen, sehen in diesem mzimu n größten. Alle mwene und pazi und die jumben vom eschlechte der Kingaru[2]) verachten diesen mzimu nicht.

---

[1]) Der Ort in Nguu, wo der mzimu hausen soll. [2]) in Ukami.

Meine Reise durch Afrika
vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean
als Teilnehmer der Expedition des Herrn Grafen von Götzen.[1])

Von

Abdallah bin Rashid.

Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers!

Zu Beginn unserer Reise, nämlich der des Herrn Grafen von Götzen und des Herrn Prittwitz,[2]) zogen wir mit zwei Elefanten und 660 Leuten aus, um ins Innere Afrikas zu reisen. Der Aufbruch erfolgte von Pangani aus. Als wir in die Nähe von Mauwya kamen, versank der eine Elefant im Schlamm. Da entschloß sich Herr Graf Götzen sie zurückzuschicken, denn er sah ein, daß wir noch sehr viel Mühe mit diesen Tieren unterwegs haben würden. Sie wurden nach Tanga zurückgeschickt, und wir zogen nach Mauwya weiter. Dort blieben wir zehn Tage, um unsere Karawane vollkommen zu ordnen.

Schließlich brachen wir auf und zogen nach Uzigua. Wir fanden die Leute daselbst sehr gut und wurden mit viel Ehren empfangen. Was ihren Handel anbelangt, so ist dieser gut. Eine Ziege verkaufen sie für sechzehn Unterarmlängen Zeug und zwar eine gute Ziege, und Mehl von Mais, für vier Tage zum Essen reichend für eine upande[3]) — nicht mehr, und eine kleine Kalabasse mit Honig gleichfalls für eine upande.

Als wir Uzigua durchzogen hatten, überschritten wir die Gebirge von Nguu und langten innerhalb von zehn Tagen in Mgera an. Dort angekommen, sagte Herr Graf

---

[1]) Durchquerung Afrikas von Ost nach West im Jahre 1894.

[2]) Assessor Dr. W. v. Prittwitz und Gaffron. [3]) = 4 Unterarmlängen.

Götzen: „Hier wollen wir ungefähr zehn Tage lang unser Lager aufschlagen, um unsere Vorräte aufzufrischen, denn vor uns haben wir eine Steppe von zehn Tagen.“ So kam es, daß wir dort zehn Tage blieben, um Lebensmittel für den Weitermarsch zu besorgen. Für ein doti[1]) erhielten wir Proviant für zehn Tage, eine Ziege kostete ein doti und ein Rind drei gora[2]) bei den Eigentümern, den Wanguru und den Massai.

Schließlich, als wir unsern Vorrat an Lebensmitteln eingekauft hatten, brachen wir auf und zogen in die Massaisteppe. Nach neun Tagen langten wir in Burungwe an. Wir erkundigten uns nach den Lebensmitteln, und sie antworteten: „Wir haben selbst wenig, denn wir sind von den Heuschrecken heimgesucht worden, aber was ihr unbedingt zu eurem Unterhalt braucht, sollt ihr haben.“ Wir suchten nun nach Lebensmitteln, bekamen aber nichts als etwas Mehl vom Wele-Korn, eine kleine irdene Schale voll für eine upande.

Wir blieben einen Tag in diesem Orte und marschierten am nächsten Tage weiter nach Irangi. Dort angekommen, fanden wir einen sehr großen Ort vor. Es gab eine Menge Früchte dort, Datteln und Granatäpfel und alle Sorten von Früchten. An der Spitze dieser Stadt stand damals Mohammed bin Omari Nabehani, er war der Wali[3]) dort. Wir wurden mit großen Ehren bei ihm aufgenommen, insbesondere um Herrn Graf Götzen zu erfreuen. Wir erkundigten uns nach den Lebensmittelpreisen, und man antwortete uns: „Lebensmittel sind zur Zeit bei uns rar.“ Wir baten sie jedoch, uns trotzdem das Notwendigste zu verkaufen. So verkauften sie uns schließlich den flachen Korb voll Mhogo-Mehl für eine upande, eine gute Ziege für zwei doti und eine geringere für ein doti.

Dort blieben wir vier Tage, dann brachen wir auf und gingen nach Uassi und von da nach Usiome. Die

[1]) = 8 Unterarmlängen. [2]) 1 gora = 1 Stück von 30 Unterarmlängen. [3]) Statthalter, Bürgermeister.

Leute dort sind gut, aber die Lebensmittel waren teuer. Darauf zogen wir nach Mangati, einem sehr großen Orte, der recht bevölkert war. Die Dörfer liegen dort auf den Bergen. Die Kleidung der Leute besteht aus Fellen und ihre Nahrung hauptsächlich aus Milch und Mais. Die Preise der Lebensmittel waren bei ihnen hoch: Ein pishi[1] maharagwe-Früchte für eine upande satini-Stoff, eine Kalabasse mit Milch für eine upande, eine Kalabasse Honig für eine upande, vier Hühner für eine upande und eine Ziege für ein doti.

Die Leute dort gleichen in ihrer Gestalt den Galla. Sie sind ziemlich menschenscheu. Wenn sie Handel treiben wollen, kommen sie nicht ins Lager, sondern bleiben weit davon ab. Sie halten sich stets in Trupps beisammen, wenn man zu ihnen geht, um Lebensmittel von ihnen zu kaufen. Aber jemand, der mit ihnen handeln will, muß sehr auf seiner Hut sein, denn ehe man sichs versieht, haben sie einem die Stoffe weggeschnappt und laufen davon.

Schließlich brachen wir auf und zogen nach Mburu. Die Leute dort wollten uns wohl und nahmen uns sehr reundlich auf, aber die Lebensmittel waren rar.

Dann marschierten wir nach Nyaraza, einem Salzsee. Wir hatten einen Pockenkranken, der mit einem andern, der ihn pflegen sollte, hinten nachkam. Da kamen Wandorobbo und versetzten dem Pockenkranken zwei Stiche mit dem Speer. Er schrie gleich auf: „Ich werde getötet.“ Sofort sprang ein Soldat namens Hamisi hinzu, worauf sie entflohen. Als die unsrigen dann ins Lager kamen, fragte sie Graf Götzen, was mit seinen Leuten und den Wandorobbo sich ereignet habe. Er war äußerst aufgebracht darüber, beschloß aber, die Karawane mit Trägern und Soldaten am nächsten Morgen weiter marschieren zu lassen. Er selbst, Herr Prittwitz und der Herr Doktor[2]) blieben mit noch drei Soldaten

[1]) 1 pishi etwa 4 Liter. [2]) Dr. H. Kersting.

d ihren boys zurück, um den Wandorobbo aufzulauern. ach Verlauf von einer Stunde erschienen sie plötzlich, um Lager Nachsuche zu halten. Der Soldat Hassan Jusuf merkte sie zuerst. Sofort gab er es seinem Herrn durch nen Pfiff zu verstehen, denn es war die Verabredung ge- offen worden, wer sie zuerst sähe, solle ein Zeichen geben. obald der Herr den Pfiff hörte, verstand er, und als er nblickte, sah er sie ganz in seiner Nähe heranschleichen. Sofort erhoben alle drei Europäer ihre Gewehre und schossen uf sie, aber sie rannten schleunigst davon. Nur einer war etroffen worden, aber nicht tötlich, er war nur verwundet. Darauf kehrten die Unsrigen zur Karawane zurück. Das sts, was uns am Nyaraza-Salzsee zustieß.

Auf unserem Weitermarsche kamen wir nun nach Miatu n eine Steppe mit vielen kleinen Hügeln. Wir marschierten hindurch und erreichten einen äußerst großen Ort, aber, als uns die Eingeborenen bemerkten, flohen sie vor uns in die Berge. Wir glaubten, sie fürchteten sich, jedoch war dies nur scheinbar so, sie betrogen uns. Jedes Mal, wenn wir einem zuriefen, riß er vor uns aus.

Wir zogen weiter bis zu ihrem Häuptling, um dort zu lagern. Als wir jedoch in die Nähe kamen, ließ Graf Götzen die Karawane halten und sagte: „Ich lasse die Karawane hier, denn allem Anschein nach betrügen uns diese Leute, sie wollen uns hintergehen, aber ich werde mit Abdallah, Kherallah, Taufiq und meinen boys vorausgehen und nachsehen. Wenn sie nicht feindlich gesinnt sind, kommen wir zurück und holen die Karawane". Er begab sich bis zu ihrem Orte und sagte, daß er in Frieden komme. Sie erwiderten: „Wir wollen keinen Frieden, du Europäer bist zum Kriege hergekommen, wir wollen durchaus keinen Frieden mit dir haben." Der bana mkubwa [2]) antwortete ihnen: „Wir sind absolut nicht zum Kriege

[1]) Großer Herr, Leiter der Karawane.

hierhergekommen und haben auch gar kein Verlangen danach, wir sind hierhergekommen uns das Land anzusehen und Aufnahmen davon zu machen.“ Da antworteten sie: „Wenn du wirklich in Frieden hierher gekommen bist, so schlage dein Lager hier in der Nähe des Flusses auf.“ Damit war Herr Graf Götzen einverstanden. Und doch war dies wiederum Betrug, den sie uns anthaten! Wir waren nicht genug auf unserer Hut.

Schließlich schickten wir jemand zu ihnen, um nach Lebensmittel zu fragen, da wir welche kaufen mußten. Sie ließen uns antworten: „Wir kommen nicht zu euch ins Lager, ihr bemüht euch wohl zu uns in die Stadt.“ Der bana mkubwa ließ ihnen sagen: „Wenn ihr keine Lebensmittel zum Kaufe bringt, werden wir in eure Ortschaften kommen und sie uns nehmen. Seht nun zu, was ihr wollt.“ Sie erwiderten: „Wir können nicht ins Lager kommen, denn wir fürchten uns.“ Wir beschlossen daher in ihre Dörfer zu gehen und Lebensmittel zu suchen. Einige Soldaten und Träger zogen aus und zwar ohne Waffen, um ihnen die Furcht zu nehmen. Sobald sie im Orte ankamen und die Eingeborenen merkten, daß sie keine Waffen bei sich hatten, wollten sie ihnen die Stoffe und Kleider abnehmen. Damit waren diese jedoch nicht einverstanden. Als sie mit Gewalt vorgingen und mit Speeren warfen, flüchteten die Träger und Soldaten bis in die Nähe unseres Lagers zurück. Plötzlich sahen wir zwei Träger, von denen der eine einen schweren Speerstich bekommen hatte, der andere leichter verletzt war. Der bana mkubwa fragte sie: „Wie kommt es, daß ihr verletzt seid? Was giebt es?“ Sie antworteten ihm: „Es ist noch gut abgelaufen. Wir verließen das Lager mit der Absicht, Lebensmittel zu holen. Als wir in ihren Ort kamen, waren sie durchaus nicht feindselig, sondern wir verkauften und sie kauften. Schließlich wurden sie jedoch anderen Sinnes und wollten uns berauben. Das

onnten wir natürlich nicht zugeben. An den Denkzetteln, ›ie sie uns gaben, siehst du wie es uns erging. Es sind ›iele tapfere Leute dort, und Gott weiß am besten, was sie :m Schilde führen."

Sobald Graf Götzen diese Nachricht erhielt, wurde er sehr zornig und sagte zu seinen Soldaten: „Antreten, wir wollen ihnen ihre Strafe geben, meine Leute sollen sich nicht ärgern." Sofort rüstete man sich zum Kampfe. Graf Götzen und bana Prittwitz, unter dessen Befehl die Soldaten standen, zogen aus. Ersterer ging auf der rechten, letzterer auf der linken Seite vor, um die Wilden aufzusuchen. Als diese sahen, daß die Europäer kamen, flüchteten sie auf die Berge. So blieb dem bana mkubwa nichts übrig als ihre Häuser und Lebensmittel-Vorräte in Brand zu stecken, dasselbe that auch der Anführer der Soldaten mit ihren Vorräten und Ziegen. Schließlich schauten wir uns nach den Leuten um, die noch von den Geschossen getroffen waren, und wir fanden sieben Tote und drei Verwundete. Der bana mkubwa selbst war sehr traurig über all dies, was uns die Wamangati angethan hatten.

Der bana mkubwa befragte nun seine Karawanen-aufseher: „Was haltet ihr fürs Beste, sollen wir von hier aufbrechen oder noch bleiben?" Sie antworteten ihm: „Es ist besser wir bleiben, denn diese fangen doch wieder an, und wir müssen es ihnen noch heimzahlen." Er entgegnete: „Ich habe euren Vorschlag verstanden, er ist nicht schlecht. Morgen wollen wir noch bleiben und uns in ihre Dörfer begeben — ohne Zweifel."

Wir gingen zur Ruhe und am nächsten Morgen ließ der bana mkubwa seine Soldaten ganz früh antreten und sich zum Kampfe rüsten. Mit ihm zogen noch die beiden Europäer, der Anführer der Soldaten Prittwitz, der Herr Doktor, 24 Soldaten und einige meiner Träger zum Kampfe gegen die Eingeborenen. Als sie in ihre Ortschaften kamen,

war niemand zu sehen, alle waren geflohen. Sie suchten allenthalben, fanden aber nicht einen einzigen. Sie nahmen daher ihre Ziegen und Waffen als Kriegsbeute mit sich, steckten ihre Häuser in Brand und kehrten schließlich ins Lager zurück.

Am nächsten Tage zogen wir mit der Karawane weiter. Als wir unterwegs waren, sah der Doktor, welcher hinten marschierte, zwei Eingeborne auf den Bergen und fragte: „Was sind das für Leute da?“ Man sagte ihm: „Das sind dieselben, die uns neulich geschlagen haben.“ Da legte er an und schoß den einen in den Fuß, so daß er hinfiel, während sein Gefährte sich so schleunigst davon machte, daß er nicht mehr erreicht werden konnte.

Wir zogen nun weiter nach Usukuma hinein zum Sultan Mwera kwa Nyuma nach Uduhe. Es ist ein sehr hübscher Ort, und seine Leute sind gut. Ihr Sultan erfreute unsern Herrn sehr und ließ ihm vollkommene Ehre angedeihen. Als wir von ihnen die Preise der Lebensmittel wissen wollten, erfuhren wir sie. Sie waren zu unserer Freude sehr niedrig. Man konnte eine Ziege für eine upande kaufen, sieben Hühner für eine upande kaniki- oder satini-Stoff, zehn pishi[1]) Erdnüsse für eine upande, eine große Kalabasse mit Milch für drei Ketten Perlen, und eine große Kalabasse mit Honig für 6 Ketten Perlen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Hirsenmehl, Maismehl und Bohnen. In ihrem Lande giebt es keine Berge, und wenn es regnet, ist es entsetzlich schmutzig.

In ihrer Stadt Uduhe blieben wir zwei Tage, um die Lasten zu ordnen, andererseits auch wegen der Wassukuma-Träger, die in ihre Heimat zurückkehren wollten, denn der bana mkubwa wollte nicht über Mwanza weiter marschieren, sondern rechts vorbei und Mwanza links liegen lassen. Aber schließlich kamen er und der Truppenführer überein, daß ein Aufseher und einige Soldaten sie bis in ihre Stadt Mwanza

[1]) 1 pishi etwa 4 Liter.

ringen sollten. Die übrige Karawane zog mit dem bana
ıkubwa weiter, bis wir nach Ukoka kamen. Auch hier
anden wir die Leute gut gesinnt, sie empfingen uns mit voll=
ndeter Höflichkeit. Sie brachten dem bana mkubwa sein
Ehrengeschenk, und er war darüber sehr erfreut. Als wir
nach den Preisen der Lebensmittel fragten, wurde uns gesagt:
„Es sind zwar welche da, aber sie sind etwas teuer.“ Sie
gingen nun hin, um Lebensmittel zu holen, und wir be=
kamen sie je nach ihrem Preise, aber sie waren teuer. Einen
Korb Hirsemehl für zwei Unterarmlängen Mombey=Stoff,
vier Hühner für eine upande und eine Ziege für zwei doti.
Das ist mein Bericht von Ukoka.

Dann brachen wir auf und gingen nach Shinyanga.
Auch hier war die Bevölkerung sehr gut, aber die Lebens=
mittel waren rar.

Darauf zogen wir nach Nindo zum Sultan Muhankira.
Wir fanden einen sehr großen Ort vor und er selbst war
ein sehr freundlicher Mann. Es gefiel dem Herrn Grafen
Götzen so gut, daß er drei Tage zu bleiben beschloß, um
die Lasten zu öffnen und zu trocknen, denn sie hatten in den
letzten Tagen viel Regen bekommen.

Wir schliefen bis zum nächsten Morgen und gingen
dann in den Ort hinein, um uns nach den Lebensmitteln zu
erkundigen. Bald sahen wir jedoch, daß wir nicht genügend
bekommen konnten. Nach langem Suchen erhielten wir ganz
wenig und noch dazu sehr teuer: Ein Korb Muhogo=Mehl
für eine upande, drei Hühner für eine upande und eine
Ziege für drei doti.

Dieser Ort war der erste, in dem wir Leute sahen,
die Kleider aus Baumrinden anfertigen. Diese Sitte rührt
von den Waganda her. Die Art, wie diese Leute ihre
Stoffe zubereiten, ist folgende: Zunächst nehmen sie einen
Baum, muyombo genannt, und schälen seine Rinde ab.
Dann legen sie dieselbe etwas in die Sonne, nehmen sie

wieder auf, legen sie auf große Bretter, holen einen Hammer und schlagen sie nun damit bis sie weich wird wie Garn. Alsdann nehmen sie sehr große Töpfe und thun die Rinde da hinein. Darauf kochen sie dieselbe, bis sie völlig gar ist, und lassen sie ungefähr sieben Tage lang oder mehr allmählich abkühlen. Nun nehmen sie sie wieder aus dem Topfe heraus, klopfen sie wieder mit großen Hämmern, bis sie weich wird. Dann nehmen sie Stücke davon, nähen sie zusammen, und das Kleid ist fertig.

In Nindo blieben wir drei Tage. Wir hatten 25 Esel, die unsere Lasten getragen hatten. Als wir nach Nindo kamen, konnten sie nicht mehr weiter wegen der Sümpfe. Der **bana mkubwa** sah daher ein „es ist besser, ich gebe sie dem Sultan von Nindo, vielleicht giebt er mir Träger dafür.“ Er gab ihm also die Esel, um ihn gut zu stimmen und erhielt dafür 30 Träger, die ihm seine Lasten bis Msalala brachten.

Wir brachen also von Nindo auf, um nach Msalala zu marschieren. Als wir dort ankamen, fanden wir eine sehr schöne Stadt vor. Dort wohnen französische Missionare, welche die Kinder der Wanyamuesi unterrichten. Sie sind es auch, welche die Stadt Msalala so schön aufgebaut haben und zwar ohne Gegenleistung. Auch ihre eigenen Häuser sind sehr schön.

Der Sultan dieser Stadt hieß Himo vom Stamme der Wanyamuesi. Sobald er erfuhr, daß ein Europäer gekommen sei und zwar von der Küste her, war er sehr erfreut, erwies uns alle erdenkliche Ehre und sagte zum **bana mkubwa**: „Drei Tage lang dürfen deine Leute auch nicht das Geringste an Lebensmitteln kaufen.“ Am ersten Tage schickte er Körbe voll Lebensmittel, Lasten, an denen fünfzig Leute zu tragen hatten. Am zweiten Tage brachte er uns wiederum fünfzig Lasten und am dritten Tage fünfundvierzig. Schließlich sagte ihm Herr Graf Götzen:

Dein Ehrengeschenk, das du mir darbringen wolltest, habe
) erhalten, ich danke dir sehr, aber jetzt wünsche ich, daß
ı deinen Leuten sagst, sie möchten nunmehr meinen Leuten
:bensmittel zum Verkauf bringen, damit diese kaufen, denn
e haben daraufhin von mir schon Vorschuß erhalten.“ Er
ntwortete: „So Gott will, werden die Lebensmittel bald da
:in.“ „Wie sind denn die Preise hier?“ fragte der bana
ıkubwa. Er erwiderte: „Ein Korb Mehl für eine upande,
in Korb Bohnen für eine upande, eine Ziege ein doti,
ınd zwar eine gute Ziege, ein großer Topf Honig für eine
ıpande kaniki-Stoff und eine große Kalabasse mit Milch
ür eine upande. Dies sind die Lebensmittel, die es hier
bei uns giebt, denn in diesem Jahre sind die Heuschrecken
bei uns eingefallen, daher sind sie etwas teuer.“ Der bana
mkubwa sagte ihm: „Ich danke dir um so mehr, ich habe
dich recht verstanden und mich über deine Worte gefreut.“

Wir blieben noch den ersten, zweiten und dritten Tag
dort, als Graf Götzen vom Fieber befallen wurde. Wir
mußten daher noch länger bleiben, denn wir mußten ja auf
ihn warten. So kam es, daß wir neun Tage in Msalala
lagerten. Am zehnten Tage verlangte der bana mkubwa
Träger vom Sultan Hinu und erhielt dreißig Mann, die
ihm seine Lasten bis Kirimbogo tragen sollten. Sie kamen
überein, daß jeder Träger ein doti und eine upande bis
Kirimbogo bekommen sollte.

Als wir dort anlangten, fanden wir, daß die Leute
sehr gut waren, aber sie hatten selbst nichts zu essen, allent-
halben war Hungersnot bei ihnen. Das ist alles, was von
Kirimbogo zu sagen ist.

Wir zogen daher nach Ushirombo. Dort ist gleichfalls
eine Station der französischen Väter. Der Sultan des Landes
ist ein Munyamuesi, heißt Mwana Ndege, und ist ein
tüchtiger Mann, der viele Leute und großen Besitz hat. Er

ist ein großer Freund der französischen Väter. Auch seine Ort haben sie sehr schön aufgebaut.

Schließlich erkundigten wir uns auch nach den Preisen der Lebensmittel, denn wir hatten gehört, daß in Ushiroma Hungersnot herrsche. Sie antworteten uns: „Die Nachricht ist wahr, die ihr gehört habt; unsere Nahrung besteht nur aus Bohnen und Bataten, sonst giebt es nichts. Für ein doti erhält man Bohnen als Proviant für zehn Tage und für eine upande giebt es Bataten für sechs Tage. Was aber die Zuthaten anbelangt, so sind sie sehr teuer: Drei Hühner für eine upande, eine gute Ziege für drei doti, ein Rind für dreißig doti und drei pishi Erbsen für ein doti. Wenn du Reis haben willst, suchen sie dir drei pishi für ein doti, vielleicht bekommen sie welchen. Eine kibaba[1] Fett kostet eine upande." Wir waren also gezwungen für diese Preise, die sie uns angegeben hatten, zu kaufen.

Es ist Sitte bei diesen Leuten, daß ihre Frauen weder Huhn noch Ziegenfleisch essen dürfen, es ist ihnen verboten, ihre Männer hingegen essen beides.

Wir blieben 20 Tage lang dort bei ihnen, da wir auf die Karawane, die nach Mwanza gegangen war, warten mußten. Sobald sie zurückgekommen war, beschlossen wir die Weiterreise. Dazu benötigte der bana mkubwa Träger vom Sultan Mwana Ndege. Er bekam fünfzehn Mann, die ihm seine Lasten bis Ulangwa zum Sultan Pembe bringen sollten.

Als wir beim Sultan von Ulangwa ankamen, wurden wir fürstlich empfangen. Er besitzt eine sehr große Stadt, die allenthalben bekannt ist. Seinem Stamme nach ist er Munyamuesi. Er sagte zum bana mkubwa: „Bleibe heute hier bei mir." Dieser antwortete: „Ich kann mich nicht bei dir aufhalten, denn ich habe keine Träger." Da erwiderte der Sultan: „Ich bitte dich, bleibe nur hier, übermorgen

[1]) etwa ein Liter.

:de ich dir Leute geben." Schließlich willigte er ein zu iben, und der Sultan erwies ihm die größten Ehren, so z wir alle uns darüber freuten.

Was die Lebensmittel in seiner Stadt betraf, so bekam n einen Korb mawele-Mehl für eine upande, drei pishi ohnen für eine upande, und drei pishi Reis für ein doti. ie Zukost hingegen war sehr teuer: Drei Hühner für eine pande, eine Ziege für zwei doti, ein Rind für dreißig oti, zwei Lasten Bananen für eine upande, zehn Eier ir eine upande, eine große Kalabasse Honig für ein doti nd eine große Kalabasse Milch für eine upande.

Die Leute dieser Stadt sind alle äußerst reinlich, sie aben sehr viel von den Sitten der Küstenleute angenommen ind sind sehr höflich.

Bald darauf brachen wir auf und zogen gen Usambiro. Dort fanden wir einen sehr großen Ort vor, und die Bewohner waren äußerst zuvorkommend. Als wir bei der Stadt ankamen, schickte uns der Sultan sofort sehr schöne Ehrengeschenke, die uns aufs höchste erfreuten, aber in seinem Dorfe gab es absolut keine Lebensmittel, außer etwas muhogo (Kasawa) und Bohnen. Außerdem gab es an Getränken noch Bananenwein und zwar in unglaublicher Menge, es läßt sich gar nicht beschreiben.

Von dort zogen wir weiter und marschierten nach Usuwi. Sobald wir in die Nähe eines der Dörfer dieses Sultans kamen, sahen wir seinen Karawanenführer uns entgegenkommen, um uns zu begrüßen. Wir marschierten weiter und gelangten in sein erstes Dorf, in dem ein Unterhäuptling des Sultans von Usuwi saß. Als wir ankamen, nahm er uns sehr freundlich auf. Dem bana mkubwa schickte er neunzig Ziegen und zehn Töpfe mit Honig als Geschenk. So wurden wir bei dem Unterhäuptling von Kassusura aufgenommen.

Wir brachen nun auf, um zum Sultan selbst zu ge-

langen. Als wir uns seiner Stadt näherten, gelangten wir an einen Fluß, den wir zu überschreiten hatten und dessen Wasser uns bis zur Hüfte reichte. Wir setzten über und gelangten nach einer halben Stunde in seine Stadt, die wir sehr schön fanden. Insbesondere ist von ihr zu sagen, daß sie unzählig viele Bananen hat, die neben Bataten die Hauptnahrung der Einwohner bilden, andere Nahrung haben sie kaum. Allerdings giebt es noch sehr viel Fleisch bei ihnen. Brennholz zu erlangen, ist jedoch in dieser Stadt sehr schwierig.

Als wir nach den Preisen der Lebensmittel fragten, sagte der Sultan: „Kaufe keine, ich werde dir genügend zukommen lassen.“ Sogleich kam so viel, daß wir vollauf genug hatten. Dann sagte der Sultan: „Heute ist es noch schlecht damit bestellt, aber morgen wird dein Ehrengeschenk kommen.“ Wir schliefen bis zum nächsten Morgen, da sahen wir ein ganzes Heer auf uns zukommen, so daß wir ganz erstaunt waren. Als sie ins Lager kamen, sahen wir, daß sie eine Unmenge Lebensmittel herbeischleppten. Wir zählten die Anzahl der Leute, welche dieselben trugen und fanden, daß es hundertundfünfzig waren und die, welche die Ziegen herbeiführten, waren hundert und die, welche Bananenwein brachten, zwanzig, und die, welche Honigtöpfe trugen, zehn. Das war das Ehrengeschenk für den ersten Tag.

Am zweiten Tage schickte er dreißig Ziegen, sechzig Lasten Bananen und Bataten und drei Töpfe mit Honig. Am dritten Tage sandte er einen seiner Leute mit der Botschaft an den **bana mkubwa**: „Morgen früh werde ich kommen, um dich zu besuchen.“ Dieser antwortete: „Das ist gut, es soll mich sehr freuen, wenn du mich besuchen willst.“

Am dritten Tage Morgens gegen acht Uhr hörten wir ein heftiges Trommeln und fragten: „Was giebt es da?“ Man antwortete uns: „Der Sultan kommt jetzt, um seinen

esuch abzustatten.“ Plötzlich sahen wir eine gewaltige Renge vorne und hinten und der Sultan selbst wurde auf nem Stuhle getragen, der mit Brokattuch bedeckt war. Er ar bekleidet mit einem Mantel, Beinkleidern und einem unesischen Fez. Als er ins Lager zum bana mkubwa kam, eichten sie einander die Hände und tauschten Neuigkeiten us. Graf Götzen erzählte ihm alles Wichtige von der Küste, und jener berichtete aus dem Innern.

Der bana mkubwa wunderte sich über die Trommeln, velche sie fortwährend schlugen, und fragte: „Warum schweigen denn diese Trommeln nicht? Was ist der Grund?“ Da antworteten sie ihm: „Das ist so Brauch bei unserer Sultanswürde, nämlich wenn der Sultan spricht, soll er von niemand verstanden werden, außer von dem, mit dem er grade sprechen will, ein anderer darf seine Stimme nicht hören.“ Wir wunderten uns sehr über diese Sitte.

Eine andere Eigentümlichkeit dieses Sultans ist noch: Wenn er mit jemand spricht — sieht er ihn niemals an, und wenn er lacht, müssen alle seine Leute, die ihn begleiten, mitlachen und in die Hände klatschen.

Darauf sagte ihm der bana mkubwa: „Ich habe Lust mir morgen deine Stadt anzusehen.“ Er erwiderte: „Ich habe verstanden, bana mkubwa, ich werde erfreut sein, wenn du morgen zu mir kommen wirst.“ Am nächsten Morgen beschloß der bana mkubwa sich nach seiner Stadt zu begeben. Er nahm elf Soldaten mit sich. Sobald er ankam, sagte man ihm: „Falls du den Sultan sehen willst, steht dir das jeder Zeit frei.“ Darauf ging er mit seinen Soldaten hinein. Sie reichten einander die Hände und fragten nach dem Befinden. Der bana mkubwa wollte ihn gern photographieren, aber er weigerte sich beständig, denn er hatte zu große Angst. Alles Zureden half nicht, er willigte absolut nicht ein.

Schließlich kehrten wir ins Lager zurück. Von dort

aus schickte der **bana mkubwa** ihm bald darauf einen Boten zu mit der Nachricht: „Ich werde morgen weiter marschieren, verschaffe mir fünfundzwanzig Träger, die mir meine Lasten bis zum Flusse Kissaki bringen, denn von meinen Trägern sind viele entlaufen. Sei daher so gütig und gieb mir diese Leute.“ Kaum war die Nachricht beim Sultan angelangt, da kamen schon die fünfundzwanzig Träger und brachten die Lasten des **bana mkubwa** bis zum Flusse.

Wir überschritten den Fluß und gelangten in die Ortschaften von Kissaki, aber die Dörfer waren sehr klein. Die Nahrung der Bewohner besteht aus Bananen und ihre Kleidung aus Fellen bei Frauen und Männern, eine andere Kleidung kennen sie nicht.

Die Preise der Lebensmittel bei ihnen waren: Drei große Lasten Bananen für eine **upande**, und eine Ziege für eine **upande**.

Ihre Waffen bestehen aus Speeren. Ihren Gesichtern nach kann man sie für Somali halten. Auch in ihren Ortschaften ist absolut kein Brennholz aufzutreiben. Sie kochen mit getrocknetem Rindermist und trockenem Blätterwerk, sonst haben sie nichts.

Wir marschierten durch ihre Ortschaften und fragten nach ihrem Sultan, aber sie wichen Tag für Tag der Frage aus. Endlich nach Tagen gaben sie uns den Bescheid, daß ihr Sultan in der Nähe eines feuerspeienden Berges, der Kirunga heiße, sich angebaut habe. „Wenn ihr zu unserm Sultan wollt, so sagt jedem Oberhaupt der Ortschaften, die ihr passiert, „wir wollen einen Führer nach Kirunga“, dann werdet ihr unsern Sultan zu sehen bekommen.“

Unser Herr, Graf Götzen, hielt sich an die Worte, die sie ihm gesagt hatten. Wir marschierten weiter und erkletterten jeden Tag die Berge bis wir zu Mwanangwa, des Sultans Sohn, kamen. Diesen fragten wir, wo der Sultan wäre. Er verweigerte jedoch jegliche Auskunft. Man wollte den Sultan

ımlich vor uns verstecken, denn sie hatten Furcht, weil sie ›ch keinen Weißen wie den Grafen Götzen gesehen hatten.

Wir hörten nun von einem anderen Sohne des Sultans, amens Kawahehe, daß dieser uns zu ihm führen würde. Bir machten uns daher zu ihm auf. Als wir in seinem)orf ankamen, merkten wir sofort, daß wir unser Ziel rreichen würden, ohne ihn zu belästigen. Er schickte uns ebensmittel und zwar siebzig Lasten, ferner zwanzig Ziegen ınd acht Töpfe voll Bananenwein als Ehrengeschenk. Darüber errschte natürlich Freude.

Wir fragten nach den Preisen der Lebensmittel und erfuhren, daß die Hauptnahrung in Bananen, Bataten und Fleisch bestehe. In betreff der Preise hieß es: Sechs Lasten Bananen für ein upande und eine Ziege für ein doti. Kawahehe sagte alsdann zum bana mkubwa: „Es giebt auch sehr viel Elfenbein hier, und wenn du die Preise dafür hören willst — das Frasila, sehr gutes Elfenbein, kostet dreißig doti und geringeres fünfundzwanzig. Das sind die Preise hier bei uns.“ Darauf erwiderte ihm der bana mkubwa: „Wir sind nicht hierhergekommen um Elfenbein zu kaufen, wir sind nur gekommen, um uns euer Land anzusehen und Aufnahmen zu machen, das ist der Zweck unserer Reise. Ich möchte aber sofort Träger haben, die das Tragen gewohnt sind, um meine Lasten wegschaffen zu können.“ Kawahehe entgegnete: „Meine Leute können keine Lasten tragen, denn die Watussi sind gar nicht ans Lastentragen gewöhnt. Sei daher nicht böse, aber ich fürchte, daß sie deine Lasten wegwerfen könnten, und das ziemt sich nicht.“ Als dies der bana mkubwa hörte, entschloß er sich seine Lasten zu öffnen und seinen Leuten je ein gora[1]) als Verpflegung für neunzig Tage zu geben, um dadurch die Lasten zu verringern. Dies geschah dann auch.

Am dritten Tage beschlossen wir zum Flusse Mgesi zu

[1]) 30 Unterarmlängen Stoff.

marschieren. Als wir dort ankamen und alle wohlbehalten übergesetzt waren, trafen wir einen Sohn des Kigeri, des Sultans von Ruanda, namens Shirangawe. Seit wir Pangani verlassen hatten und mit diesen zusammentrafen, waren gerade sechs Monate verflossen. Er that uns sehr große Ehre an. Der bana mkubwa sagte ihm: „Wir sind schon seit vielen Tagen unterwegs von der Küste her, aber wir haben noch keine so große Stadt gesehen wie diese. Seit wir Ruanda betreten haben, fragen wir nach der Stadt deines Vaters, aber die Leute wollen es uns nicht sagen. Wie kommt das?“ Er antwortete: „Sie fürchten, daß es ihnen etwa zum Schaden gereiche, aber wenn du mit meinem Vater zusammenkommen willst, so werde ich dich bis zu ihm begleiten, damit du ihn sehen kannst.“ Diese Worte des Shirangawe erfreuten den bana mkubwa und alle seine Leute. So begleitete er ihn und in jedem Orte, den wir durchzogen, ging Shirangawe mit seinen Leuten voraus und brachte uns jeden Tag Ziegen und andere Lebensmittel. Als wir zum Flusse Nyavarongo kamen, sagte er: „Jetzt sind wir in der Nähe meines Vaters Kigeri.“

So hatten wir uns allmählich der Stadt genähert und lagerten nun ganz nahe dabei. Seinem Sohne Shirangawe gaben wir den Auftrag: „Sage deinem Vater, daß wir hier am Fuße seiner Stadt angekommen sind und mit ihm zusammentreffen möchten.“ Der Sultan ließ antworten: „Ich habe eure Botschaft vernommen, aber ihr habt keine Erlaubnis hier oben bei mir euer Lager aufzuschlagen, geht nur da und da hin. Ich werde schließlich kommen und euch aufsuchen.“ Als der bana mkubwa diese Antwort hörte, ward er sehr zornig, da es ihm so vorkam, als ob jener vielleicht dächte er fürchte sich vor ihm. Sofort sagte er daher zu seinen Soldaten: „Antreten, dann wollen wir zu ihm gehen, wir müssen es, die Träger und einige Soldaten bleiben hier zurück.“ Dann sagte er zu seinen Trommel-

hlägern Abdallah und Hamisi: „Schlagt die Trommeln, marschiert voraus, habt keine Furcht, euer Herr, Graf Götzen, geht mit euch, die Trommeln sollen ertönen bis in seine Stadt, bis in seinen Hof hinein.“ Er ging also zu ihm hinein und sagte zu seinem Vezier: „Saget eurem Sultan, ich will ihn sprechen, ich muß unbedingt jetzt mit ihm zusammenkommen, bringt ihm diese Nachricht.“

Darauf machte sich der Vezier auf, um dem Sultan zu verkünden, der Europäer ist hierher gekommen, er will sofort eine Zusammenkunft mit dir haben. Er ließ antworten: „Ich werde kommen.“ Bald darauf erschien er, und sie reichten einander die Hände. Dann begehrte er die Nachrichten von der Küste zu wissen, und der Sultan erzählte ihm manches aus dem Innern.

Später fragte ihn der **bana mkubwa** nach dem Feuer speienden Berge. Er erwiderte: „Den giebt es, aber es ist sehr weit.“ Graf Götzen sagte: „Ich muß unbedingt hin und mir dies Feuer ansehen. Ich möchte, daß du mir Leute besorgst, die mir den Weg dorthin zeigen können.“ Er antwortete: „Ich habe verstanden, aber ruhe dich zunächst aus, wir werden uns später wiedersehen und dann über diesen Berg noch sprechen.“ Dann wies er uns einen Lagerplatz an, und wir lagerten in der Nähe seiner Stadt. Er erwies uns nun sehr viel Ehre und schickte uns eine Menge Ziegen und sonstige Lebensmittel.

Am dritten Tage schickte er Nachricht: „Morgen früh komme ich zu dir ins Lager, um mich nach deinem Befinden zu erkundigen.“ Unser Herr ließ ihm antworten: „Ich habe deine Botschaft gehört und werde sehr erfreut sein, wenn du morgen zu mir kommen wirst.“ Am nächsten Morgen um 9 Uhr hörten wir ein heftiges Trommeln und fragten: „Was giebt es da?“ Man antwortete uns: „Sultan Kigeri kommt.“ Sogleich trat der **bana mkubwa** heraus, um ihn zu begrüßen. Nachdem sie einander die

Hände gereicht, begaben sie sich in das Zelt des bana mkubwa. Dort fragten sie einander nach allem möglichen, jeder gab dem andern Bescheid, und beide waren sehr vergnügt.

Schließlich verlangte der bana mkubwa dreißig Träger von ihm, um seine Lasten bis zum Feuer speienden Berge zu bringen. Er aber sagte wie schon zuvor: „Gieb mir Geschenke von der Küste, ich werde dir welche aus dem Innern geben und die Träger, welche du wünschest — selbstverständlich.“ Der bana mkubwa erwiderte ihm jedoch: „Es ist nicht Sitte bei uns, daß wir im Voraus bezahlen, gieb mir die dreißig Träger, ich will sonst nichts von dir. Wenn du mir den Gefallen nicht thun willst, bin ich sehr unzufrieden mit dir.“ Der Sultan antwortete ihm: „Gieb mir erst Geschenke von der Küste, was du willst.“ Der bana mkubwa willigte jedoch nicht ein. Darauf wurde der Sultan sehr ärgerlich, ging seiner Wege und sagte: „Wenn du mir nicht zuerst etwas giebst, gebe ich dir auch nichts. Dann kannst du zur Küste zurückkehren, denn dahin, wo du hin willst, wirst du dann niemals kommen, sondern ich werde dir Leute geben, die dich zur Küste zurückbringen.“ Als der bana mkubwa solches hörte, ward er sehr zornig und sagte: „Wenn du mir nicht dreißig Träger geben willst, werde ich selbst mit meinen Soldaten hingehen und sie mir greifen, damit ihr eigener Sultan mich kennen lernen soll, nämlich daß ich der Herr bin.“

Darauf war alles ruhig. Am Abend ließ unser Herr mit Pulver gefüllte Raketen anzünden, die sehr hoch in die Höhe gingen. Er that dies, um seinen Leuten Freude zu bereiten. Als der Sultan das Feuer sah, bekam er Angst und glaubte, man wolle ihm seine Stadt in Brand stecken. Sofort schickte er einen seiner Leute, um dem bana mkubwa sagen zu lassen: „Zünde keins mehr von diesem Feuer an und stecke uns unsere Häuser nicht in Brand. Was diese

:räger anbetrifft, so werden sie morgen bei dir sein — ohne llen Zweifel.“ Als der bana mkubwa diese seine Worte örte, war er sehr erfreut, sah aber zugleich, daß diese Eingeborenen doch wirklich dumme Leute sind.

Am nächsten Morgen schickte er vierzig Träger und wanzig Ziegen. Unser Herr war vergnügt und sagte: „Jetzt werde ich dir auch Geschenke von der Küste geben.“ lls er diese erhalten, gab er uns noch einen Führer, der uns zum Feuer speienden Berge bringen sollte.

Sobald wir diesen erreicht hatten, sagte unser Herr: „Ich will ihn besteigen und mir ihn genau ansehen.“ Er tieg hinauf und marschierte von ein Uhr bis zwölf Uhr, dann langte er erst oben an. Zwei Krater erblickte er hier, einen großen und einen kleinen, aus denen viel Feuer hervorquoll. Er entdeckte viel Wunderbares dort oben. Schließlich kehrte er zurück und gab seinen Leuten Auskunft über die Thätigkeit dieses Vulkans und die großen Wunder, die er oben gesehen hatte. Der Name des Berges ist Kirunga, wie ihn die Eingeborenen nennen.

Darauf brachen wir auf, um nach dem Kivu zu marschieren und uns den See anzusehen. Wir fanden einen sehr großen See vor. Drei Tage lagerten wir hier, um alles Beachtenswerte in Augenschein zu nehmen. Die Leute daselbst waren sehr feige und menschenscheu und liefen vor uns fort. Als wir ihnen sagten „wir wollen mit niemand Krieg, wir sind nur hierhergekommen, um uns den Kivu-See anzusehen“, kamen sie schließlich ins Lager und verkauften uns Lebensmittel. Dieselben bestanden aus Mehl, Hirse, Honig und Ziegen. Für ein doti erhielten wir Nahrung für acht Tage und eine Ziege kostete auch nur ein doti. Ihr doti rechnen sie zu acht Unterarmlängen. Ein Topf Honig kostete eine upande und die upande gilt bei ihnen vier Unterarmlängen.

Am dritten Tage erschienen die Eingeborenen plötzlich

in der Nacht und schossen auf uns mit Pfeilen. Sie trafen einen von unsern Trägern. Sobald das die Diener des bana mkubwa, die Somali, merkten, schossen sie wieder, worauf jene davonrannten. Es waren ihrer sehr viele, die gekommen waren, aber sie wurden von nur wenigen in die Flucht geschlagen. Als wir unsere Gewehre in Ruhe gebracht hatten, schauten wir nach und fanden sechs tote Eingeborene, während von uns nur ein Träger durch einen Pfeilschuß verwundet war.

Am nächsten Morgen brach bana Prittwitz auf, um ihren Häuptling zur Rechenschaft zu ziehen, ob der Überfall von ihm herrühre oder von wem sonst? Schon auf dem Marsche dorthin, begegnete er ihrem Häuptling, der dem bana mkubwa Aufklärung über den Überfall in der Nacht geben wollte. Er berichtete: „Von dem Überfall, der in der Nacht stattgefunden, habe ich keine Ahnung, erst am Morgen habe ich davon erfahren. Und ich sagte mir, vielleicht denkt der bana mkubwa, daß ich den Krieg herbeigeführt habe, deshalb will ich zu ihm gehen und ihm mitteilen, daß ich mit der Sache nichts zu thun habe. Wenn jemand gefallen ist, so schadet's nichts, die Betreffenden haben es ja selbst so gewollt."

Darauf kehrte bana Prittwitz mit dem Häuptling der Eingeborenen zum Lager zurück. Dieser sagte zum bana mkubwa: „Ich trage keine Schuld an dem, was gestern Nacht passiert ist, sei mir daher nicht böse, ich hatte keine Ahnung davon." Der bana mkubwa erwiderte: „Es macht nichts weiter, denn es ist niemand von uns gefallen, aber sie haben einen guten Denkzettel bekommen." Dann sprachen beide noch über die Verhältnisse an der Küste. Schließlich brachen die Eingeborenen auf, brachten aber bald darauf 3 Ziegen und eine besonders für den bana mkubwa. Sie erhielten von ihm ein Geschenk dafür. Danach nahmen sie Abschied und zogen ihrer Wege. Zuvor sagte der bana

kubwa dem Häuptling noch: „Morgen marschiere ich weiter, um mir einen anderen Berg anzusehen, ich möchte nen Führer von dir.“ Er gab ihm einen und wir arschierten ab. Hier waren wir ans Ende von Ruanda elangt.

Nach einem zweistündigen Marsche durch Steppe gelangten wir in einen Ort namens Uyungu. Die Eingeborenen hier haben die Sitte die Zähne zu feilen. Ihre Kleidung besteht aus einem Lendentuch, wie die Banyanen es tragen. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Bananen, sonst giebt es kaum etwas anderes.

Wir zogen weiter und suchten nach Ortschaften, die Lebensmittel hatten. Nachdem wir sechs Tage durch die Steppe gezogen, fanden wir ganz kleine Dörfchen, aber es waren keine Menschen zu sehen. Die wenigen, die noch da gewesen, waren geflohen. Sie waren von den Massai nämlich geschlagen worden. An Lebensmitteln gab es gar nichts außer sehr wenig Bananen, die noch dazu recht klein waren. Wir waren in großer Besorgnis über den Mangel an Proviant und fragten: „Was sind das für Ortschaften?“ Man sagte uns: „Es sind Dörfer der Landschaft Utembe, deren Einwohner meist von den Massai getötet wurden, nur vereinzelte sind übrig geblieben.“ Da fand der bana mkubwa keinen anderen Ausweg, als schleunigst andere Ortschaften aufzusuchen, in denen Lebensmittel zu finden waren.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit dieses Landes sind die vielen Berge, sie sind gar nicht zählbar, so viele sind ihrer.

Wir marschierten nun in der Mwanzi-Steppe drei Tage lang. Schließlich trafen wir auf Bewohner des Landes, die Watembe. Wir erhielten sehr viele Lebensmittel von ihnen, aber nur Bananen, die ihre Hauptnahrung bilden. Sie haben weder Ziegen noch Hühner noch sonst

etwas. Sie essen aber Menschenfleisch, es sind scheußliche Menschen. Eiserne Waffen kennen sie nicht, sie fertigen ihre Pfeile und Speere aus Holz, das sind ihre Waffen. Kleider kennen sie auch nicht, sie zerstampfen nur Baumrinde und machen sich daraus Stoffe. Diese tragen sie ganz nach Banyanen-Art. Ihre Zähne sehen aus wie Hundezähne. Sie sind fast alle korpulent und haben sehr viele Narben als Stammeszeichen. Wenn man in ihre Dörfer kommt, sieht man ihre Frauen niemals, sondern nur die Männer. Das ist es, was von den Watembe zu sagen ist.

Schließlich baten wir sie noch um einen Führer, der uns den Weg nach einer Niederlassung von Küstenleuten zeigen sollte. Sie gaben uns zwei gute Leute. Nun bestimmte der bana mkubwa: „Diese beiden Leute, unsere Führer, werden mit dem Aufseher Abdallah vorausmarschieren. Drei andere Leute sollen Zeichen in die Bäume hauen, um den Weg zu markieren, wir werden dann diesen Zeichen folgen. Da ich gehört habe, daß vor uns Küstenleute wohnen, möchte ich, daß Abdallah vorn marschiert, denn er ist Araber und wenn seine Namensbrüder, die Araber, ihn sehen, werden sie einander benachrichtigen, daß der Europäer nur gekommen ist, um die Länder zu durchstreifen, sich die Ortschaften anzusehen und Aufnahmen zu machen."

Er wählte nun Abdallah, die beiden Führer und drei Soldaten aus, welche die Zeichen machen sollten, und sie marschierten voraus. Am nächsten Tage folgte die Karawane. Sieben Tage lang marschierten wir durch Steppe ohne Ortschaften zu sehen, nur hin und wieder fanden wir einige Bananen. Als wir aber in die Dörfer der Küstenleute einzogen, war die Freude groß. Herr Graf Götzen und der Chef derselben, dessen Namen bei den Eingeborenen Senga war, in Wirklichkeit aber Kawareware hieß, trafen bald zusammen. Sie nahmen uns sehr freundlich auf zur größten Freude unseres Herrn für die vielen erlittenen Strapazen.

In diesem Orte wehte die belgische Flagge. Der **bana** **kubwa** sagte ihnen: „Ich will eure Flagge salutieren.“ ie antworteten: „Wir sind sehr erfreut darüber.“ Sofort efahl er seinen Soldaten: „Antreten, wir wollen die lagge salutieren.“ Sie stellten sich auf und gaben zweimal euer als Flaggensalut.

Dann wies man uns einen Platz zum lagern an. Der **ana mkubwa** sagte: „Wir wünschen, daß deine Leute inen Markt hier errichten, damit meine Träger Lebensmittel aufen können, denn es ist ihnen sehr schlecht ergangen.“ Sofort befahl er den Leuten der Stadt einen Markt einzurichten, was auch sogleich geschah, so daß unsere Leute genügend Lebensmittel kaufen konnten.

Ihre Preise waren: Vier Hühner für ein doti, zwei für eine upande, dreißig pishi Reis für zwei doti. Aber die Ziegen waren sehr teuer, eine kostete sechs bis acht doti. Bananen erhielt man acht Lasten für ein doti. Das Frasila Elfenbein kam zehn oder elf doti. Ihre Gebrauchsgegenstände waren: Für sich selbst, die Küstenleute, Stoffe und für die Eingeborenen sehr dicke Perlen oder auch Stoffe, jedoch nahmen sie diese nicht so gern wie Perlen.

Wir ruhten fünf Tage in dieser Stadt aus. Sie wollten uns immerfort Elfenbein verkaufen. Der Herr Graf sagte ihnen: „Ich will kein Elfenbein, ich bin nicht des Handels wegen hierher gekommen, sondern will Aufnahmen machen, mir dies Land und seine Bevölkerung ansehen und mich über die Ortschaften informieren.“ Und weiter sprach er zu ihnen: „Ich habe einen neuen Weg eingeschlagen, wenn ihr zur Küste gehen wollt, so habt keine Furcht, ich habe euch den Weg vorgezeichnet, es ist ein sehr guter Weg.“ Sie antworteten: „Wir wollen uns mit unsern Freunden beraten und wenn wir genügend Elfenbein gesammelt haben, denselben Weg nehmen, den du gekommen bist.“ Der **bana mkubwa** wurde sehr erfreut durch die

Worte, welche sie sprachen. Er sagte zu ihnen: „Wir wollen zu den Europäern, die, wie wir hören, dort vor uns wohnen und bitten euch uns dorthin zu führen.“ Sie erwiderten: „Es ist wahr, dort wohnen Europäer, aber sie sind nicht von deinem Stamme, sie gehören dem Stamme der Belgier an. Wir haben nur die Nachricht vernommen, denn wir haben sie noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wir können keine Beschreibung von ihnen geben, aber wir werden euch bis Kirundu bringen bis zum Flusse Rugarama. Wir hören, daß dort Europäer wohnen.

Schließlich sagte der **bana mkubwa**: „Ich möchte einen Führer haben, der mich bis Kirundu bringt.“ Sie gaben ihm zwei Führer. Er machte sich also auf, um diese Europäer, von denen uns gesprochen worden war, aufzusuchen. Wir zogen immer weiter und kamen durch ganz kleine Dörfer, bis wir schließlich bei Mwinyi Mzinga anlangten, bei dem wir erst genügend Lebensmittel wieder vorfanden. Dort blieben wir zwei Tage zur Verproviantierung für die Weiterreise, dann verließen wir diesen Ort.

Wir marschierten nun acht Tage lang durch Steppe, ohne andere Nahrung zu finden als Batatenkraut, **tembere** genannt. Wir litten sehr große Qualen. Jeden Tag liefen uns einige Träger weg, andere starben in Folge der Beschwerden, die der Mangel an Lebensmitteln mit sich brachte. Schließlich sprach unser Herr: „Jetzt giebt es keinen andern Rat als zu handeln, schlachtet meine Esel, denn meine Träger leiden großen Hunger. He da, ihr Aufseher, überlegt euch, was am zweckmäßigsten ist für die Träger und gebt mir so schnell als möglich Nachricht.“ Die Aufseher gingen hin und berieten sich mit ihren Trägern. Einige antworteten, „wir wollen die Esel schlachten,“ die meisten jedoch „wir wollen nicht, wir wollen aushalten, es macht nichts, vielleicht bekommen wir von heute bis morgen einen Ort zu Gesicht, der Lebensmittel genug hat, dann wird uns allen geholfen sein.“

Die Karawane brach also von neuem, so schnell sie iarschieren konnte, auf, um den Lebensmitteln entgegen zu ilen. Am dritten Tage kamen wir an einem sehr großen und eißenden Strome, Ruvuto genannt, vorbei. Als wir denselben iberschritten hatten, konnte keiner vor Hunger mehr weiter. Hier war es denn auch, wo wir ein wenig Nahrung fanden. Die Leute selbst hatten jedoch nichts als Bananen, sonst hatten sie keine anderen Lebensmittel. Wir blieben zwei Tage daselbst und ruhten uns aus.

Am dritten Tage brachen wir auf und marschierten bis zu Sishenyongo. Wir lagerten zweimal, dann langten wir an einem Orte an, wo wir reichlich Verpflegung vorfanden. Alle waren sehr erfreut darüber. Am nächsten Morgen zogen wir weiter und kamen in eine andere Stadt zum Mzee Bendera. Am nächstfolgenden Tage langten wir bei Biro Mzungu an. Das war die letzte der Ortschaften der Küstenleute.

Im Laufe des zehnten Monats langten wir an den Fluß Rugarawa. Wir setzten mit Einbäumen auf das andere Ufer über, wo sich die Belgier angebaut haben. Ihre Stadt heißt Stanleyfalls. Hier endigte der Fußmarsch des Grafen Götzen.

Wir fuhren nun sechs Tage lang in Einbäumen bis Kisingitini, bis wohin die Flußdampfer fahren. 24 Tage warteten wir hier auf einen Dampfer. Schließlich kam er. Wir gingen an Bord, setzten unsere Reise immer tagsüber fort und legten in den Städten der Europäer an. Unsere Lager schlugen wir dann gewöhnlich in ihren Städten auf. Nach fünfzehn Tagen Dampferfahrt gelangten wir in eine Stadt, deren Name ich vergessen habe[1]). Weiter fuhren die Dampfer nicht, da es hier sehr gebirgig ist und sie die Flüsse nicht passieren können. Die Stadt selbst ist sehr groß und viele Europäer wohnen dort. Aber eine sehr große

[1]) Der Erzähler meint wohl Matadi.

Unannehmlichkeit giebt es dort, nämlich ganz kleine Fliegen, die den Menschen sehr quälen. Außerdem hatten wir sehr viel unter Magenerkrankungen zu leiden. Wir blieben drei Tage, um auszuruhen, fanden aber keine andere Verpflegung, als **kivundi**-Maniok und noch eine andere Art Maniok, woraus man Brote machen kann, die **vikwanga** genannt werden.

Wir brachen abermals auf und marschierten sechzehn Tage lang durch Städte der Europäer und Ortschaften der Congo-Eingebornen, bis wir nach Kitambe kamen. Hier hatte unsere Reise zu Fuß ihr Ende erreicht. Dort war eine sehr große Stadt mit Eisenbahn und Dampfern und sehr vielen Läden, voll der schönsten Sachen, die sehr billig zu kaufen waren.

Hier blieben wir sieben Tage. Dann bestiegen wir einen kleinen Dampfer und fuhren nach Banana, das am Meere liegt. Von Kitumbe gebraucht man sechs Stunden bis Banana, dem Sitze des belgischen Gouverneurs und eines englischen Consuls. Auch hier in der Stadt Banana hatten wir sehr viel Erkrankungen des Magens zu verzeichnen und eine Menge Sandflöhe waren dort.

Schließlich wurden wir in einen großen Dampfer verladen, um nach Zanzibar zurückzukehren, während unser **bana mkubwa** Graf Götzen und Herr Prittwitz nach Europa fuhren. Wir waren fünfundzwanzig Tage auf See bis wir in Zanzibar landeten. Von sechshundert und sechzig Leuten, die wir von der Küste ausgezogen waren, waren noch hundertundsechzig übrig geblieben, nicht mehr. Das ist das Ende der Reise des Herrn Grafen Götzen.

Mitteilungen über das Land Uzaramu
nebst
Sitten und Gebräuchen der Wazaramu

zusammengestellt von

Mtoro bin Mwenyi Bakari.

Ich, der Schreiber dieser Mitteilungen, bin in Dunda, das in der Nähe von Bagamoyo liegt, aber zur Landschaft Uzaramu gehört, geboren. Meine Kindheit habe ich daselbst verlebt. Als ich herangewachsen war, wohnte ich meist in Bagamoyo, kehrte aber sehr häufig nach Dunda zurück, blieb 2 bis 3 Monate dort und kam dann wieder nach Bagamoyo. So blieb ich in steter Berührung mit den Wazaramu und eignete mir alles, was ich über ihre Sitten und Gebräuche erfuhr, an. Manches hörte ich von meinen Eltern später in Bagamoyo, das meiste aber lernte ich durch meinen häufigen Aufenthalt in Dunda. Ich will nun im Folgenden alles niederlegen, was ich über die Wazaramu weiß, mit dem Wunsche, daß die, welche meine Worte lesen oder hören, Gefallen daran finden, und Gott ihnen Freude bereiten möge und ihnen die Galle der Bitterkeit von ihrem Herzen nehme.[1])

Zunächst will ich über die **pazi**[2]) berichten und darauf eingehen, wie sie bei den Wazaramu früher und jetzt die Gerichtsbarkeit handhabten. Danach werde ich eine Schilderung aller Sitten und Gebräuche der Wazaramu, wie sie mir bekannt sind, folgen lassen.

---

[1]) Daß ihnen meine Aufzeichnungen gefallen mögen. [2]) Dorf- oder Landes-Ältester.

Das Land Uzaramu.

Von jeher hat das Land den Wazaramu gehört. Seit sie in diesem Lande von den ältesten Zeiten her die Herrschaft ausgeübt haben, hat niemand ihnen ihr Gebiet streitig gemacht. Von Anfang an haben sie es sich zur Regel gemacht, ihre Ländereien nicht zu verkaufen, sondern diese bleiben in ständigem Besitze der **pazi** und ihrer Leute. Wenn ein Fremder kommt, um ein Stück Land zu mieten, so lassen sie es ihm, aber sie knüpfen ihre Bedingungen daran und sagen ihm: „Wir wollen dir das Land geben, damit du nach deinen Kräften und Bedarf Getreide und Früchte aller Art pflanzen kannst, aber Kokospalmen darfst du keine aussetzen, denn um diese kommt es nur zu oft zu Klagen. Wenn du nämlich stirbst, kommen deine Verwandten und fordern von uns die ganze Pflanzung, und das ist der Grund, weshalb das Pflanzen von Kokosbäumen nicht erlaubt ist."

Vor etwa 25 Jahren wollten die **jumben** (Dorfältesten) von Bagamoyo die Pflanzungen von Kivumo in der Nähe von Bagamoyo verkaufen. Der Handel war bereits abgeschlossen, es fehlte nur noch die Ausfertigung des Kaufbriefes durch den verstorbenen Wali (Bürgermeister) **shekh Nasur**. Die **pazi** bekamen Kunde davon, daß die Pflanzung Kivumo verkauft worden, und daß am folgenden Tage der Kaufbrief geschrieben werden sollte. Sie schickten sofort jemand zum **shekh Nasur** und ließen ihm sagen: „Stelle keinen Kaufbrief über die Pflanzung, welche die **jumben** verkaufen wollen, aus." Gleichzeitig hatten sich alle **pazi** vereinigt und sich zum Kampfe gerüstet. **Shekh Nasur** erfuhr plötzlich, daß sie im Anmarsch seien. Er fragte bestürzt: „Wie kommt denn das?" Man antwortete ihm: „Die Veranlassung ist der Verkauf von Kivumo." Darauf ließ **shekh Nasur** die **pazi** rufen. Als sie kamen, fragte er sie: „Was soll denn das heißen, daß ihr euch mit den **jumben** schlagen wollt?"

.e erwiderten: „Wir sind die Männer und jene sind
:auen, wie kommen sie dazu unser Land zu verkaufen ohne
ıs zu fragen!" Shekh Nasur machte darauf den Verkauf
ckgängig und stellte so den Frieden wieder her.

Bericht über die pazi.

In den frühesten Zeiten gab es noch nicht viele pazi.
n Sungwi war einer vom Stamme Mumtonga, dessen
ıerrschaft von Sungwi bis Daressalam reichte. In Yombo
ıß der pazi Mazongera. In Dunda war der pazi Magu-
ika vom Stamme Mzerekera und seine Macht reichte herab bis
Nbweni. Dort saß ebenfalls einer, der pazi Gogo la
Nsiga, der auch dem Stamme Mzerekera angehörte und mit
Magubika von einer Mutter stammte. Dies sind die be-
anntesten pazi aus früheren Zeiten, während es jetzt deren
›iele giebt.

In Kitopeni sitzt der Senior derselben, der pazi Kwembe.
In Yombo ist ein Mazongera. Der pazi von Dunda ist
im vergangenen Jahre gestorben, ohne daß bisher ein Nach-
folger bestimmt wurde. In Usako herrscht der pazi Pandukizi,
in Mbwawa der pazi Madenge und in Tondo der pazi
Ugoko wa Nyani. In Buma war ein pazi Mkungwipara,
der kürzlich gestorben ist. Mlingotini wird von dem pazi
Kumvi la Moto verwaltet. Dies sind die pazi aus neuester
Zeit, aber die, welche wir früher genannt haben, sind berühmter.

Der Amtsantritt eines pazi.

Wenn ein pazi sein Amt antreten will, hat er sich zu-
nächst mit seinem Onkel oder seinem Bruder ins Einver-
nehmen zu setzen.[1]) Sind diese einverstanden, so antworten
sie ihm: „Du bist der Geeignete für die Würde eines pazi,
aber zuvor gieb uns unser mnongono." Damit wollen sie

[1]) Wenn ein pazi gestorben, folgt der ältere Bruder desselben,
oder falls dieser nicht will, der nächste Bruder. Sind keine Brüder
da, so folgt der Onkel. Hinterläßt der Verstorbene keine Nachkommen,
so wird aus einem der befreundeten pazi-Geschlechter einer gewählt.

sagen, daß er ihnen irgend etwas geben solle. Er giebt ihnen nach Vermögen, ob es nun zehn oder zwölf Realen[1] sind. Damit ist die Sache eingeleitet.

Bruder und Onkel gehen nun ihrer Wege und machen allgemein bekannt, daß der So und So **pazi** werden will. Etwa ein Jahr später läßt der betreffende die beiden zum zweiten Mal rufen und sagt ihnen: „Im nächsten Jahre will ich mein Amt antreten.“ Sie antworteten ihm: „Ganz wie du willst, das mnongono haben wir empfangen, nunmehr wünschen wir die weiteren üblichen Geschenke, denn du bist jetzt schon gewissermaßen pazi, und obwohl du jünger bist als wir, grüßen wir dich und nehmen die Mütze vor dir ab.“ Er wird ihnen natürlich die herkömmlichen Geschenke geben.

Sofort begeben sich die beiden zu den höchsten pazi, um ihnen die Nachricht zu bringen, daß der So und So im nächsten Jahre sein Amt als pazi antreten möchte. Diese verlangen nun ihrerseits Geschenke und sagen: „Früher, als junger Mann, begrüßte er uns und zog die Mütze vor uns, jetzt thut er das nicht mehr, sondern wir werden uns nunmehr die Hände reichen — dafür hat er uns unbedingt unser übliches Geschenk zu machen.“ Sofort überbringen sie ihm diese Antwort der pazi, und darauf giebt er ihnen Geld für die pazi und deren Veziere, die sämtlichen Würdenträger der pazi und die angesehensten Stammesoberhäupter. Schließlich kommt auch noch ein Bote, der von Groß und Klein aus dem betreffenden Orte geschickt wird, um für diese das übliche Geschenk zu erbitten. Auch sie erhalten etwas. Wenn er ihnen nichts giebt, grüßen sie ihn nicht mit Ehrerbietung.

Wenn alle ihre Geschenke erhalten haben und es allen bekannt gegeben ist, schickt der pazi kurz vor der angegebenen Zeit Nachricht umher, daß in dem und dem Monat der neue

[1]) Ein Reale etwa = 2,70 Mk.

ızi sein Amt antreten wolle. Ist der Zeitpunkt näher ge-
ıckt, so wird in allen Häusern seiner Leute pombe (Bier)
:reitet. Wenn alle Leute am Tage der Amtseinführung
ısammen gekommen sind, wird der neue pazi ins Haus
ebracht, und seine Beziere falten ihm den Turban oder
:tzen ihm eine Mütze mit Löwenkrallen behangen auf und
nterrichten ihn in allem, was seine neue Würde mit sich
ringt. Ist das beendigt, so tritt er heraus in den
Vorraum, wo sich das Volk versammelt hat, begrüßt die
pazi und läßt sich von den übrigen Bezieren huldigen. Nun
ommen seine Stammesgenossen und verlangen ihr übliches
Geschenk. Auch sie erhalten es. Darauf setzen sie ihn auf
eine Bettstelle und neben ihn eine Sklavin, die einen Regen-
schirm hält. Diese muß jedoch eine im Lande geborene
Sklavin sein. Sie tragen ihn nun auf dieser Bettstelle
überall umher, singen dabei und schießen vor Freude ihre
Flinten ab. Schließlich bringen sie ihn wieder nach Hause
zurück, und er begiebt sich nunmehr ins Haus, das er sieben
Tage lang oder einen vollen Monat nicht verläßt.

Wenn der pazi nach beendeter Amtseinsetzung zu Hause
ist, sitzt er gewöhnlich auf einer Matte, die nicht ganz auf-
gerollt daliegt, sondern einmal übereinander gelegt wird.
Sie wird die Matte des pazi genannt. Ein anderer, der
nicht pazi ist, darf niemals auf dieser Matte sitzen. Ebenso
darf einer, der nicht die Würde eines pazi hat, in der Vor-
halle nicht auf einem Löwen- oder Leopardenfell sitzen. Wenn
er dabei betroffen wird, sind die pazi sehr ärgerlich. Dies
der Bericht über die Einsetzung eines pazi.

Der pazi und der jumbe in ihrem Verhältnis zu einander.

Wenn diese Leute zusammenkommen, so sitzen der pazi
und auch der mwene, wie der Häuptling in Udoe und Uzigua
genannt wird, auf Stühlen, während für die jumben Matten
auf die Erde hingelegt werden, auf denen sie sitzen. Der pazi

und der jumbe dürfen sich jedoch nicht von Angesicht zu Angesicht sehen. Geschieht das, so stirbt entweder der jumbe oder der pazi. Auch in Udoe sehen einander der mwene und mwekambi, wie die jumben dort genannt werden, nicht an. Thun sie es doch, so stirbt einer von beiden. Wenn sie zusammenkommen müssen, z. B. bei einer öffentlichen Beratung, so wird ein Vorhang zwischen beiden befestigt und der pazi sitzt auf der einen und der jumbe auf der anderen Seite. Sie können mit einander sprechen, aber sie sehen sich nicht. Der pazi und der mwene dürfen einander sehen, ebenso der mwene und der jumbe oder der pazi und der mwekambi, das schadet ihnen nichts. Diese Vorschriften hielten sie in früheren Zeiten sehr gewissenhaft inne. Jetzt geschieht es auch noch, aber doch mehr aus Geringschätzung, da der eine den andern gern von oben ansieht.

Die Begrüßung des pazi.

Wenn ein pazi und ein mwene beisammen sind, so begrüßt man zuerst den pazi und darauf den mwene. Bei der Begrüßung des pazi nimmt man die Mütze ab und wenn man Sandalen trägt, legt man auch diese ab. Hat man einen Stock, Messer, Schwert oder Flinte bei sich, oder auch nur einen von diesen Gegenständen, so muß man ihn zur Erde legen, dann bis in die Nähe des pazi gehen, niederknieen und „simbamwene“ (Herr der Löwen) sagen. Er antwortet darauf mit einem langgezogenen „a“! Will man jedoch einen mwene auch begrüßen, so geschieht dies ebenso. Hat man Waffen bei sich, so legt man sie gleichfalls alle ab, aber gewöhnlich wird der mwene von den Leuten überhaupt nicht weiter begrüßt, sondern hauptsächlich nur von seinen Vezieren und anderen Würdenträgern. Wenn die anderen Leute zum mwene gehen, begrüßen sie ihn weiter nicht, sondern setzen sich gleich hin.

Die Beschäftigung des pazi.

Früher wenn der pazi sein Amt angetreten hatte, lag

die Gerichtsbarkeit ganz in seinen Händen. Ein Mord oder ein Diebstahl und Klagen jeder Art waren ganz und gar einem Richterspruche verfallen. Ein Mann, der getötet hatte, wurde ebenfalls getötet. Ein Dieb wurde gezwungen Strafe zu zahlen. Beim Ehebruch hatte der Ehebrecher Buße zu zahlen u. s. w.

Die nächste Beschäftigung des pazi besteht im Feldbau. Er und seine Leute bestellen die Felder. Sind diese groß, so werden die Stammgenossen aufgefordert ihm zu helfen. Dafür bewirtet er sie mit pombe[1]) und giebt ihnen zu essen. Früher waren die Pflanzungen des pazi und deren Ertrag gewissermaßen Nationaleigentum. Kam jemand hungrig daran vorbei und sah etwas in der Pflanzung, das ihm gefiel, so durfte er sich's nehmen, man verweigerte es ihm niemals.

Ebenso wenn man im Hause des pazi seinen langen Stock sah, diesen mitnahm und ihn einem wohlhabenden Manne zeigte mit der Angabe, daß dies der Stock des pazi sei und mit der Absicht so und so viel Geld darauf zu borgen — so bekam man es. Erfuhr der pazi später, daß sein Stock für so und so viel Realen bei dem So und So verpfändet worden, so schickte er das Geld hin, um seinen Stock, der zugleich ein Zeichen seiner Würde ist, wieder zu bekommen. Er war sogar niemals darüber aufgebracht. Diese Gebräuche existierten bei den pazi in früheren Zeiten, da sie vermögend waren, während die jetzigen dazu nicht mehr im Stande sind.

Wenn der pazi nach Erledigung seiner Geschäfte zu Hause sitzt, beschäftigt er sich meist mit dem Zurichten von Palmblättern und dem Flechten kleiner Körbchen, denn wenn er dasitzen sollte ohne Arbeit in Händen zu haben, so würde er sich wie gelähmt vorkommen.

---

[1]) Bier.

Über die Gerichtsbarkeit bei den Wazaramu früher und jetzt.

Bestrafung eines Diebes.

Wenn früher ein Dieb beim Diebstahl von Feldfrüchten wie Maniok oder Hirse betroffen wurde, so durfte der Eigentümer des Feldes ihn nicht schlagen. Er ergriff vielmehr den Dieb, band ihm die Hände, nahm die abgerissenen Früchte als Beweisstücke mit und übergab ihn dem **pazi**. Dieser fragte ihn: „Warum hast du gestohlen?“ Der Dieb antwortete gewöhnlich: „Ich habe gestohlen, weil ich Hunger hatte.“ Das Urteil des **pazi** lautete nun auf Zahlung. War er zahlungsfähig, so hatte er 2 Rupie zu zahlen, im anderen Falle wurde er eingesperrt. Seine Haft bestand darin, daß er tagsüber in der öffentlichen Gerichtshalle untergebracht wurde, während er Abends fortgehen konnte.

Hatte er einen wertvollen Gegenstand gestohlen, so ergriff man ihn, fesselte ihn und brachte ihn mit dem gestohlenen Gegenstand zur Gerichtshalle des **pazi**. Sobald er zugab, der Dieb zu sein, oder alle Anzeichen eines Diebstahls vorhanden waren, bestrafte ihn der **pazi**, den Wert des gestohlenen Gegenstandes zu zahlen. Konnte er nicht zahlen, so wurde er festgesetzt und zwar wurde ihm ein Holzkloß an den Hals gelegt. Falls er eine Pflanzung besaß, wurde diese verkauft und der Ertrag nach Abschätzung der gestohlenen Gegenstände dem Bestohlenen eingehändigt. So lauteten die Urteile von früher.

Wenn jetzt ein Dieb von dem **pazi** verurteilt worden ist Strafe zu zahlen und er zeigt sich widerspenstig und will nicht bezahlen, so werden der Dieb, der Bestohlene und alle Zeugen nach dem zuständigen Bezirksamt geschickt und dort von dem Europäer gerichtet. So ist die Gerichtsbarkeit heute.

Bestrafung wegen Körperverletzung.

Wenn früher sich Leute schlugen und einer dem andern ıe schwere Verletzung beibrachte, so wurde der Thäter sofort griffen und zum pazi geschleppt. Dort wurde er gefragt: Warum hast du deinen Mitmenschen geschlagen?" Vielleicht :stand er sofort und gab den Grund des Schlagens an. eugnete er jedoch und sagte „ich habe ihn nicht geschlagen", wurden Zeugen herbeigeholt, und damit war er über- ihrt. Vielfach wollten die Verwandten des Verletzten, aß der Thäter auch geschlagen werde, aber darauf ging er pazi nicht ein, sondern bestrafte ihn damit, dem Be- chädigten Schmerzensgeld zu geben. War der Übelthäter ırm, so wurde er sieben Tage lang an einen Holzklotz ge- unden und dann wieder freigelassen.

Wenn jetzt einer dem andern eine schwere Körperver- letzung zugefügt hat, so unterliegt die Angelegenheit nicht mehr der Gerichtsbarkeit des pazi, sondern er läßt den Thäter ergreifen und schickt ihn samt den Zeugen in die Stadt zum Bezirksamt. Bei kleineren Streitigkeiten hat der pazi jedoch auch jetzt noch das Recht der Bestrafung.

Bestrafung des Ehebruchs.

Wenn ein Mann einen anderen auf frischer That im Hause mit seiner Frau ertappt hat, so werden sich natürlich beide zunächst sehr schämen, und die andern Leute über sie sprechen und lachen. Der Ehemann läßt beide ergreifen, bringt sie zum pazi und klagt diesem: „Ich habe jenen mit meiner Frau in meinem Hause überrascht." Sofort werden die Zeugen vorgerufen. Sind solche vorhanden, die das be- zeugen können, so lautet das Urteil des pazi auf Zahlung von 12 Realen für den Ehebruch. Weigert sich der Ehe- brecher das Geld zu zahlen, so sagt ihnen der pazi: „Gehet in die Stadt zum Bezirksamtmann, damit dieser eure An- gelegenheit schlichte." Ehebruch wird dort, wenn Zeugen vorhanden sind, abgeurteilt wie es im Gesetz vorgeschrieben steht.

Über Schuldangelegenheiten.

An Stelle der Schuldscheine nehmen die Wazaramu, da sie nicht schreiben können, Hölzchen oder Knoten. Der Schuldner giebt dem Gläubiger ein Hölzchen, das derselbe bis zu dem Tage, an dem sie die Rückzahlung vereinbart haben, sorgfältig aufbewahrt. Falls ihm das Hölzchen verloren geht und der Rückzahlungstermin ist gekommen und er verlangt sein Geld, so ist dieses ohne das Hölzchen verloren. Auch wenn er zum pazi geht, wird er gefragt: „Hast du deinen Schuldschein (Hölzchen)?“ Antwortet er, ich habe ihn verloren, so sagt ihm der pazi: „Suche, bis du ihn findest.“

Selbst wenn der Schuldschein vorhanden ist, ist die Rückzahlung bei den Wazaramu doch häufig mit Schwierigkeiten verknüpft. Sobald der Gläubiger die fällige Schuld am bestimmten Termin erheben will und zum Schuldner kommt, beeilt sich dieser einen Hahn einzufangen, zu schlachten, das Essen schnell zuzubereiten und zu seiner Frau zu sagen: „Bringe Wasser in den Waschraum, damit unser Gast sich waschen kann.“ Während dieser badet, wird das Essen aufgetragen, dann ißt er und unterhält sich mit ihnen und sagt nun plötzlich: „Sag mal, mein Freund, ich möchte mein Geld wieder haben.“ Darauf antwortet ihm der andere: „Mein Maniok ist noch nicht ganz trocken, gehe wieder und komme nach Verlauf von einem Monat zurück.“ Der Gläubiger geht nun. Zum Abschied giebt ihm sein Schuldner noch einen Hahn und sagt zu ihm: „Nimm ihn nur, mein Freund, und mache ihn dir gut zurecht und grüße mir die Frau vom Hause.“ Nach Ablauf der Frist kommt der Gläubiger zum zweiten Mal wieder und wird mit noch größerer Freundlichkeit empfangen als das erste Mal. Ist er ärgerlich, so sucht er ihn mit den schönsten Worten zu besänftigen. Beim Weggehen giebt er ihm wiederum etwas Eßbares mit auf den Weg und sagt ihm: „Lebe wohl, mein lieber Freund.“

Wenn ihn die Leute fragen, „hast du deinem Freunde sein Geld wiedergegeben,“ so antwortet er „noch nicht, laßt ihn kommen und gehen, auch auf eine Klage kommt es mir nicht an.“ Die Suaheli sagen in dem Falle gewöhnlich: „Bessere das Boot aus und komme wieder, über eine Klippe (die das Boot zum kentern gebracht hat) ärgert man sich nicht.“ Der Gläubiger tritt nun wieder seinen Heimgang an. Jeden Monat kommt und geht er, bis es schließlich zur Klage kommt. Zahlt er endlich, so ist die Angelegenheit damit erledigt. Thut er es nicht, so schickt der pazi beide zum Bezirksamt.

Über die Bürgschaft.

Wenn jemand Schulden hat, aber nicht zahlen kann, der Gläubiger aber sein Geld will, so vermitteln gewöhnlich Freunde oder Verwandte und sagen zu dem Gläubiger: „Gieb ihm noch Aufschub, damit er dir das Geld herbeischaffen kann.“ Dieser weigert sich jedoch und sagt: Das geht jeden Tag so zu meinem größten Verdruß, mein Geld will er mir nicht zurückgeben.“ Meist kommt es zum Streite bis ein Freund schließlich sagt: „Laß ihn, ich werde für ihn bürgen, im Falle er ausreißt oder stirbt, habe ich die Schuld zu zahlen.“ „Gut“, erwidert der Gläubiger, „gehen wir zum pazi, damit er dies bezeuge und mir zugleich einen Schuldschein in Form eines Hölzchens gebe.“ Das geschieht nun auch. Mancher, dem ein anderer Bürgschaft geleistet hat, kommt seinem Versprechen nach und beeilt sich, seine auf den Feldern stehenden Früchte zu verkaufen, um das Geld zur Rückzahlung zu beschaffen. Andere jedoch überlassen dem Bürgen die Zahlung, indem sie sich aus dem Staube machen und sich nie wieder sehen lassen.

Ebenso ist es wenn die Bürgschaft nicht Geld, sondern einen Menschen selbst betrifft. Wenn bei einer Geldbürgschaft der Schuldner nicht zu belangen ist, muß der Bürge zahlen, bei dieser Art Bürgschaft verbürgt man sich jedoch für einen Menschen, ohne daß man Geld zu zahlen hat.

Kommt dieser Mensch abhanden, so hat der Bürge ihn zu suchen bis er ihn findet. Stirbt der betreffende, so geht den Bürgen die Angelegenheit nichts mehr an.

Gewöhnlich ist das Bürgschaftleisten bei den Wazaramu eine heikle Sache, die schließlich damit endet, daß der Bürge die Schuld bezahlen muß. Diejenigen aber, denen Ungelegenheiten selbst zuwider sind, bezahlen leicht, denn sie lassen sich nicht gern vor den pazi oder gar vor das Bezirksamt citieren, weil sie sich fürchten.

Über die Verpfändung.

Früher war es bei den Wazaramu meist üblich, Neffen oder Nichten zu verpfänden. Wenn jemand Schulden hatte oder einen anderen totgeschlagen oder einen Ehebruch begangen und er kein Geld hatte, die Strafe zu bezahlen, so verpfändete er sich entweder selbst oder aber gewöhnlich seinen Neffen oder eine Nichte und vereinbarte nun einen Termin, um bei anderen Leuten das nötige Geld aufzutreiben und diese wieder auszulösen. Das eigene Kind oder einen Sklaven können sie nicht als Pfand geben, auch wenn die Schulden beträchtliche sind. Hat der Betreffende keinen Neffen oder keine Nichte und kann sich auch nicht selbst verpfänden, so steht ihm frei seine Ländereien, falls er welche hat, herzugeben.

Wer früher in Uzaramu keinen Neffen oder keine Nichte besaß, war ein armer Mann. Hatte jemand eine Schwester, die verheiratet war, so bemühte sich ihr Bruder im Verein mit ihrem Manne, ein Mittel zu Erlangung der Schwangerschaft zu bekommen, damit ein Kind zur Welt käme und er damit einen Neffen oder eine Nichte erhielte. Selbst wenn jemand in Uzaramu etwas Geld und Ländereien hat und auch Kinder sein eigen nennt, aber keine Neffen oder Nichten hat, dann hat er bei anderen Leuten keinen Kredit. Bei Streitigkeiten in betreff dieser Verpfändungen, wenn z. B. der eine den andern verdächtigen will, nimmt sich natürlich der pazi der Angelegenheit an. Übersteigt es sein

können, so sagt er ihnen: „Gehet zur Stadt zum Bezirksamtmann.“ Die Regierung hat nämlich verboten Kinder oder Sklaven zu verpfänden. Werden sie dabei ertappt, so werden beide Parteien eingesperrt. Das erste Mal erhält der Vater des Kindes vielleicht nur eine Ermahnung, das Kind wieder zu holen und sich vorzusehen, daß derartiges nicht wieder passiert. Dann wird beiden verziehen.

Bestrafung eines Mörders.

Wenn in ganz früheren Zeiten, als die pazi die Obrigkeit noch allein in Händen hatten, ein Mensch einen Mord begangen hatte, wurde er sofort ergriffen, ihm die Hände auf den Rücken gebunden und zum pazi gebracht. Nachdem er verhört und für schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden war, befahl der pazi ihn gefesselt zum Flusse zu führen und ihn an der tiefsten Stelle, wo sich eine Menge Krokodile aufzuhalten pflegten, hineinzuwerfen. Früher wurde nämlich jeder schwere Verbrecher ins Wasser geworfen, nur der Zauberer wurde lebendig verbrannt.

Sollte der Verbrecher nicht die Todesstrafe für seine That erleiden, so wurde er weiter gefangen gehalten, denn das Urteil für einen Mord konnte zweierlei Art sein. Nachdem der Mord geschehen, fragte der pazi die Anverwandten des Ermordeten: „Dies ist der Mörder, was wollt ihr, daß mit ihm geschehe? Soll er getötet werden oder wollt ihr Blutgeld haben?“ Sagten sie, daß für den Ermordeten ein Sühnegeld zu zahlen sei, so wurde der Mörder nicht getötet. Er wurde so lange in Gefangenschaft behalten bis seine Familie die erforderliche Summe zusammengebracht hatte.

Wenn der Ermordete ein Sklave und der Mörder ein Freier war, wurde der Thäter auch nicht getötet, sondern er hatte den Wert des Sklaven zu zahlen.

Früher hatte man noch eine andere Art der Bestrafung für Mörder, es wurde ihnen nämlich ein Holzklotz an den

Hals gebunden, die Hände und Füße staken dabei in hölzernen Klammern, die an einer in die Erde gerammten Stange befestigt waren. Diese Art Haft hieß **kongora** oder **malinda kozi**, aber seitdem jetzt die Gefängnisse durch die deutsche Regierung anderer Art geworden sind, hat man diese Art Bestrafung aufgegeben. Überhaupt darf jetzt der **pazi** einen Mörder, sobald er eingefangen ist, nicht mehr in seinem Gewahrsam behalten, sondern hat ihn sofort zur Stadt zum Bezirksamt zu schicken.

Über die Erbschaft.

Wenn früher ein Mann starb, der Geschwister, sowie Vater und Mutter und Neffen oder Nichten und eine Frau hinterließ, so wurde das Vermögen in zwei Teile geteilt. Den ersteren bekam der Neffe oder die Nichte, den zweiten seine Frau, aber der erste Anteil war der größere. Die übrigen, Vater, Mutter und Geschwister, erhielten nichts. Der Neffe oder die Nichte wurden damit zum Ratgeber der Familie, jedesmal wenn einer von ihnen einen Wunsch auf dem Herzen hatte, ging er zu ihnen.

Starb nun der Neffe oder die Nichte und deren Erbschaft wurde verteilt, so versammelte sich die ganze Familie und begab sich zum **pazi**, wo Erbschaftsangelegenheiten geordnet wurden. Sobald dies geschehen, gelangte die Erbschaft zur Verteilung an alle Familienmitglieder, jeder erhielt seinen ihm gebührenden Anteil.

Wenn der Verstorbene keinen Neffen oder keine Nichte hinterließ, ging dessen Anteil an den nächsten Bruder oder die nächste Schwester über. Ein Kind von einer Nebenfrau wurde früher bei der Erbschaft nie berücksichtigt.

Jetzt, seitdem die deutsche Regierung in Afrika ist, sind die Leute einsichtsvoller geworden und keiner will zu Gunsten eines anderen betrogen werden. Sie gehen jetzt zur Erbschaftsregulierung zunächst zum **pazi** und wenn sie alle mit dessen Entscheidung zufrieden sind, ist die Angelegenheit

:ledigt. Ist dies nicht der Fall, so wenden sie sich ans Bezirksamt. Sie sind nicht mehr damit einverstanden, daß er Neffe oder die Nichte alles erbt. Wenn jemand gestorben t und hat ein Kind und Geschwister hinterlassen, so erben ie jetzt wie es das Gesetz aller anderen Leute auch vorschreibt. Auch das Kind einer Nebenfrau beteiligt sich jetzt in der Erbschaft wie das Kind von der rechtmäßigen Frau.

Sitten und Gebräuche der Wazaramu.

Gebräuche vor und nach der Geburt eines Kindes.

Sobald bei einer Frau die Wehen anfangen, werden ihr Mann und ihre Eltern herbeigerufen, um Reis zu opfern, damit die Geburt beschleunigt werde. Dauern die Wehen sehr lange, so fragen die Großmutter oder Mutter die Wöchnerin: „Was hast du außerehelich gethan? Verbirg uns nichts, sage es uns." Da die Frau in großer Not ist, sagt sie, wenn sie sich vergangen hat: „Ich habe mit dem so und so die Ehe gebrochen." Falls die Angehörigen des Mannes diese Worte nicht vernommen haben, wird schnell jemand zur Familie des Mannes, der den Ehebruch mit ihr begangen, geschickt, damit diese nun auch Reis opfert. Sind aber die Angehörigen des Ehemanns während der Wehen zufällig anwesend und haben die Worte der Wöchnerin gehört, dann kommt es gewöhnlich zu einer großen Auseinandersetzung. Ein unter diesen Umständen geborenes Kind, ziehen sie nicht groß, denn es ist ein im Ehebruch erzeugtes Kind. Es kommt daher selten vor, daß eine verheiratete Frau bei den Wazaramu mit einem andern Manne Ehebruch treibt, denn sie fürchtet ein im Ehebruch gezeugtes Kind zur Welt zu bringen. Anders liegt es bei einer Frau, die nicht verheiratet ist.

Andererseits, wenn der Mann Reis geopfert hat und die Geburt sofort erfolgt, dann hat er das **ubeleko**[1]) zu suchen. Dieses Tuch, in welchem das Kind auf dem Rücken getragen wird, war ursprünglich ein Tuch, welches die Frau während ihrer Schwangerschaft trug. Nach dem siebten Monat der Schwangerschaft wird nämlich eine **shuka**[2]) für die Frau gekauft, das sie sich um den Leib bindet. Vorher wird jedoch **togwa**[3]) bereitet und die junge Frau in allen Angelegenheiten der Schwangerschaft wie sie später eintreten unterwiesen. Erst nachdem dies geschehen, wird ihr das Tuch umgelegt, welches **mkowa** heißt.

Wenn dem Kinde bald Zähne wachsen wollen, sind die Eltern sehr besorgt und eifrig bemüht Ärzte oder Zauberer ausfindig zu machen, welche bewirken können, daß die Zähne des Kindes nicht schlecht wachsen, d. h. daß die oberen Zähne nicht zuerst kommen. Ein solches Kind, dem die oberen Zähne zuerst wachsen, ziehen sie nicht auf, sondern töten es oder geben es jemand, den sie in einer der Küstenstädte kennen, da es bei ihnen nie Sitte gewesen ist, ein derartiges Kind zu behalten. Diese Hergabe eines Kindes geschieht nur nach vorherigem Übereinkommen aller. Zu dem Zwecke kommen die Eltern der jungen Frau und die des Mannes zusammen und beraten über die ursprüngliche Veranlassung, weshalb das Kind nun weggegeben werden muß, d. h. was das Wachsen der oberen Zähne verursacht haben könnte. Diese Beratung dauert oft 2 oder 3 Tage, bis alle wissen, daß das Kind verschenkt wird, weil die Zähne schlecht gewachsen sind oder aus welchem Grunde sonst.

Gewöhnlich tragen sie das Kind umher, wenn sie es nicht töten wollen, bis sie jemand gefunden haben, der es aufnehmen will. Diesen Pflegeeltern teilen sie nun noch mit, was dem Kinde nach Stammes- oder Familienbrauch ver-

[1]) Tuch, in welchem die Kinder auf dem Rücken getragen werden.
[2]) Rohes Baumwolltuch. [3]) Süßes Bier.

oten ist, nämlich das und das darf es nicht essen und das
ınd das Fleisch darf es nicht genießen und so nennen sie ihnen
das ihm von seiner Kindheit bis ins Alter als verboten gilt.
Nachdem dies geschehen ist, überlassen sie das Kind denselben
ür immer und gehen ihrer Wege. Dies sind die Gebräuche
bei Kindern, deren obere Zähne zuerst wachsen.

Über die Geburt von Zwillingen.

Die Wazaramu ziehen sehr selten Zwillinge groß, noch verschenken sie sie anderen Leuten zur Erziehung, sondern töten sie meist heimlich, sodaß niemand etwas davon merkt außer den Frauen, welche bei der Geburt zugegen waren. Gewöhnlich werden sie an der Stelle, an welcher die Frau geboren hat, im Hause eingescharrt. Wenn jemand fragt, wie es mit der Geburt stehe, ob sie schon vor sich gegangen oder nicht, so antworten die Hebammen: „Die Geburt ist erfolgt, aber die Kinder fanden keine Nahrung, sie sind wieder heimgekehrt," d. h. sie sind gestorben.

Sollten sie die Kinder behalten wollen, so haben sie eine Menge Zaubermittel für die Kinder wie für die Mutter in Anwendung zu bringen, aber trotzdem werden entweder die Mutter oder die Kinder sterben. Wenn eine Mutter diese Kinder aufzieht, lebt sie beständig in großer Angst, und die Leute im ganzen Orte wundern sich, daß die so und so Zwillinge geboren hat und diese ernähren will. Im ganzen Uzaramu-Lande sind daher kaum erwachsene Zwillinge zu finden.

Werden sie groß gezogen, so wird ihnen ihre Speise stets getrennt in eine kleine irdene Schale gethan, sie werden niemals aus einem Teller gefüttert. Das gilt als Norm. Verstoßen die Eltern gegen diese Vorschriften, so werden die Kinder in ihrem Wachstum durch Krankheiten gestört und ihr ganzer Körper bedeckt sich mit Geschwüren.

Wenn Kleider für sie zurecht geschnitten werden, müssen

beide von demselben Stoffe bekommen, es ist nicht üblich, daß das eine eine andere Farbe trägt als das andere. Erkranken die Kinder, so werden beide an einen Kreuzweg gebracht und dort für sie die Geister der Verstorbenen angerufen. Es kommen auch noch andere Leute mit, die den Geistern Lieder singen, damit die Kinder ihre Gesundheit wieder erlangen. Außerdem nehmen sie Mais in einem großen Topfe mit und als Brennholz Ebenholz und kochen diesen Mais. Darauf thun sie ihn in einen flachen Korb und essen ihn. Das gehört mit zur Anrufung der Geister.

Wenn eins der Kinder stirbt, hat das andere keine Hoffnung auf Leben. Bei der Beerdigung werden sie nicht wie andere in ein Leichentuch von gebleichtem Baumwollstoff gelegt, sondern in Bananenblätter oder Blätter der Ricinusstaude. Sie werden auch nicht zu den Gräbern der Erwachsenen gebracht, sondern im Hofe verscharrt, wenn sie innerhalb ihres ersten Lebensjahres sterben. Sterben sie während der Geburt, so werden sie in dem Raum, in dem sie geboren worden, begraben. Das sind die Sitten und Gebräuche bei Zwillingen.

Die Erziehung der Knaben bei den Wazaramu.

Nachdem die Knaben das zehnte Lebensjahr erreicht haben, werden sie gelehrt Netze und Fallen zu stellen, um die Tiere des Waldes zu jagen. Sind sie damit bekannt, so wird ihnen das Legen von Reusen beim Fischfang gezeigt. Darauf lernen sie die Mittel gegen Schlangenbiß kennen, falls jemand von einer Schlange gebissen wird. Mit dem zwölften Jahre nimmt ein Knabe an den Gerichtssitzungen teil, d. h. er wird überall, wo solche stattfinden, mitgenommen und auf diese Weise eingeweiht, wie gerichtet und gesprochen wird. Wenn in Uzaramu jemand davon nichts weiß, so sagen sie er verstehe überhaupt nichts vom Gesetz. Nachdem er auch das gelernt hat, kommt die Arbeit mit der Hacke auf dem Felde und er begiebt sich mit seinen Eltern

zusammen dorthin, um ihnen beim Feldbau behülflich zu sein. Zur Schule gehen sie nicht, um lesen und schreiben zu lernen.

Die Beschneidung wird erst in letzter Zeit ausgeführt, früher kannten sie dieselbe nicht. An dem Tage, an welchem die Beschneidung vorgenommen wird, wird am Abend vorher die ganze Nacht hindurch manyago getanzt und gesungen und gescherzt. Am nächsten Morgen findet dann die Beschneidung statt. Bei dem ersten Tanzfeste haben die Eltern keine große Freude, denn der Knabe liegt bis zu einem Monat an den Folgen der Beschneidung im sog. Versteck und es kommt sehr häufig vor, daß die Knaben erkranken, daher sind die Eltern nicht freudig gestimmt. Aber beim zweiten Male, wenn manyago getanzt wird bei der Heilung des Knaben, herrscht eitel Freude. Eine Menge pombe wird dann gebraut und alle möglichen Speisen werden bereitet und aus allen Teilen des Ortes Leute dazu eingeladen. Das Fest beginnt Abends und endet Morgens. Um die siebte Stunde Morgens werden den Knaben die Schamhaare abrasiert und ihnen nun von ihren Eltern die schönsten Kleider gekauft. Wenn ein Knabe eine große Familie hat, bringt ihm jeder irgend ein Kleidungsstück mit, sei es nun ein gefärbter Baumwollstoff oder ein Oberhemd. Darauf wird den Knaben ein Tuch übergeworfen, damit sie nicht gesehen werden. So werden sie zu ihren Eltern geführt, wo die Leute Lieder singen. Diese freuen sich, streuen Reis auf den Weg und stimmen ihr Freudengeschrei an. Manche geben noch den Sängern etwas Geld, um sie aufzumuntern. Dies ist über die Erziehung der Wazaramu-Knaben und die Beschneidung zu sagen.

Das junge Mädchen als mwari[1]

Wenn ein Mädchen zum ersten Mal die Menstruation [illegible] bekommt, wird zunächst pombe gebraut und dann das Mädchen unter einen mwumbe-Baum gebracht, wo ihm [illegible] alle [illegible] Regeln und Gebräuche der Wadschagga [illegible] wenn sie in [illegible] und zwar müssen alle Mädchen, wenn sie [illegible] diesen Lebensregeln, mizungu [illegible] Nach Ablauf eines [illegible] werden. [illegible] zum zweiten Male pombe bereitet und sieben [illegible] muhagata genannt, [illegible] Dem jungen Mädchen wird nun eine hölzerne [illegible] Beim Kochen oder dem [illegible] bei sich, und zwar im [illegible] möge sie Kinder be[illegible] als mit ihrer [illegible] Nur mit diesen [illegible] Sie darf niemals zum Tanze [illegible] bleibt 2 Jahre lang [illegible] verliert sie nicht [illegible] So lange sie im Hause [illegible] aus Furcht ein uneheliches Kind zu bekommen.

Wenn sich jemand [illegible] um das junge Mädchen bewerben will, muß er seine Werbung zunächst bei ihr im Hause anbringen. Zu dem Zwecke schickt er kleine Geschenke an Speisen, Kleidungsstücken oder seltenen Sachen, bis sie das Haus verlassen darf.

Die Frau, welche bei ihrer Geburt behülflich gewesen, kungwi genannt, bringt ihr nun während dieser Zeit alle Regeln des ehelichen Lebens, wie sie sich ihrem Manne gegenüber später im Hause zu verhalten hat, bei. Wenn sie

[1] mwari wird jedes junge Mädchen von der ersten Menstruation an genannt. Sie behält diesen Namen bis sie einem Kinde das Leben schenkt.

nämlich geheiratet hat und sich ihrem Manne gegenüber in irgend einer Weise vergeht, so ärgert sich dieser, geht zu ihrer kungwi und sagt ihr: „Du hast deine mwari nichts gelehrt.“ Darüber ist natürlich die kungwi sehr aufgebracht. Sie geht zu ihrer ehemaligen Schülerin und schimpft sie ordentlich aus, denn die Wazaramu- sowohl wie die Suaheli-Mädchen haben mehr Furcht und Achtung vor ihrer kungwi als vor ihren Eltern. Vor allen Dingen suchen sie die Zufriedenheit dieser kungwi zu erlangen. Wenn eine Frau nicht mit ihrer kungwi harmoniert, lachen ihre Freundinnen sie aus und halten sie für verrückt. Selten bekommt solche auch einen Mann. Eine Beleidigung für eine Frau ist, wenn man sie ärgern will, zu sagen: „Du bist eine msungo (d. h. eine Frau, die nichts von Liebe weiß, um sich mit einem Manne zu unterhalten, die nichts von den manyago-Tänzen versteht), du hast niemals unter einem muyombo-Baum gesessen (wo dir die Regeln des ehelichen Beisammenseins beigebracht wurden).“ Wenn das eine Freundin zu ihr sagt, schlagen sie sich den ganzen Tag, an ein Ende des Streites ist dann gar nicht zu denken. Wird ihr das von ihrem Manne gesagt, so verläßt sie ihn noch an demselben Tage. Vielfach leben die Wazaramu-Frauen und auch andere mit ihren Männern im Guten aus Furcht vor einer Beschwerde bei ihren kungwi.

Sitten und Gebräuche bei der Heirat.

Wenn der Mzaramu[1]) eine Frau nehmen will, geht er zunächst zu ihrem Onkel und sagt diesem: „Ich möchte deine Nichte heiraten!“ Der Onkel antwortet gewöhnlich: „Gut, aber ich will zunächst mein übliches Geschenk für die Unterredung, damit ich in dir meinen Schwiegersohn erkenne.“ Der junge Mann holt nun ein oder zwei Realen hervor und giebt sie dem Onkel. Dieser geht zum Vater des Mädchens und macht ihm die Mitteilung:

[1]) Einzahl zu Wazaramu.

„Es ist ein Freier für deine Tochter gekommen, der sie heiraten will.“ Der Vater antwortet: „Ich habe dazu nichts zu sagen, das ist ganz deine Sache.“ Darauf geht der Onkel wieder weg, um in Erfahrung zu bringen, an welchem Tage der Freier kommen will. Es ist nämlich Sitte bei den Wazaramu, daß der Vater in dieser Beziehung keine Verfügung über seine Tochter hat, nur der Onkel hat über jedes Schicksal des Mädchens zu entscheiden. Wenn der Bräutigam kommt, giebt er dem Onkel das Werbegeld, der nun seine Familie und Verwandten herbeiruft und sich mit ihnen in dasselbe teilt. Bei den Wazaramu ist es nämlich auch Brauch, daß ein Kind von dem Onkel erbt, von dem Vater hat es nichts zu erwarten.

Darauf findet die Heirat statt. Zu diesem Zwecke gehen sie nicht zu dem Lehrer, um den Bund zu schließen, sondern heiraten nach ihren Sitten und sprechen in ihrer Sprache etwa folgendes: „Ich gebe dir hiermit meine Tochter, du sollst ihr Mann sein, lebet zusammen, indem ihr einander verstehet.“ Der Mann antwortet alsdann auf diese Worte. Sie machen kein großes Hochzeitsfest und kochen weder Reisgerichte noch schlachten sie Rinder, sondern lassen pombe bereiten und laden Leute zum Gelage ein. Alle Arten von Tänzen werden aufgeführt, der kibende- und der sangara-Tanz, um die Brautleute zu erfreuen. Es ist auch nicht Sitte bei ihnen, die Beweismittel für ihre Jungfernschaft allen zu zeigen, wie bei Suaheli und Arabern, sondern der Mann nimmt ihr allmählich dieselbe, wie er es für gut hält. Taugt der Mann nichts, sondern sieht sie nur an, ohne ihr im Verlauf von 6 Monaten beizuwohnen, so klagt die Frau beim pazi, daß ihr Mann nichts wert sei.

Nachdem einmal die Heirat geschlossen, kommt es selten vor bei den Wazaramu, daß sie einander wieder verlassen, sondern sie leben lange zusammen und erziehen Kinder und Kindeskinder. Stirbt der Mann, so heiratet die Frau keinen

anderen außer vielleicht den Bruder ihres verstorbenen Mannes, oder aber die Brüder ihres Mannes müssen ihre Einwilligung gegeben haben, daß sie sich mit einem anderen verheiraten darf. Soviel ist über die Heirat bei den Wazaramu zu sagen.

Die Scheidung bei den Wazaramu.

Der Anfang zum Streite im Hause zwischen Mann und Frau ist meistens da, wenn der Mann für den nötigen Lebensunterhalt nicht sorgen kann, sodaß die Frau weder Essen noch Kleidung bekommt und auch auf einen Ertrag der Feldarbeit verzichten muß. Eine Zeit lang hält dies die Frau meist aus, aber wenn ihr die Sorgen und Beschwerden zu groß werden, sagt sie zu ihrem Manne: „Wenn du mich nicht unterhalten kannst, so gieb mich lieber frei." Wenn der Mann sich weigert sie frei zu geben, verklagt sie ihn beim pazi und giebt demselben die Unfähigkeit des Mannes an. Darauf hat er ihr ihre Freiheit zurückzugeben, aber es darf dann, sobald sie frei gelassen ist, nicht sofort ein anderer sie heiraten wollen, sonst kommt es gewöhnlich zu einer großen Auseinandersetzung und der Mann kann mit Recht sagen, „meine Frau hätte gar nicht frei gegeben sein wollen, wenn ihr Liebhaber ihr nicht diesen Gedanken eingeflößt hätte."

Andererseits kann die Frau verlangen geschieden zu werden, wenn sie einsieht, daß ihr Mann nichts taugt, d. h. wenn sie Tag für Tag zusammen nur essen und schlafen — dann kann sie ihre Scheidung verlangen. Oder wenn der Mann von Handelsgeschäften zurückgekehrt ist und hat Geld verdient, dies aber der Frau nicht zeigt, sondern es irgendwo in einem Loche vergräbt oder in der Börse um den Leib gebunden behält, dann dauert es auch gewöhnlich nicht lange bis sie einander verlassen.

Ihre Scheidung vollzieht sich wie ihre Heirat. Sie gehen deshalb nicht zum Ortsgelehrten, um sich den Scheide-

brief schreiben zu lassen, sondern der Mann geht, wenn er das Zusammenleben unerträglich findet, zu dem Onkel seiner Frau und sagt zu ihm: „Meine Frau und ich vertragen uns nicht mehr.“ Wenn der sie wieder versöhnen kann, thut er es. Ist ihm das unmöglich, so sagt der Mann: „Die Frau ist mir verleidet, nimm sie daher wieder zurück und laß sie bei dir bleiben.“ So verläuft ihre Scheidung. Damit ist der Bericht über dieselbe beendet.

Gebräuche der Wazaramu beim Tode eines Menschen.

Wenn sie sich zur Teilnahme an einer Beerdigung begeben, muß ihnen die Trauer anzusehen sein, wenn sie hingehen. Kommen sie in die Nähe des Hauses des Verstorbenen, so beginnen sie zu weinen und legen dabei eine Hand auf ihren Kopf. Darauf kommt jemand, erfaßt sie bei der Hand, führt sie zur Leiche und giebt ihnen einen Löffel mit Wasser in die Hand, um den Leichnam damit zu begießen. Jeder, der zur Beerdigung kommt, hat dies zu thun, insbesondere die, welche den Verstorbenen gekannt haben.

Wenn der betreffende, der gestorben ist, großes Ansehen genossen hat in dem Orte, nimmt der pazi auch Teil an der Beerdigung. Sobald dieser sich dem Sterbehause nähert, läßt er die mazunguri-Trommel schlagen. Er geht voraus und die Trommelschläger folgen ihm. Wenn die Leute diesen Trommelschlag hören, weinen sie noch mehr. Diese mazunguri wird meist jedoch nur für jemand geschlagen, der von Geburt zur Familie des pazi gehört.

Ist der Zeitpunkt der Beerdigung gekommen, so fragen sie: „Hat der Verstorbene keine Verwandten, die ihn beerdigen wollen? Wir wollen nämlich das Leichentuch nähen.“ Jeder hat nun etwas zur Bestreitung der Begräbniskosten mitgebracht und giebt dies jetzt her, die einen ein doti[1]) basta-Zeug[2]), die anderen einen Reale, noch andere eine Ziege,

[1]) 8 Unterarmlängen. [2]) Gebleichter Baumwollstoff.

arzum ein jeder hat etwas. Giebt er seinen Gegenstand er, so sagt er: „Das ist mein Anteil zum Leichentuch“ (Beräbnis). Darauf werden die Tücher geschnitten und zusammenenäht. Alsdann erhalten die Leute, welche das Grab geraben und die, welche den Waschplatz der Leiche zurechtemacht, sowie die, welche die Waschung selbst besorgt haben, hren Anteil, alle bekommen ihr übliches Geschenk. Nachdem ie Leiche ins Leichentuch gewickelt ist, findet die Beerdigung tatt. Die Begräbnis- und Trauergebräuche dauern gewöhnlich ieben Tage.

Wenn jemand bei seinem Schwiegervater oder seiner Schwiegermutter mit zur Beerdigung geht, muß er Thränen weinen. Thut er das nicht, so halten ihn die Leute für einen Zauberer. Falls einer langes Hauptthaar hat, darf er sich das vor seiner Teilnahme an der Beerdigung nicht abrasieren lassen, das ist nicht Sitte, selbst wenn er nur zur Trauerfeier geht. Wenn er dergleichen macht, ergreifen ihn die Leute und fragen ihn: „Warum kommst du mit rasiertem Haar zur Trauer? Du bist ein Zauberer, der diesen Verstorbenen bezaubert hat.“ Dies sind die Sitten und Gebräuche der Wazaramu beim Begräbnis.

Das Begräbnis eines **pazi**.

Wenn ein **pazi** stirbt, werden Leute ausgesandt, den andern **pazi** dies mitzuteilen. Jeder von diesen bringt nun seinen Teil zum Leichentuch (Begräbniskosten) mit. Sobald die **pazi** eintreffen, werden die Trommeln geschlagen, und die Leute nehmen die Waschung der Leiche nun vor. Letztere haben, wenn sie eintreten, ihre Kopfbedeckung abzulegen. Dann kommen die Stammesgenossen des Verstorbenen und verlangen ihr übliches Geschenk. Nach Empfang desselben gehen sie hin das Grab zu graben. Darauf werden Leute beordert die Leichentücher zu nähen, währenddessen die Trommeln die **mazunguri**-Weise schlagen. Das ist auch der Fall wenn die Leiche fortgetragen und zum Grabe gebracht wird, nur

daß dann der Lärm ein betäubender ist. Die Trommeln ertönen, die Leute heulen, die Stammesgenossen erheben einen Lärm und das siwa-Horn[1]) und die Flöten erklingen bis zum Grabe.

Hat der Verstorbene eine Witwe hinterlassen, so nimmt eine andere Frau diese zur Zeit, wenn die Tragbahre das Haus verlassen soll, auf den Rücken und trägt sie bis zur Thüre, wo die Bahre aufgestellt ist. Alsdann ruft sie: „Ich nehme Abschied von dir, mein Mann.“ Beim Anblick der Bahre ihres Mannes weint sie natürlich sehr. Darauf wird sie wieder auf den Rücken genommen, zurückgebracht und die Bahre wird zum Grabe getragen.

Nach der Beerdigung kommt der Anordner der Trauerfeier, um nach der Dauer der Trauer zu fragen. Ist ein pazi anwesend, so erhält er von diesem die Angabe und dann teilt er den übrigen Leuten mit, daß am Abend die Trauerfeier beginnt. Gewöhnlich beteiligen sich daran nur junge Leute und Frauen. Während der Trauer schlafen sie nicht auf Bettstellen, sondern auf der Erde und zwar von dem Sterbetage an bis zur Aufhebung der Trauer. Sie schließen die Trauer nicht mit einer Koranlesung ab, ausgenommen die, welche die religiösen Gebräuche des Islam angenommen haben. Die pazi schlafen in ihren Häusern, kommen aber am Morgen, um die Leidtragenden zu besuchen und bleiben zum Leichenschmaus.

Ein Jahr später geht man zum Grabe und zäunt dasselbe ein. Zu diesem Zwecke nehmen sie eine Anzahl Bretter und rammen dieselben rund herum um das Grab ein. An dem Tage, an welchem dieser Bretterzaun errichtet wird, wird ein großes Fest veranstaltet.

---

[1]) Ein Horn aus einem schenkelsdicken Holzstamm gefertigt und etwa einen Meter lang, das im Hause des Ortsvorstehers aufbewahrt wird und nur auf dessen Befehl geblasen werden darf.

Die Beileidsbezeigung bei den Wazaramu.

Wenn sie zu einem Bekannten gehen, dem jemand georben ist, um ihm ihr Mitleid zu bezeigen, so legen sie ine guten Kleider an und salben sich auch nicht mit Öl. eder nimmt etwas mit, sei es nun Geld oder Getreide, und iebt es den Leidtragenden. Unterwegs schon beginnen sie hr Klagegeheul und sobald die im Hause Anwesenden das ören, stimmen auch sie an. Darauf kommt jemand mit iner Schüssel voll Wasser, um ihnen die Thränen abzuvischen und redet ihnen liebkosend zu, das Weinen einzustellen. Alsdann begiebt man sich zum Grabe und zeigt es den Betreffenden.

Weitere Gebräuche nach dem Begräbnis.

Bei der Waschung wird die Leiche mit neuen Tüchern bekleidet. Die Kleider werden unter die Verwandten des Verstorbenen von väterlicher und mütterlicher Seite später verteilt, das baare Geld aber und die Ländereien erben die Neffen und Nichten. Man kann jedoch heute sagen, daß diese Sitte der Erbschaft früher bestand. Diejenigen, welche die Sitten und Gebräuche des Islam angenommen haben, lassen jedes Jahr eine Koranlesung für den Verstorbenen abhalten und veranstalten ein großes Reisessen. Die andern, welche bei ihren Gebräuchen geblieben sind, veranstalten jedes Jahr ein pombe-Gelage. Die Trauer dauert gewöhnlich ein Jahr. Besonders wenn einer Frau der Mann gestorben oder umgekehrt, wird ein ganzes Jahr lang nicht der Acker bestellt noch eine Reise unternommen. Sie brauchen ihre Lebensmittel auf und wenn diese zu Ende gehen, helfen ihnen ihre Verwandten aus, bis sie wieder selbst pflanzen dürfen.

Der Ahnenkultus und die ärztliche Kunst und Zauberei bei den Wazaramu.

Die Wazaramu haben keine eigentliche Religion, aber sie verehren die Geister der Verstorbenen und rufen diese an. Wenn jemand erkrankt, so sagen sie zu ihm: „Die Geister deiner

Vorfahren haben dir die Krankheit gegeben, denn du hast lange Zeit nicht zu ihnen gesprochen." Darauf wird pombe bereitet und Leute eingeladen, die nun für den Kranken die Anrufung der Verstorbenen besorgen sollen. Diese Anrufung wird **tambiko ya gombo** genannt und ist wohl die bedeutendste bei ihnen. Dabei wird folgendes gesprochen: „Ihr seid ins Grab vorausgegangen und dieser junge Mann ist krank. Er hat pombe brauen lassen, um eurer zu gedenken. Bei eurer Güte bitten wir nun, wenn ihr ihn wirklich habt krank werden lassen, so laßt die Anrufung Erfolg haben und gebt ihm seine Gesundheit wieder."

Hilft die Anrufung nichts, so suchen sie einen Arzt und Zauberer auf, der nach dem Rechten schauen soll. Dieser kündigt alsbald an „du bist bezaubert worden," oder neidische Leute sagen dir „dein Erwerb ist groß", oder „da ist jemand, der deine Frau haben will, aber da er sie nicht bekommen kann, beabsichtigt er dich zu töten." Der Kranke fragt nun: „Was soll ich denn machen?" Der Zauberer antwortet: „Suche jemand, der dich ausbrennt und das Schlechte, was in deinem Körper steckt, herausholt." Der Kranke erwidert: „Der Erkenner der Krankheit bist ja du der Arzt." Darauf holt dieser seine Tasche herbei, nimmt Schröpfhorn, Rasiermesser und mavumba-Mehl heraus und schröpft ihn, so daß das Blut aus seinem Körper herauskommt. Darinnen findet sich alsbald ein Haarbüschel, oder ein Menschenzahn, oder eine Nadel und andere Dinge. Wenn der Kranke sieht, daß solche Gegenstände aus seinem Körper gekommen sind, ist er höchst verwundert. Der Arzt sagt ihm nun: „Siehst du die Dinge, welche dich getötet hätten?" Er hält das auch für wahr. Nach einigen Tagen ist er dann gewöhnlich gesund.

Stirbt der Kranke jedoch, so begraben sie ihn, aber sie begeben sich sofort nach dem Begräbnis zu einem anderen Arzt und Zauberer, der mpiga mbizi genannt wird, und über-

geben ihm zunächst einige weiße Perlen. Erforderlich ist, daß r in einer anderen Landschaft wohnen muß. Wenn sie bei ihm ankommen, geben sie ihm nicht den Grund ihres Kommens an, daß nämlich jemand der ihrigen gestorben sei, sondern sie geben ihm zunächst die Perlen und legen sich dann zur Ruhe nieder. Die Perlengabe, welche kingalu genannt wird, deutet dies meist an. Am nächsten Morgen besuchen sie den Zauberer und sagen zu ihm: „Wir sind zu dir gekommen, um von dir Auskunft zu erhalten." Der Zauberer zieht seine Pfeife hervor, thut Tabak und mavumba-Mehl hinein und raucht. Wenn er ausgeraucht hat, sagt er zu ihnen: „Ihr seid wirklich gekommen in der Absicht, meinen Rat einzuholen." Zunächst erzählt er ihnen dann ihre ganze Reise von Anfang an, wie sie aus ihrem Orte ausgezogen sind, und alles was ihnen unterwegs zugestoßen ist. Er sagt ihnen, ob sie mit jemand unterwegs zusammengetroffen sind, oder ob ihnen eine Schlange lästig wurde. Über alles, was sie gesehen haben, giebt er ihnen Nachricht. Sie antworten jedesmal: „táile", das ist wahr. Darauf sagt er ihnen: „Ihr kommt aus eurer Heimat, ein Mann von euch ist gestorben." Er wird ihnen sogar angeben wie er ausgesehen hat. Auch darauf können sie nur antworten: „Es ist wahr." Dann giebt er ihnen die Todesursache und die Krankheit, an der der Verstorbene gelitten, an. Wenn er durch einen Zauber umgekommen ist, sagt er ihnen: „Euer Verwandter ist von seiner Frau getötet worden und der Grund ist, daß sie ihn als Mann nicht haben wollte" — oder aus irgend einem anderen Grunde. Wenn die Frau ihn wirklich selbst getödtet hat, wird der Zauberer es ihnen sagen, oder wenn sie von einem andern einen Zauber bekommen hat, den sie in sein Essen mischte, auch das wird er ihnen mitteilen, denn dem Zauberer ist alles bekannt. Sie stimmen seinen Aussagen bei und geben ihm so zu erkennen, daß er sich auf Zauber versteht.

Darauf kehren sie zurück und wenn die Frau [illegible] den Tod ihres Mannes verursacht [illegible] so sagen sie dessen Verwandten: „Euer Verwandter [illegible] unrichtigen getötet." Diese fragen: „Wessen Zauberei [illegible]" Darauf berichten sie das, was ihnen der Zauberer [illegible] hat. Wenn es sich herausstellt, daß der Betreffende [illegible] Tod des andern veranlaßt hat, wird dieser [illegible] Hat die Frau ihren Mann getötet, so [illegible] [illegible]

Die Todesstrafe erfolgt bei ihnen nur durch [illegible] oder Köpfen. Einen solchen Menschen, der einem anderen einen Zauber gegeben hat, fesseln sie mit Stricken und fragen ihn zunächst: „Wen hast du außer diesem noch getötet?" Er bestreitet natürlich jegliche Schuld. Dann sammeln sie Brennholz vom mkuruti-Baum, bringen den Zauberer außerhalb der Stadt, stellen die Holzscheite auf und ihn in die Mitte. Sobald sie nun Feuer anlegen und ihm dies bis zu den Hüften emporlodert, sagt er nun, wen er sonst noch getötet hat. Auch wenn er seinen Zauber für sich behalten hat, sagt er: „Ich habe meinen Zauber niemand gegeben." Hat er denselben einem andern weitergegeben, so wird er ihn nennen und sagen: „Mein Schüler ist der und der."

Es giebt vielerlei Zauberei. Die eine geht von Männern, die andere von Frauen aus. Letztere ist sehr schlimm. Sie hat ihren Sitz im Gefäß. Wenn eine Frau, die einen solchen Zauber besitzt, jemand bezaubern will, so nimmt sie ein Mais- oder Hirse-Korn, befeuchtet es zur Zeit ihrer Menstruation mit ihrem Monatsfluß und mischt es darauf mit anderen Zaubermitteln in die Speise und giebt diese ihrem Manne oder einem anderen und sagt: „Iß dies nur." Sobald dieser gegessen hat und sich erheben will, ist er krank, in einigen Tagen bereits stirbt er. Diesen Zauber nennen sie **mahema**. Zuweilen schwillt auch der Leib davon auf, so

ıß der betreffende aussieht wie ein bunju-Fisch oder eine ;wangere Frau, aber er lebt dann nicht lange mehr, son- :rn stirbt bald. Vielleicht kann er gerettet werden, wenn : einen Arzt bekommt, der sehr geschickt ist und ihm sofort, achdem er gegessen, die nötigen Gegenmittel eingiebt.

Die Haartracht der Wazaramu.

Männer und Frauer flechten ihre Haare und schmieren ie beim Flechten mit rotem Lehm und Ricinusöl ein. Ge- vöhnlich flechten junge Männer und junge Frauen die Haare, vährend alte Leute sie abrasieren. Die einzelnen Flechten ind so dünn, daß sie aussehen wie nebeneinandergelegte Maiskörner. Wenn sie mit dem Flechten fertig sind, binden sie ein rotes Tuch um den Kopf, um die Haare vor Schmutz und Staub zu bewahren. Ihre verschiedenen Arten des Flechtens heißen mburunge und kikonge. Alle die, welche mit geflochtenen Haaren gehen, halten an ihren Sitten und Gebräuchen von früher fest und haben sich noch nicht beschneiden lassen, noch sind sie zum Islam übergetreten. Dies ist ihr Erkennungszeichen. Sobald man im Zaramu-Lande solche Leute sieht, weiß man, daß sie die Beschneidung bisher nicht angenommen haben und nicht zum Islam zu rechnen sind.

Die Behandlung der Zähne bei den Wazaramu.

Sie splittern die Zähne nicht aus, sondern lassen sie so, wie sie ihnen von Natur gewachsen sind. Sie sind jedoch sehr auf die Reinigung der Zähne mit einer Naturzahnbürste, mswaki genannt, bedacht. Diese stammt von dem mswaki-Baum und zwar schneidet man sich von den Ästen Hölzchen nach Belieben ab und macht sie sich als Zahnbürste zurecht, da das Holz sehr weichfaserig ist. In Ermangelung dieses Holzes kann man auch dünne Zweige von der Ölpalme nehmen.

Die Kleidung bei Männern und Frauen.

Die Männer tragen gewöhnlich gefärbte Baumwoll-Stoffe, d. h. solche Männer, welche die Mittel zur Anschaffung

derselben besitzen. Meist nehmen sie kitambi barawaji- oder kitambi kareati-Stoffe. Die weniger Bemittelten tragen einen rohen Baumwollstoff, shuka genannt und das lange weiße kanzu (Oberkleid). Kopfbedeckung haben sie nicht, nur die Ersten des Landes sieht man in vollständiger Kleidung mit der Jumbenmütze [1]) auf dem Haupte.

Die Frauen tragen meist einen blau gefärbten Schirting kaniki genannt, oder auch den kitambi-Stoff. Diejenigen von ihnen, welche einiges Vermögen besitzen, lassen sich von ihren Männern große kitambi-Stoffe kaufen und legen ein Tuch um die Hüften, das andere werfen sie oben über. Einen Kopfschleier kennen sie nicht, sondern sie bedecken mit einem Tuch, ushungi genannt, Kopf und Gesicht, so daß meist nur die Augen frei sind. Manche haben nur einen kaniki-Stoff und ein gewöhnliches Tuch zum Überwerfen. Andere wieder binden sich ein Tuch von den Hüften bis zu den Füßen und tragen die Brust frei. Diesen Gebrauch befolgt manche, da sie durch das feste Binden der Tücher über die Brüste fürchtet, daß dieselben herunterhängen. Ältere Männer haben vor allem eine besondere Vorliebe für ein großes karriertes Tuch, kunguru genannt, oder ein rohes Baumwolltuch mit Fransen nach Art der Barawa-Leute, das sie sich über die Schultern werfen, wenn sie spazieren gehen. Sonst ist nichts über die Kleidung der Wazaramu zu sagen.

Der Hausbau bei den Wazaramu.

Wer sich ein Haus bauen will, fällt zunächst mkuruti-Bäume, da das Holz derselben sehr hart ist. Dann werden lange Dachbalken geschnitten, die zur Verbindung der Seiten des Daches dienen. Hierauf werden Stangen herbeigeholt, welche die Wände vorn und hinten mit einander verbinden. Hat man so die Holzteile beisammen, so kehrt man in den Wald zurück und holt das Material zur Anfertigung von

[1]) Diese ist aus bunter Wolle und Seide und darf nur von den jumben getragen werden.

stricken zusammen, um die Stangen mit einander zu verbinden. Nachdem man sich all diese Dinge beschafft hat, mißt man den Bauplatz ab, gräbt die für das Haus nötigen Gruben, errichtet die Stützbalken vorn für die Veranda und führt die Wände von vorn nach hinten auf. Darauf teilt man die Zimmer und den Vor- und Hinter-Raum ein. Hiermit ist der Rohbau ohne Dach fertig und man errichtet nun die Pfeiler in der Mitte, die als Stützpunkte der Dachträger dienen. Ihre Häuser haben meist eine Dachseite vorn, eine hinten. Seltener sieht man Häuser mit vier Dachseiten. Ihre Veranden vor dem Hause bauen sie nicht hoch, sondern sie sind so niedrig, daß jemand, der ins Haus hinein will, sich sehr bücken muß. Nur vereinzelt findet man Häuser vorn hochgebaut, so daß man aufrecht und bequem in die Veranda eintreten kann. Einen Hof zäunen sie nicht ein, sondern legen einen kleinen Raum am Hause an, der zum Baden und zur Verrichtung kleiner Bedürfnisse dient.

Wenn das Haus soweit fertig ist und der Eigentümer nun das Dach decken und die Wände mit Lehm bewerfen will, so sagt er zu seinen Freunden: „An dem und dem Tage will ich Gras zum Dachdecken und Lehm zum Bewerfen meines Hauses holen.“ Dieser Aufforderung kommen gewöhnlich alle nach und helfen ihm. Nach beendigter Arbeit bewirtet er sie natürlich. Dies ist der Bericht über den Hausbau.

Die Anlage der Dörfer.

Die Wazaramu bauen ihre Dörfer nicht in den Busch, sondern ziehen Plätze in der Nähe des Wassers zu ihrer Anlage vor, dürfen aber nie dabei die Errichtung von zindiko (Abwehrmittel) vergessen zum Schutze gegen wilde Tiere, wie Schlangen und Löwen. Sie legen keine boma (Befestigung) um ihre Dörfer an und ihre Häuser reihen sie nicht neben einander. Hier stehen zehn Hütten und da fünf, die alle zu

demselben Dorfe gehören. Seinen Namen nimmt es gewöhnlich nach dem Oberhaupt an.

Es gilt als strenges Verbot, Kokosnußschalen in die Küche zu bringen, um damit zu feuern und zwar wegen der Abwehrmittel, die sie gegen Löwen und Schlangen gelegt haben. Sie errichten keine großen Kehrichthaufen vor dem Orte, wie dies die Wadoe machen.

Manche bauen ihre Häuser direkt an den Fluß in die Nähe von Überfahrtstellen. Mit Reusen können sie dort eine Menge Krabben und kleiner Fische einfangen, die ihnen als Zukost dienen. Außerdem halten sie sich ein Boot und wenn jemand übersetzen will, bekommen sie dafür 1 pesa oder, falls er Salz bei sich hat, etwas davon. Zur Regenzeit ist es aber hier an einer Furt vor Moskito kaum auszuhalten, ein anderer Mensch kann hier gar nicht schlafen. Wenn sehr viel Regen fällt, schwillt der Fluß an und es kommt dann zuweilen vor, daß ihre Häuser ganz im Wasser stehen. Ein anderes mal hat das Wasser solche Kraft, daß die Häuser fortgeschwemmt werden und die Leute dabei umkommen. Im Allgemeinen bauen sie jedoch mit Vorsicht und sind bedacht auf die Wassermengen der Regenzeit.

Sie ziehen die Nähe des Flusses vor wegen der Anlage von Pflanzungen, da Reis und Mais hier vorzüglich gedeihen. Die Zeit der Reife, wenn die Vögel verscheucht werden müssen, bringen sie meist auf der sogenannten madungu zu, einem Gestell, das auf 4 Stangen ruht und oben eine Plattform zum Stehen oder Sitzen hat. Während sie da oben die Vögel verjagen, wartet ihrer unten das Krokodil, denn diese kommen aus dem Fluß aufs trockene Land, um den Leuten, die von den Gestellen heruntersteigen, aufzulauern und sie zu ergreifen. Abends kommen gewöhnlich noch Flußpferde in Scharen aus dem Fluß in die Pflanzungen, um sich Nahrung zu suchen, und stellen sich mitten auf dem Wege auf, um die Leute, welche vorübergehen, abzupassen

d sie mit ihren Hauern in Stücke zu zermalmen. Das
d ihre Feinde hier, aber trotzdem bauen sie ihre Dörfer
die Flußniederungen, um den oben erwähnten Nutzen
raus zu ziehen. Dies ist über die Anlage ihrer Orte zu
gen.

Die Beschäftigung der Männer und Frauen.

Die Arbeit der Männer besteht im Kopalgraben. Dies
sehr mühsam, da der Kopal mit der Hacke aus der Erde
graben werden muß. Er kommt nur an ganz trockenen
tellen vor, und da die Leute zuweilen mit den Händen die
rde aufwühlen müssen, brechen ihnen oft alle Nägel ab.
as Graben geschieht immer zur Sommerzeit, wenn alles
ocken ist, da zur Regenzeit nichts zu bekommen ist.

Andere beschäftigen sich mit der Kautschuk-Gewinnung.
uch diese Arbeit ist mühsam. Der Kautschuk kommt nämlich
on einem Baume, der angeschnitten wird, so daß aller Saft
erausläuft. Diesen dickflüssigen Saft nehmen sie nun und
ollen ihn auf dem bloßen Leibe oder mit den Händen zu
leinen Klumpen. Sie bleiben gewöhnlich zehn Tage oder
änger im Walde, bis jeder seinen Sack mit Kautschuk
gefüllt hat.

Die Arbeit anderer Männer besteht im Bauen von
Häusern, manche schlagen Holz und verkaufen es, wieder andere
drehen Seile, nur die Alten, die keine Kräfte mehr haben,
lechten Matten zum Hinaufschütten des Getreides oder Körbe
und grobe Matten. Einige beschäftigen sich mit dem Schnitzen
von madogori- und muhagata-Trommeln und Flöten, kleinen
und großen Löffeln.

Andere nehmen ihre Arzneitasche mit und wenn sie zu
einem Kranken kommen, geben sie ihm ihre Mittel und erhalten dafür eine Kleinigkeit als Geschenk. Dies ist im allgemeinen die Beschäftigung der Männer.

Nun kommen wir zur Beschäftigung der Frauen. Morgens,
wenn die Frau aufsteht, nimmt sie zunächst den Besen zur

17*

Hand und fegt das ganze Haus innen rein bis zum Hofe. Darauf wäscht sie Töpfe, Teller und Wasserkrüge, begiebt sich zum Brunnen, Wasser zu holen und füllt alle Wassergefäße mit Trink- oder Bade-Wasser an. Nach Beendigung dieser Arbeit nimmt sie den Sack mit Kasawawurzeln, stößt sie zu Mehl und stellt dieses in Körben zum Gebrauche bereit. Alsdann geht sie in den Busch Brennholz suchen. Von dort zurückgekehrt, begiebt sie sich in den Garten Gemüse zu holen, um es als Zuspeise zurecht zu machen. Das wird erst gereinigt und dann gekocht. Versteht sich die Frau auch auf die Töpferei, so präpariert sie den Lehm dazu und macht Töpfe und Wasserkrüge. Kann sie Matten flechten, so setzt sie sich zu dieser Arbeit nieder, aber die Wazaramu-Frauen beschäftigen sich nicht oft damit.

Einige sind bewandert in der Schröpfkunst, die sie bei andern Frauen anwenden. Zu diesem Zwecke machen sie zwei Ritze in die Haut, setzen das Schröpfhorn, welches oben ein Loch hat, auf und saugen daran, bis Blut kommt. Gewöhnlich lassen sie das Schröpfhorn eine halbe Stunde in Thätigkeit.

Wieder andere sind Geburtshelferinnen, aber dazu nehmen sie nur alte Frauen, denn sie sagen, wenn eine junge Frau dabei behilflich ist, verderben ihre Augen sofort bei dem Anblick des Blutes. Dies ist über die Beschäftigung der Frauen zu sagen.

Der Ackerbau bei den Wazaramu.

Die Wazaramu haben als Geräte die Hacke und das Buschmesser. Mit ersterer graben sie und mit letzterem schlagen sie die Baumreste und Wurzelknollen durch. Nachdem das Feld ausgerodet und rein ist, wird Muhogo[1]), Erbsen, Bohnen zusammen mit Gemüse gepflanzt, oder die chooko-Bohne mit Mais. Muhogo gebraucht lange zum Reifen, aber Erbsen, Mais und die anderen Früchte, die wir genannt haben, haben nicht lange nötig. Sie wachsen sehr schnell, so daß man sie

[1]) Kasawawurzel.

hon nach 50 Tagen essen kann, während Muhogo 6 Monate rfordert. Ihre Erträge in Muhogo, den sie meist für sich ziehen, nd sehr groß, während sie Hirse und Mais nur zum Verkauf flanzen. Gewöhnlich liegen ihre Felder nicht fern vom Orte, sondern meist hinter den Häusern. Würde jemand seine Felder weit ab bestellen, so würde er sicherlich der vielen Diebe wegen selbst nichts einernten. Trotzdem die Felder nahe beim Hause liegen, unterlassen sie das Stehlen nicht. Im vorvorigen Jahre, als allenthalben Hungersnot war, sind auf den Feldern in Uzaramu viele Leute, die stehlen wollten, getötet worden, andere wurden durch Pfeilschüsse verwundet, so daß sie nicht weiter konnten und nun mit ihrem Raube ergriffen wurden.

Gebräuche bei der Ernte.

Nachdem der Muhogo sechs Monate im Felde gestanden, wird er herausgenommen. Fünf Tage lang wird er an der Sonne getrocknet und in Mattensäcken nach der Küste zum Verkauf gebracht, während ein Teil zum Selbstverbrauch aufbewahrt wird. Ebenso werden Bohnen und Erbsen in Mattensäcke gethan, aber die mbaazi-Erbsen werden zuerst gekocht und getrocknet, damit sie nicht verderben und dann erst in Säcke gefüllt, da sie das ganze Jahr hindurch gebraucht werden als Speise für sich oder als Zusatz zu anderen Speisen.

Wenn sie Hirse ernten, brechen sie zunächst die Stengel und lassen sie 5—6 Tage auf den Feldern liegen, bis sie getrocknet ist. Dann thun sie die Rispen in große Körbe, bringen sie nach Hause und dreschen sie so lange, bis sie leer sind. Die erhaltenen Körner werden in Säcke gefüllt.

Mais wird anders geerntet. Nachdem derselbe vom Felde genommen, wird er in Bündel von 30—50 Maiskolben gebunden und dann an die Dachbalken und Träger des Hauses aufgehängt und zwar in der Nähe des Feuers, damit sie durch den Rauch etwas angeräuchert werden.

Hat jemand zur Erntezeit sehr viel einzubringen, so ladet er andere Leute ein, die ihm beim Einernten behilflich sind. Frische Früchte essen die Wazaramu nicht eher, als bis sie mit einem aus der Rinde des mvumba-Baumes gewonnenen Mehle vermischt sind. Es hängt dies damit zusammen, daß viele Wazaramu von einem bösen Geiste, kinyamkera genannt, besessen sind. Essen sie nämlich frische Feldfrüchte ohne mavumba-Mehl, so werden sie vom Fieber erfaßt und am Abend steigt ihnen der böse Geist zu Kopfe und schlägt da einen Lärm, daß ein Zauberer oder Arzt herbeigeholt werden muß, um ihn durch seine Mittel zu besänftigen.

Dem kinyamkera-Geiste baut man zur Erntezeit eine Hütte, kocht in einem Topfe etwas Reis, bringt ihn an einen Kreuzweg und stellt Topf und Reis in der Hütte auf.

Die Speisen der Wazaramu.

Um Muhogo zuzubereiten, wird er im Mörser gestampft, das nun gewonnene Mehl gewannt und dann zu Brei angerührt. Ihre Zuspeise machen sie ebenfalls von Muhogo. Von den Blättern des Muhogo wird nämlich ein Gemüse, kisamvu genannt, gewonnen, das sie kochen und mit dem Brei zusammen genießen. Keine Speise ist ihnen lieber als dieser Brei von Muhogo. Wenn jemand Muhogo gepflanzt hat und er nicht gediehen ist, aber zu Hause hat er Reis und Hirse, so tauscht er diese gern gegen Muhogo ein. Reis und Hirse essen sie zwar auch, finden diese Speisen aber nicht so angenehm als Brei von Muhogo mit Haifisch oder den Süßwasserfischen ndobe und pere oder anderen.

Eine zweite Art der Zubereitung des Muhogo ist die, daß der rohe Muhogo zusammen mit mbaazi-Erbsen gekocht wird. Diese Speise wird als erstes Frühstück genossen, oder bei der Rückkehr vom Felde. Gewöhnlich essen sie nicht innerhalb des Hauses, sondern nehmen die Speisen draußen auf der Veranda ein. Jeder, der vorüber geht und Hunger hat, setzt

sich hinzu und ißt mit. Wenn ein Fremder zu ihnen kommt und sie merken, daß er nichts besitzt, so geben sie ihm bis zum Tage seiner Abreise Speise und Trank, ohne dafür etwas zu fordern. Sind sie gerade bei der ersten Ernte, wenn der Fremde abreist, so geben sie ihm etwas von Dem, was sie einernten mit auf den Weg, sei es nun Reis oder Hirse oder Muhogo, er wird niemals mit leeren Händen gehen.

Die Zubereitung von pombe (Bier) und togwa (nicht berauschendes Bier).

Bei der Zubereitung der pombe feuchtet man Hirse 7 Tage lang mit Wasser an, bis sie anfängt zu keimen. Alsdann nimmt man sie aus dem Wasser und stampft sie zu Mehl. Nachdem man noch Muhogo zerstampft und Mehl daraus gewonnen hat, begeben sich die Männer in den Wald, um den Frauen das nötige Brennholz herbeizuholen. Am nächsten Morgen beginnt dann das pombe-Kochen. Zunächst werden Töpfe mit Wasser in der Küche aufs Feuer gesetzt, bis das Wasser heiß ist. Da hinein schüttet man Muhogo-Mehl und rührt es den ganzen Tag um, bis es gar gekocht ist. Darauf nimmt man die Töpfe vom Feuer, läßt sie bis zum nächsten Morgen abkühlen, thut alsdann das Hirsemehl hinein und kocht nun zum zweiten Mal, bis auch dies Mehl gar gekocht ist. Wiederum nimmt man die Töpfe vom Feuer und läßt sie 2 Tage lang abkühlen. Zum Schluß nimmt man ein Sieb, um die Überreste von dem Muhogo- und Hirse-Mehl durchzuseien, bis alles rein ist. An diesem Tage schmeckt die pombe ihnen noch nicht, wenn sie sie trinken, da sie noch fade ist wie togwa, aber am fünften und sechsten Tage berauscht sie schon sehr und schmeckt sehr stark.

togwa wird ebenso zubereitet wie pombe, aber berauscht nicht. Zunächst wird die in Wasser gelegte zum Keimen gebrachte Hirse in derselben Weise wie bei der pombe-Bereitung gestampft. Hierbei wird jedoch nur Hirse gekocht

ohne Zuthat von Muhogo-Mehl. Zuerst werden die harten Körner, die beim Stampfen übriggeblieben, gekocht, dann vom Feuer genommen und abgekühlt. Abends thut man dann das Hirsemehl hinein, deckt die Töpfe zu und läßt sie bis zum nächsten Morgen stehen. Das also gewonnene Getränk ist kühlend und sehr süß. Diejenigen, welche pombe trinken, wollen von togwa nichts wissen, da diese ihnen zu süß ist. Dies ist über die Zubereitung von pombe und togwa zu sagen.

Die Waffen der Wazaramu.

In früheren Zeiten waren ihnen nur Pfeile und Bogen bekannt, andere Waffen hatten sie nicht. Seit jedoch Gewehre eingeführt worden, haben auch einige von ihnen diese angenommen, aber nicht viele. Ihre Pfeile sind vielfach mit Gift versehen. Speere tragen sie auch zuweilen, können sie aber nicht im Kampfe verwenden, außer vielleicht die Flußpferd-Jäger, die im Gebrauch dieser Waffe geübt sind.

Eine andere Waffe ist das Messer. Sie fabrizieren ein langes Messer mit dünner Spitze, das sie gewöhnlich an der Hüfte tragen. Sie haben noch ein anderes ähnlicher Art, mit dem sie Krokodile töten. Die Spitze desselben ist sehr scharf, denn wenn sie das Krokodil töten wollen, müssen sie es ins Auge treffen, da am übrigen Körper der dicken Haut wegen das Messer nicht eindringt.

Art und Weise der Kriegserklärung bei den Wazaramu.

Wenn sich in früheren Zeiten der Eine gegen den Andern auflehnte und Krieg herbeiführen wollte, so kam es nicht sofort zum Kampfe, sondern man ließ sich zunächst in Unterhandlungen ein. Der Eine schickt dem Andern die Botschaft zu: „Warum hast du dich gegen mich empört? Ich teile dir hierdurch mit, daß du mir auch ferner zu gehorchen hast. Wenn du jedoch nicht auf meinen Befehl hören willst, so wähle dir von den beiden Dingen, die ich

.r zusende, eins aus.“ Zugleich läßt er ihm einen Pfeil nd eine Hacke zugehen. Der Pfeil bedeutet Krieg und die acke den Ackerbau, den Frieden. Neigt der Aufgeforderte m Kriege, so nimmt er den Pfeil, bricht ihn entzwei und hickt seinem Gegner die Stücke, der nun von der Kriegsaft des Anderen überzeugt ist.

Er läßt sofort die Kriegstrommel schlagen und teilt llen seinen Leuten mit, daß der So und So sich aufgelehnt at und Krieg will. Sobald diese die Botschaft erhalten aben, rüsten sie sich alle zum Kampfe. Sie kommen bei hrem Oberhaupte zusammen und lassen sich, bevor sie zum Kriege ausziehen, vom Arzt und Zauberer kleine Ritze in die Haut auf Brust und Rücken machen und dawa (Arznei) hineinthun, die sie vor Pfeil- und Speerstichen bewahren soll.

Zum Kriege ziehen sie meist Nachts aus, und wenn sie das feindliche Dorf erreichen, umzingeln sie es. Sofort giebt einer einen Signalschuß, und ehe noch die Bewohner aus dem Schlafe erwacht sind, stürmen sie von allen Seiten in den Ort hinein und stecken die Häuser in Brand. Hält der Gegner sich für stark genug Widerstand zu leisten, so dauert der Kampf in der Nacht weiter. Sieht er jedoch ein, daß der Angreifer der Stärkere ist, so flieht er davon und läßt seinen Ort im Stich, dem Feinde alles als Beute hinterlassend. Sobald der Geflohene dort, wo er sich hingewandt, die Fassung wieder gewonnen hat, wird er dem Sieger einen Mann mit der Botschaft schicken: „Ich habe genug vom Kriege, ich wünsche Frieden.“ Gewöhnlich währt der Kriegszustand bei ihnen nicht lange.

Friedensverhandlungen bei den Wazaramu.

Nach beendigten Feindseligkeiten begiebt sich der Besiegte zum Sieger, fällt vor ihm zu Füßen und sagt: „Ich stehe in deiner Hand und in allem, was du befiehlst, stehe ich dir zur Verfügung. Nie werde ich wieder daran denken Krieg mit dir anzufangen.“ Seinen Worten wird jedoch

nicht Glauben geschenkt, und er hat unverrichteter Weise wieder zurückzukehren. Nach einigen Tagen schickt er einen Boten. Dieser hat außer der Botschaft inbetreff des Friedens weiße Perlen in der Hand als Zeichen des Friedens, die er dem Sieger überreichen muß. Hat er keine Perlen bei sich, so wird die Sache mit dem Frieden gar nicht ernst genommen, denn man weiß dann, daß sie lügen und gar keinen Frieden wünschen. Wenn der Friede gesichert ist, sagt der Sieger zu dem Boten: „Ich habe noch eine Bedingung, nämlich, daß ihr einen Schwur ablegt." Sie erklären sich dazu bereit und fügen ihrer Eidesformel die Worte bei: „Wir schwören, daß wir und unsere Kinder niemals wieder Krieg beginnen werden, und sollten wir je an Feindseligkeiten denken — so soll das unser Tod sein." Nach Erfüllung dieser Bedingungen ist Friede und Freundschaft auf Lebenszeit gesichert.

Die Blutsbrüderschaft bei den Wazaramu.

Meist wird Blutsbrüderschaft bei pombe-Gelagen oder auf Reisen geschlossen. Wenn zu einem solchen Gelage in einem Orte ein Fremder hinzukommt, den niemand kennt, so nimmt sich ein Ortsansässiger desselben an, schenkt ihm pombe ein, setzt sich neben ihn und unterhält sich mit ihm. Verspürt der Fremde Hunger, so nimmt er ihn mit nach Hause und sagt zu seiner Frau: „Bereite schnell das Essen, damit unser Gast etwas bekomme." Während das Essen bereitet wird, wird ihm Wasser zum Waschen herbeigebracht, dann ißt er, und wenn er Schlaf verspürt, wird ihm eine Bettstelle zurecht gemacht. Wird er mit so viel Freundlichkeit aufgenommen, so sagt er gewöhnlich: „Freund, ich möchte Freundschaft mit dir schließen, damit wir stets zusammen halten." Dieser willigt ein und sagt nun zu seinen Eltern: „Unser Gast will Blutsbrüderschaft mit mir machen." Sie antworten: „Wenn du ihn zum Bruder haben willst, thue es." Sofort wird ein Huhn ergriffen, geschlachtet, die Leber herausgenommen

und nun in derselben Weise verfahren, wie ich es gelegentlich der Sitten und Gebräuche bei den Wadoe geschildert habe.

An Stelle einer Hühnerleber können sie auch feinen Sand von Mzia nehmen. Dieser stammt von einem in der Nähe von Pangani gelegenen Orte Mzia her. Falls der pazi keinen Sand mehr vorrätig hat und sie selbst nicht nach Pangani gehen können, so schicken sie jemand nach dem jumben von Bagamoyo oder Daressalam, oder einer anderen Stadt und lassen ihm sagen: „Der pazi möchte Mzia-Sand haben.“ Sie erhalten denselben für den pazi umsonst, der ihnen nun welchen abgiebt. Nachdem der Sand in eine Schüssel mit Wasser gethan ist, trinken sie ihn mit dem Wasser zusammen und sprechen dabei: „Wenn ich meinem Freunde Schaden zufügen oder ihn um irgend etwas betrügen sollte — so möge mich der Sand von Mzia in Wasser verwandeln.“ Beide sprechen dasselbe. Auf diese Weise giebt jeder dem andern zu erkennen, daß er sein Bruder geworden.

Gottesurteile bei den Wazaramu.

Wenn sie das Gottesurteil bei einem Diebe zum Beispiel anwenden wollen, machen sie Wasser heiß und sagen dem Betreffenden, er solle seine Hand hineinstecken. Ist er der Dieb, so verbrüht die Hand, ist er es nicht, so bleibt sie heil. Ein anderes Mal sagt man ihm auch, er solle das Wasser trinken. Ist er schuldig, so wird ihn das Wasser verbrühen.

Eine andere Art des Gottesurteils ist folgende: Man nimmt eine Sichel oder Axt, die mit Mehl aus der Rinde des mvumba-Baumes bestrichen ist, und hält sie ins Feuer. Sobald dieselbe glühend ist, kommt der des Diebstahls Bezichtigte und sagt: „Wenn ich der Dieb bin — soll mich das Urteil treffen, wenn nicht — möge ich frei ausgehen.“ Darauf leckt er an die Sichel und wenn er nicht der Dieb ist — verbrennt er sich auch nicht.

Eine andere Art ist das Gottesurteil mit der sangu-Nadel. Dieselbe wird dem als Dieb Verdächtigten von dem Zauberer ins Auge gesteckt. Wenn er der Dieb ist, geht die Nadel hinein, fällt aber wieder, nachdem ein Lied gesungen ist, heraus. Ist er nicht schuldig, so bleibt er völlig unversehrt.

Dies ist der Bericht über ihre Gottesurteile. Diese Gebräuche können jedoch auch schon zu denen aus früheren Zeiten gerechnet werden, da man jetzt fürchtet, daß der des Diebstahls Verdächtigte, wenn ihm Zunge oder Auge verletzt werden, nachträglich in der Stadt beim Bezirksamt Klage führen und sagen könne „ich bin nicht der Dieb, das Gottesurteil ist zwar gegen mich, aber ich habe nichts genommen."

Das Pfeilgift der Wazaramu.

Das Gift kommt meist bei Pfeilen zur Anwendung. Es wird durch Kochen gewonnen. Zu dem Zwecke schälen sie die Rinde des msunguti-Baumes ab, kochen sie aus, bis sie gar ist, werfen dann die Rinde weg und machen nun aus dem aus der Rinde gewonnenen Safte Gift. Sie kochen den Saft weiter, bis er gerinnt und dickflüssig wird wie Öl. Darauf thun sie das Gift in kleine Gefäße und decken diese gut zu. Im Hause wird es nicht aufbewahrt, sondern sie bauen ein Hüttchen im Walde dafür und verstecken es dort, nur was sie momentan gebrauchen, behalten sie in einem kleinen Gefäße bei sich. Jedes Jahr wird es wieder aufgekocht und zwar vermischt mit neu angefertigtem, das dadurch gewöhnlich noch schärfer wird.

Die Jagd bei den Wazaramu.

Die Jagd betreiben sie mit Netzen und Speeren. Mit dem Netze fangen sie kleine und große Antilopen. Zunächst machen sie eine Grube, umgeben sie auf einer Seite mit Netzen und suchen nun die Tiere in ihrem Lager auf. Sie scheuchen sie auf und treiben sie in die Netze hinein, dann

ergreifen sie sie und stechen sie mit dem Speere nieder. Die, welche nicht in die Netze gehen, fallen in die Grube.

Die Speere, welche sie bei der Jagd auf Flußpferde und Krokodile gebrauchen, sind mit Gift bestrichen. Flußpferde werden gewöhnlich Abends gejagt, denn um diese Zeit kommen sie in Menge aus den Flüssen, um auf den Feldern Gras zu fressen. Treffen sie eins, so werfen sie mit den vergifteten Speeren danach. Sobald es verendet, brechen sie ihm die Zähne aus. Manche essen auch das Fleisch vom Flußpferd, aber die andern wollen mit diesen nicht zusammen wohnen, denn sie sagen, das Flußpferdfleisch rieche sehr stark. Gewöhnlich bauen sich die Flußpferdjäger, wenn sie ein Tier erlegt haben, eine Hütte im Busche auf und essen ihr Fleisch dort auf. Erst danach kehren sie wieder zu den Anderen zurück.

Einige essen auch Fleisch vom Krokodil. Auch diese halten sich während dieser Zeit nicht im Orte auf, sondern verzehren das Fleisch außerhalb.

Es giebt auch Leute, die nur mit Pfeilen jagen, jedoch wird weit mehr mit Netz und Speer erlegt. Zur Regenzeit, wenn recht viel Wasser ist, jagen sie ohne Speer und Netz und zwar stellen sie sich an Wegen auf, auf denen die kleinen Tiere wie tohe und funo-Antilope und andere zu wechseln pflegen und machen, wenn sie ihrer ansichtig werden, großen Lärm, schließen sie von vorn und hinten ein und erlegen sie, sobald sie sie in der Mitte haben. Zur Regenzeit haben diese Tiere nämlich keine Kräfte und können nicht laufen. Das ist über die Jagdverhältnisse der Wazaramu zu sagen.

Der Fischfang.

Zum Fischfang in den Flüssen fällen sie zunächst einige lange Stangen z. B. Bambus und machen dann ein Geflecht von dünnen langen Ruthen. Darauf begeben sie sich zu den Gräbern ihrer Verstorbenen und rufen die Seelen derselben

an. Alsdann ziehen sie zu einem wasserreichen Flusse, um die Stangen und das Flechtwerk aufzustellen. Zuerst muß jedoch einer von ihnen, der sogenannte fundi (Meister) allein ins Wasser. Dieser nimmt nämlich, wenn er ins Wasser steigt, einen Zauber mit, der den Krokodilen und Schlangen im Flusse die Augen schließt, damit sie niemand verletzen können. Sobald er mit seiner Zauberkunst fertig ist, gehen die andern auch ins Wasser, um das Flechtwerk zum Fischfang aufzustellen. Wenn sie auch mit Krokodilen im Flusse zusammentreffen, sie thun ihnen nichts. So lange sie im Wasser sind, erwähnen sie das Wort „Krokodil" nicht, sondern reden von ihm als „Baumstumpf" oder „Baumast". Wenn ihre Arbeit beendet ist, kommen sie aus dem Wasser heraus und warten nun bis zum Abend, um abermals hineinzugehen und nachzusehen, ob Fische hineingegangen sind oder nicht. Sind welche gefangen, so lassen sie dieselben meist drin bis zum nächsten Morgen. Gewöhnlich bekommen sie auf diese Weise sehr viele Fische. Von allen Sorten sind welche da, eßbare und solche, die nicht zu essen sind. Haben sie alle herausgenommen, so werden sie geteilt. Einen Teil bekommt der Meister, einen anderen erhält der Eigentümer des Teiches oder Flusses für die Anrufung der Seelen seiner Verstorbenen. Es ist nämlich Sitte beim Fischfang in großen Flüssen, daß man der Verstorbenen zuvor gedenkt. Zu dem Zwecke geht der betreffende Eigentümer zuerst zum Grabe seiner Eltern und dann erst giebt er ihnen die Erlaubnis zum Fischen. Betreiben sie den Fischfang ohne die Erlaubnis und Zustimmung desselben, so erhalten sie auch wohl Fische, aber nicht so viele. Nach einigen Tagen ereignet es sich jedoch meist, daß viele Leute in dortiger Gegend von Krokodilen gefaßt werden. So verhält es sich mit dem Fischfang in Flüssen.

Die Anfertigung von Amuletten.

Sie schreiben keine Amulette mit Buchstaben aus dem

ran wie die Suaheli, sondern sie gehen, wenn sie ein
nulett haben wollen, zum Zauberer und sagen: „Ich will
n Amulett haben.“ Dieser fragt nun: „Welcher Art soll
sein?“ Der Besteller sagt: „Ich will ein Amulett
gen den bösen Blick, oder ein Amulett gegen Löwen in
r Steppe, damit sie mir nichts zu Leid thun, oder ein
mulett für den Krieg, damit mich weder Pfeil noch Kugel
n Kampfe trifft, oder ich wünsche ein Amulett, das mir
Gewinn bei meinen Handelsgeschäften bringt.“ Der Zauberer
rwidert darauf: „Zunächst will ich meinen Lohn.“ Der
Preis schwankt zwischen einem und fünf Realen (10 Mark)
bei einem vermögenden Mann. Darauf begiebt sich der
Zauberer in den Wald um bestimmte Wurzelstückchen für das
Amulett zu suchen. Sobald er diese gefunden, holt er ein
kleines Gefäß mit Mehl vom mvumba-Baume und einen
großen Lappen hervor. In einem andern Fläschchen hat er
Bienenhonig mit Ricinusöl gemischt, das gewissermaßen seine
Tinte ist. Die Wurzelstückchen schmiert er nun mit diesem
Öl, Honig und Mehl ein und näht sie ins Amulett ein.
Am Tage, an welchem er seinem Auftraggeber das Amulett
überreicht, macht er ihm zunächst einige Ritze in Gesicht,
Hand und Hüfte und sagt ihm dann: „Lege es jetzt an.“
Sofort weicht alle Furcht aus seinem Herzen. Der Zauberer
giebt ihm noch Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg und
sagt ihm: „Ich gebe dir hiermit mein Amulett, und wenn
du mit jemand zusammengetroffen und hast irgendwie
Schaden gelitten, so berichte es mir.“ Die Wurzel, welche
zu diesem Amulett, das gegen den bösen Blick ist, verwandt
wird, heißt **kamila kumbwene**.

Die Wurzelstückchen bei einem Amulett für den Krieg sind
anders, sie heißen **ndugo**. Der betreffende geht ebenfalls zum
Zauberer und sagt: „Ich will ein Amulett für den Krieg
haben.“ Nachdem sie in Betreff des Preises übereingekommen,
macht er es, thut Mehl vom **mvumba**-Baum hinzu und

näht es in einen Streifen Tuch ein. Darauf macht er ihm auf dem ganzen Körper Ritze und zwar immer je einen. Indem er ihm das Amulett überreicht, sagt er: „Wenn du in den Krieg ziehst, trifft dich kein Pfeil. Er wird vielleicht deinen Körper berühren ohne durchzudringen, und du wirst auch hinfallen, aber hüte dich — wenn du nachher wieder nach Hause kommst, daß du innerhalb der ersten 2 Tage nicht mit einer Frau zusammen kommst."

Das Amulett zur Erzielung guten Erwerbes bei Handelsunternehmen wird in derselben Weise angefertigt wie die besprochenen, nur wird es jeden Tag um die Hüften getragen. Es wird mkili genannt.

Reisende und Jäger müssen mit einem Amulett gegen Löwen versehen sein. Zu dessen Anfertigung muß man das Gesicht eines erlegten Löwen und das Amulett des Menschen haben, den er getötet hat. Die Zauberer wissen an welchem Platz letzteres liegt, sie sagen: „Wenn eine Löwe einen Menschen ergreift, so frißt er das Fleisch auf und verschlingt alles, bis es zu Ende ist, aber das Amulett spuckt er aus. Es kommt natürlich selten vor eins zu erlangen, und man kann von Glück sagen, wenn man in den Besitz eines solchen kommt. Wenn ein Löwe getötet worden ist, so werden die Stirnhaare ausgerissen und dann Amulette daraus angefertigt. Diese sind jedoch sehr teuer, der Käufer hat 10—15 Realen (20—30 Mark) dafür zu geben.

Wenn Zauberer mit einem Löwen unterwegs zusammentreffen, so thut er ihnen nichts, denn sie schelten ihn aus und sagen: „Du erwachsener Mensch du, schämst du dich nicht? Was machst du da am Wege? Wir Kinder wollen hier vorübergehen." Sobald der Löwe die Worte des Zauberers hört, knurrt er und kehrt in den Busch zurück. Kein Zauberer fürchtet sich vor einem Löwen, denn er kennt seine Zauberkraft. Dies ist der Bericht über die Amulette.

Über die Zubereitung eines Mittels gegen Schlangenbiß.

Bei vielen Wazaramu ist es Sitte, sich in die Füße ein Mittel gegen Schlangenbiß einritzen zu lassen. Zu dem Zwecke wird zunächst eine große Schlange getötet, und zwar entweder eine nondo-, oder chatu-, oder futa-, oder vuvi-Schlange, welche die größten sind. Sobald die Schlange tot ist, nimmt man die Galle und Zähne heraus, zieht die Haut ab und röstet Zähne und Galle im Feuer, bis sie zu Asche geworden sind. Dieses Mittel wird usira genannt. Auf die Haut der Schlange hat sich derjenige zu setzen, an dem die Prozedur des Einreibens vorgenommen werden soll. Sobald die Haut desselben am Fuß oder Bein aufgeritzt ist, wird die Asche eingerieben. Nach dem Glauben der Wazaramu wird ein Mann, der mit einem solchen Mittel gegen Schlangenbiß versehen ist, nicht gebissen. Beißt eine Schlange ihn aber doch, so hat das keine üble Folgen und die Stelle, wo der Biß erfolgt ist, beruhigt sich bald. Die Schlange aber stirbt alsbald nach dem Biß. Der betreffende, welcher gebissen wurde, läuft in der Regel nicht fort, sondern bleibt ruhig stehen und sagt zur Schlange: „Komm zum zweiten Male her.“ Beißt sie ihn zum zweiten Male, so ist das ihr sicherer Tod. Sie schleicht davon und stirbt. Der Gebissene sagt nun nicht etwa „ich bin von einer Schlange gebissen worden,“ sondern „ich habe mit einer Schlange gekämpft.“

Das Bitten um Regen bei den Wazaramu.

Wenn in Uzaramu der Regen lange ausgeblieben ist und die Feldfrüchte vertrocknen, begeben sich die Leute zu den pazi und sagen zu ihnen: „Was ist euer Rat? Wir werden keine Ernte auf den Feldern haben.“ Diese antworten: „Was sollen wir machen?“ Darauf erwidern ihnen die Leute: „Wir wollen die Seelen (mizimu) der Verstorbenen anrufen.“ Haben die pazi Zeit zu den mizimu nach Ukami zu gehen,

so machen sie sich dorthin auf, im anderen Falle suchen sie die Gräber ihrer Vorfahren auf, opfern diesen ein rohes Baumwolltuch, ein rotgefärbtes und ein blaugefärbtes, und sprechen dabei: „Wir, eure Kinder, sind zu euch gekommen, da in diesem Jahre die Feldfrüchte, die wir gepflanzt, nicht hochkommen wollen. Heute kommen wir nun zu euch, unsern Eltern, um eure Gräber zu reinigen, damit Gott uns Regen schicke, die Früchte wachsen lasse und wir unsere Nahrung erhalten. Jedes Jahr werden wir fortan eure Gräber besuchen." Während sie dies sprechen, liegen sie auf den Knieen und reinigen die Gräber mit den Händen. Sie tragen dabei weder eine Kopfbedeckung, noch gehen sie mit zwei Tüchern (d. h. ihr Oberkörper ist nackt). Wenn Gott sie nach dieser Anrufung erhören will, schickt er ihnen Regen in Menge. Sie sagen alsdann: „Unsere Anrufung ist erhört worden." Auf diese Weise erbitten sie Regen.

Die bösen Geister der Wazaramu.

In Uzaramu giebt es viele Leute, die vom bösen Geiste besessen sind. Meist ist es der **kinyamkera**, der sie plagt. Wenn jemand vom Fieber erfaßt wird, bringt der Arzt und Zauberer gewöhnlich Pulver von der **mvumba**-Rinde und giebt es dem Kranken. Dauert die Krankheit länger als einen Monat, so sagt der Arzt: „Der **kinyamkera** hat ihn gefaßt." Die Anverwandten fragen ihn: „Was sollen wir da machen?" Der Arzt antwortet: „Wir müssen ihm **nyungu ya mawe** (Stein im Topf) kochen." Sie begeben sich sofort in den Wald und suchen **vidurazi**-Steine und schlagen Brennholz ab. Abends machen sie ein tiefes Loch, legen Feuer darin an, thun die Steine ins Feuer hinein und verschließen das ganze mit einer groben Matte, damit der Rauch nicht entweichen kann. Sobald die Steine heiß und glühend geworden sind, wird der Kranke auf einen Stuhl über das Loch gesetzt und nun ein Krug mit Wasser auf die hineingelegten Steine geschüttet, um sie zu löschen. Der

ınke wird alsdann rundum mit Kleidern zugedeckt, ıit der Qualm in den Körper eindringt. Wenn die :ine völlig ausgelöscht sind, nimmt der Zauberer den ınken aus seiner Stellung wieder heraus und läßt ihn der he pflegen und schlafen.

Am nächsten Morgen bringt der Zauberer eine Kräuter-dizin, jimbo genannt, zum Waschen und Einreiben für Tage. Dann kommt man überein für den Kranken den ıdogori-Tanz aufzuführen. Zu diesem Zwecke ladet der ıuberer seine Kollegen und Schüler ein und bringt am ›end seine gewöhnlichen und seine madogori-Trommeln, im anzen sieben Stück, herbei. Vier Trommeln werden von ıem Manne geschlagen, zwei schlägt ein anderer und die ẞte auch nur einer. Nun wird der Kranke herbeigeführt ıd im Gesichte mit mavumba-Pulver bestrichen und sonst ıit allerhand Farben — weiß, schwarz und rot bemalt. Die rommeln werden die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Norgen gerührt und der Kranke tanzt mit denen, welche icht vom bösen Geiste besessen sind, zusammen. Manche on ihnen werden jedoch während des Tanzens davon be-ıllen und stürzen beim Klang der Trommeln im Hofe ıieder. Ein vom kinyamkera Befallener geberdet sich wie in Verrückter. Wenn der Geist in ihm herumtanzt, darf nan nicht mit dem Finger nach ihm zeigen, denn wenn er das ieht, verfolgt er ihn und wenn er ihn erreicht, beißt er ihm ›en Finger ab. Nachdem die Zauberer so die ganze Nacht hindurch an der Vertreibung des Geistes gearbeitet haben, be-freien sie ihn von demselben und gehen nach erhaltener Be-zahlung ihrer Wege.

Über die Lepra-Kranken und die mit anderen Krankheiten Behafteten.

Krankheiten wie Pocken, Aussatz, Syphilis fürchten die Wazaramu nicht, aber Lepra desto mehr. Doch lassen sie den Leprakranken in demselben Orte wohnen bleiben. Auch

die **mabalanga**-Krankheit ist eine gefürchtete, da diese die Haut am ganzen Körper ergreift und loslöst, so daß der Betreffende wie geschält aussieht. Wenn er am Essen ist, schälen sich seine Hände ab. Dies ist auch der Grund, weshalb man den mit einer solchen Krankheit Behafteten meidet, da, wenn man mit ihm aus einer Schüssel ißt, diese Krankheit leicht auf den andern übertragen werden kann.

Einem Verrückten binden sie gewöhnlich einen Holzklotz an die Beine und geben ihm Speise und Trank, da wo sie ihn angebunden haben, denn sie lassen ihn nicht unnützerweise frei umher gehen, da er sonst im Stande wäre, die Häuser der Leute in Brand zu stecken und die kleinen Kinder zu schlagen.

Mit einem Kranken, der die Fallsucht hat, essen sie zwar zusammen, aber sie trinken nicht mit ihm aus demselben Gefäße, wenn er noch Wasser darin übrig gelassen hat. Sie halten diese Krankheit für ebenso schlimm und ansteckend als die Zehrung, die mit Husten beginnt und besonders während der Regenzeit zunimmt, so daß der Schwindsüchtige binnen kurzer Zeit nicht mehr arbeiten kann. Dies ist der Bericht über die Krankheiten und damit bin ich am Ende meiner Aufzeichnungen angelangt.

Meine Reise nach Rußland und Sibirien

von

Selim bin Abakari.

Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers!

Im dritten Monat des Jahres 1314[1]) reiste ich mit einem Herrn, Doktor Bumiller, von Berlin, Bahnhof riedrichstraße, mit dem Nordexpreß nach Königsberg. Dort ıgekommen, bemerkte ich erst, daß ich keinen Paß hatte. Nein Herr telegraphierte daher nach Berlin, daß mein Name uf seinen Paß noch eingetragen werde. Als wir die deutsch-ıssische Grenze erreichten, bekamen wir die telegraphische Intwort, daß ich die Erlaubnis habe nach Rußland zu reisen. Es ist nämlich Sitte in Rußland, daß niemand in's Land inein darf, der keinen Paß hat. Im übrigen Europa kann ıan in jedes Land reisen ohne einen Paß zu besitzen, aber n Rußland und die Türkei wird man nur hineingelassen, venn man einen solchen hat. Ich habe alle Länder Europas gesehen, aber Rußland ist in dieser Beziehung am schlimmsten. Als wir einst in die Türkei reisten, hatte ich auch keinen Paß, aber ich kam trotzdem hinein. In Rußland wäre ich, venn mein Name nicht auf dem Passe meines Herrn ein-getragen worden wäre, nicht hineingelassen worden.

Mein Herr hatte einen Auslandspaß von der Regierung, wonach er keinen Zoll zu zahlen hatte. In keinem Lande, durch das wir reisten, war es bisher erlaubt, Zoll von ihm zu verlangen oder seine Sachen zu durchsuchen. Als wir an der russischen Grenze anlangten, zog ich den Paß der Regierung hervor, um ihn den Zollbeamten zu zeigen und ungehindert

[1]) Nach muhamedanischer Zeitrechnung = 1896.

mit meinem Gepäck durchzukommen, aber sie sahen ihn sich an und sagten: „Das hilft nichts, du mußt dein Gepäck öffnen". Mein Herr weigerte sich und sagte: „Ich öffne nichts, denn ich habe ein Schreiben unseres Reichskanzlers, daß ich keinen Zoll zu entrichten habe." Wir hatten eine Menge Gepäckstücke, im Ganzen 45 Stück, die konnten wir doch nicht alle hier öffnen! Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, aber sie ließen uns nicht frei durch.

Mein Herr sagte ihnen schließlich: „Ich habe jetzt keine Zeit, mein ganzes Gepäck durchsuchen zu lassen, gebt mir drei Koffer davon frei, die meine Kleider enthalten. Das ist das Notwendigste, was ich gebrauche, bis meine übrigen Koffer nachkommen." Wir ließen nun unser ganzes Gepäck an der russisch-deutschen Grenze und nahmen nur die drei Koffer mit den notwendigsten Kleidungsstücken mit und sagten ihnen: „Schickt uns unser Gepäck nach Petersburg, wir werden es dort auf dem Zollamt abholen, hier können wir keine 45 Koffer öffnen, denn wir würden sonst mit diesem Zuge nicht mehr mitkommen. Unser Gepäck kann folgen, wir reisen voraus, gebt uns nur die drei Koffer.' Wir reisten also weiter nach Petersburg.

Als wir dort ankamen, wurde mir sofort klar, daß wir in einem vom übrigen Europa verschiedenen Lande waren. Die Kleidung war hier eine andere, schon die Wagen, mit denen wir vom Bahnhof zum Hotel fuhren, waren anders. Sie sind sehr klein, und die Kutscher sind wie alte Frauen gekleidet. Wirklich, wenn man auf Reisen ist, sieht man Vielerlei, und der Verstand schärft sich.

Wir fuhren vom Zollamt in's Hotel Europa und ruhten zunächst dort aus. Darauf ging mein Herr aus, um spazieren zu gehen und sagte mir, wenn ich meine Arbeit beendigt und gegessen hätte, solle auch ich ausgehen und einen Spaziergang machen. Nach beendigter Arbeit ging ich zuerst zu Tisch. Ich verstand kein Wort russisch, und wenn ich etwas fragen

wollte, verstanden sie mich nicht. Ich holte mir daher einen deutschen Dolmetscher, der ihnen sagte, was ich haben wollte, erst auf diese Weise wurde es ihnen klar.

Die Kellner in den Hotels sind meist keine Russen, sondern vielfach Deutsche oder Tartaren. Letztere gehören dem Islam an. Alle Kellner in unserem Hotel waren Moslim. Als ich mein Essen und Getränke bestellte, waren sie erstaunt und fragten: „Warum ißt du kein Schweinefleisch und trinkst keinen Wein?" Ich sagte ihnen: „Ich trinke weder Wein, noch esse ich vom Schwein, denn ich bin Moslim." Sie erwiderten mir, sie seien auch Muhamedaner. Ich glaubte, sie wollten sich lustig über mich machen und sagte zu ihnen: „Wie kommt ihr dazu in diesem Lande dem Islam anzugehören?" Sie erwiderten: „Wir gehören zum Stamme der Tartaren und diese sind Moslim." Ich glaubte ihnen nicht. Ich war der Meinung, daß sie mich anführen wollten. Deshalb begab ich mich auf mein Zimmer, schellte nach dem Kellner, der deutsch verstand und fragte ihn: „Was sind das für Leute, die uns bei Tisch bedienen?" Er antwortete: „Es sind Tartaren." Ich fragte weiter: „Was für eine Religion haben sie?" Er erwiderte: „Sie gehören dem Islam an." Ich war sehr erstaunt, daß es in einem sonst christlichen Lande Muhamedaner gab.

Ich machte nun einen Spaziergang in die Stadt, ohne allerdings die Sprache oder einen Menschen zu kennen. Zuvor ging ich zum Portier unseres Hotels und fragte ihn nach den Vergnügungen und Spaziergängen der Stadt. Er gab mir jegliche Auskunft. Ich sagte ihm: „Schreibe es mir russisch auf einen Zettel auf und auf die Rückseite den Namen des Hotels, damit ich, wenn ich mich verirre, einen Wagen nehmen und zurückfinden kann." Er schrieb mir beides auf.

Ich fuhr nun mit der Pferdebahn zum Zoologischen Garten, um mir die wilden Tiere anzusehen. Bis Abends

acht Uhr blieb ich dort und beobachtete bald etwas ganz Wunderbares. Als ich nämlich um 9 Uhr aufbrach, bemerkte ich, daß die Sonne noch am Himmel stand und bis 12 Uhr Nachts schien. Ich war auf's Äußerste erstaunt, denn im übrigen Europa steht die Sonne während des Sommers auch lange am Himmel, sie geht gewöhnlich erst um 9 Uhr Abends unter, aber in Rußland verschwindet sie erst um 12 Uhr und geht um 2 Uhr Nachts wieder auf. Während zwei Monaten im Jahre hat man dort nur eine halbe Stunde Nacht. Zur Sommerzeit schlafen die Leute vielfach am Tage und gehen erst Abends aus, da es ihnen am Tage zu heiß ist.

Die Leute in Rußland sind in ihrem Charakter verschieden von den übrigen Europäern. Letztere stehen in ihren Arbeiten und Leistungen höher, in ihrem Charakter besser, ferner bedeutend unterrichteter und ordentlicher da als die Russen. Meiner Meinung nach sind es Europäer, die sehr hinter den andern zurückgeblieben sind, denn sonst in Europa wird jedem Schreiben und Lesen gelehrt, aber in Rußland können bei weitem mehr nicht lesen als umgekehrt. Sie wollen nicht lesen lernen, sie sind wie die Leute bei uns im Innern Afrikas. Nach meinem Dafürhalten ist es reine Faulheit.

Es war einst ein Herrscher dort, der den Befehl erließ, daß jeder die Schule besuchen und lesen und schreiben lernen müsse. Die Landbewohner lehnten sich jedoch gegen diesen Befehl, daß ihren Kindern das Lesen beigebracht werden sollte, auf. Auf die Weigerung hin befahl dieser Zar seinen Soldaten: „Gehet hin und sehet in meinem ganzen Reiche nach, wer sich meinem Befehle widersetzt und nicht lesen und schreiben lernen will. Jeden, der sich weigert, nehmt fest und schafft ihn in das Land der Kälte, wo die Gefängnisse für die Widerspenstigen sind.“ Die Soldaten machten sich auf und sahen und fragten im ganzen Lande nach, wer seine Kinder lesen und schreiben lernen lasse und zur Schule schicke. Die Einen sagten, sie wollten es, die Andern, sie

wollten es nicht. Die, welche sich sträubten, wurden ergriffen und in das Land der Kälte, das Sibirien genannt wird, verschickt. Dort wurden sie an Ketten gelegt nnd mußten lebenslänglich Strafarbeit verrichten.

In allen Staaten Europas können die Herrscher selbst niemand verurteilen, die Gerichtsbarkeit liegt ganz in Händen der Richter. In Folge dessen ist auch kein Stand in Europa geachteter und auf dessen Anordnungen mehr gehört wird, als derjenige der Richter, denn die Europäer richten sich in allem nach dem Gesetz. Nach den europäischen Gesetzen kann zwar der Herrscher auch die Gerichtsbarkeit ausüben, aber nur Soldaten gegenüber, alle anderen Leute werden vor den Richter geführt. In Rußland ist das anders, dort gilt das Wort des Zaren, was er will — geschieht, selbst wenn er sich nicht nach dem Gesetze richtet, müssen seine Befehle doch ausgeführt werden. Sogar derjenige, welcher bei dem Zaren von Rußland in Gunst steht, kann alles durchsetzen, was er will, die Richter haben dort nicht die geringste Macht. Wenn der Herrscher etwas nicht will, wagen sie nicht dagegen aufzutreten. In Deutschland, Frankreich, England und den übrigen Ländern Europas dagegen hat der Richter in rechtlicher Beziehung mehr zu sagen als der Herrscher.

Kehren wir nunmehr zurück zu unserer Betrachtung über Sibirien. Derjenige, welcher zur Strafe dorthin verschickt wird, kann von Glück sagen, wenn er wiederkehrt, die meisten sterben in Folge der langen Gefangenschaft und an Rheumatismus. Dort giebt es nämlich nichts als Schnee und Eis. Die Gefangenen graben in den Bergwerken nach Silber, Gold und Eisen. Alle Mineralien sind daselbst vorhanden. Es giebt aber auch kein ungesunderes Land, als ein Land, in dem die Leute in Bergwerken arbeiten müssen.

Als ich von Petersburg nach Moskau mit der russischen Eisenbahn reiste, bemerkte ich, daß sie anderer Art war als die deutschen und französischen Bahnen. Ihre Wagen sind

geschieht dasselbe und zwar bei Groß und Klein, in dieser Beziehung sind alle gleich.

Eines Tages ging ich ins Theater. Ohne den vorgeschriebenen Preis zu zahlen, kann man sonst nirgends hineinkommen, aber wenn du in Rußland dem Schalterbeamten eine Kleinigkeit giebst, so läßt er dich auch so hinein. Als ich nämlich hinging, zahlte ich vier Rubel Eintritt. Eine halbe Stunde später sah ich Leute ohne Billet ins Theater eintreten, die dem Beamten vorsichtig zuwinkten und ihm etwa sagten: „Wir haben keine Einlaßkarten zum Theater, nimm hier einen viertel Rubel und bringe uns unter.“ Dieser nahm sofort das Geld und brachte sie auf den vier Rubel-Platz. Ich war sehr erstaunt, denn sonst in Europa ist derartiges gar nicht möglich. Geschieht das aber doch, so ist die Strafe sehr hoch, und der Beamte wird noch mehr bestraft als jene Leute, denn dies ist gleich Diebstahl.

Moskau ist die älteste Stadt Rußlands und war früher die Hauptstadt, während dies jetzt Petersburg ist. Ersteres ist jedoch gesünder als Petersburg, das sehr fieberreich ist, während andererseits die Umgebung von Petersburg wieder sehr schön ist. Die vornehmen Leute der Stadt wohnen meist außerhalb, denn die Luft ist dort angenehmer als in der Stadt.

Die alte Stadt Moskau ist einst abgebrannt. Die Russen selbst haben sie mit Absicht in Brand gesteckt, als die Franzosen dort gegen sie zu Felde zogen. Jetzt ist sie neu aufgebaut und zwar bedeutend schöner als zuvor.

Moskau hat einen viel größeren Handel als Petersburg und ist in allen Ländern bekannter als dieses. Die Handelsprodukte kommen meist aus Asien, Persien und Buchara. Die Leute von dort bringen Teppiche, Schaffelle und Felle wilder Tiere zum Verkauf nach Moskau und die Händler von ganz Europa kommen gewöhnlich nach Moskau, um ihre Einkäufe zu machen. Es giebt jährlich eine sehr große

gestiegen, angegeben ist. Sie haben nämlich ihren Tarif, der im Wagen verzeichnet ist, und wenn der Kutscher jemand um einen Pfennig übervorteilt, kann man auf einer Uhr nachsehen, um zu wissen, was er in Wirklichkeit zu fordern hat. In Rußland kennt man jedoch weder solche Taxameter noch Tarife. Wenn du nur 2—3 Minuten im Wagen fährst, sagt er dir gleich, das koste vier Rubel, denn er weiß, daß du ein Fremder bist, weder die Sprache, noch Sitten und Gebräuche kennst, in Folge dessen darf er dich übers Ohr hauen. Ein verständiger Mensch giebt ihm natürlich nicht, was er verlangt.

Wenn man kein Russisch versteht und sich einen Wagen nehmen will, so thut man gut, sofort nach der Uhr zu sehen, wenn man einsteigt und beim Aussteigen ebenfalls. Es ist zwar nicht nötig, den Kutscher nach dem Preis zu fragen, gieb ihm, was man in der Regel in der Stadt zu geben pflegt und geh deiner Wege. Er wird zwar hinter dir herschreien, du mögest ihm viel mehr Geld geben, aber laß dich darauf nicht ein. „Ich werde die Polizei rufen", sagt er, aber laß ihn nur, die Polizei ist genau so wie er, die Wahrheit sagt sie dir auch nicht, denn der Kutscher sagt ihm bestimmt: „Nachher teilen wir das Geld." Schreiben und Lesen können die Kutscher kaum, und die Zahlen sind ihnen zuweilen auch unbekannt. Sagst du einem „fahre mich nach der und der Nummer", so bringt er dich sicherlich anderswohin.

Es giebt wohl kaum frommere Leute als in Rußland. Jeder Russe, der an einer Kirche vorbeigeht, bleibt stehen und verbeugt sich, er wird niemals ohne Fußfall vorbeigehen. An den Wänden ihrer Zimmer hängen Bilder, den Propheten Jesus darstellend, und wenn der Russe sich morgens erhebt, kniet er zunächst vor denselben nieder und betet sie an. Dann trinkt er seinen Kaffee und danach kniet er von neuem vor dem Bilde nieder. Legt er sich Abends zu Bette, so

geschieht dasselbe und zwar bei Groß und Klein, in dieser Beziehung sind alle gleich.

Eines Tages ging ich ins Theater. Ohne den vorgeschriebenen Preis zu zahlen, kann man sonst nirgends hineinkommen, aber wenn du in Rußland dem Schalterbeamten eine Kleinigkeit giebst, so läßt er dich auch so hinein. Als ich nämlich hinging, zahlte ich vier Rubel Eintritt. Eine halbe Stunde später sah ich Leute ohne Billet ins Theater eintreten, die dem Beamten vorsichtig zuwinkten und ihm etwa sagten: „Wir haben keine Einlaßkarten zum Theater, nimm hier einen viertel Rubel und bringe uns unter.“ Dieser nahm sofort das Geld und brachte sie auf den vier Rubel-Platz. Ich war sehr erstaunt, denn sonst in Europa ist derartiges gar nicht möglich. Geschieht das aber doch, so ist die Strafe sehr hoch, und der Beamte wird noch mehr bestraft als jene Leute, denn dies ist gleich Diebstahl.

Moskau ist die älteste Stadt Rußlands und war früher die Hauptstadt, während dies jetzt Petersburg ist. Ersteres ist jedoch gesünder als Petersburg, das sehr fieberreich ist, während andererseits die Umgebung von Petersburg wieder sehr schön ist. Die vornehmen Leute der Stadt wohnen meist außerhalb, denn die Luft ist dort angenehmer als in der Stadt.

Die alte Stadt Moskau ist einst abgebrannt. Die Russen selbst haben sie mit Absicht in Brand gesteckt, als die Franzosen dort gegen sie zu Felde zogen. Jetzt ist sie neu aufgebaut und zwar bedeutend schöner als zuvor.

Moskau hat einen viel größeren Handel als Petersburg und ist in allen Ländern bekannter als dieses. Die Handelsprodukte kommen meist aus Asien, Persien und Buchara. Die Leute von dort bringen Teppiche, Schaffelle und Felle wilder Tiere zum Verkauf nach Moskau und die Händler von ganz Europa kommen gewöhnlich nach Moskau, um ihre Einkäufe zu machen. Es giebt jährlich eine sehr große

Messe dort, zu der die Kaufleute aus ganz Europa zusammenströmen, um große Handelsabschlüsse zu machen und die Waren, die aus dem Innern kommen, billig einzukaufen und sie in Europa für einen hohen Preis abzusetzen.

In Moskau ist auch der Sitz der höchsten kirchlichen Würdenträger. Die Kirchen sind sehr schön. Der Gottesdienst verläuft etwas anders als bei den übrigen Europäern, aber sie beten auch zu dem einen Messias. Muhamedaner giebt es ebenfalls sehr viele in Moskau. Sie essen mit Vorliebe Pferdefleisch. Ich war ganz erstaunt, denn bei uns ist Pferdefleisch verboten, ihnen jedoch nicht. Sie sind Sunniten und beten und lesen sehr eifrig im Koran.

Auch in Handelsgeschäften sind sie tüchtig. Sie besorgen meist den Vertrieb von alten und neuen Kleidern und Fellen, wie überhaupt von Gegenständen jeder Art, um einen Nutzen zu erzielen. Giebt man ihnen etwas Altes, so wechseln sie es gegen Neues ein. Die Tartaren sind in ihrem Handel wie die Inder bei uns. Ihre Kopfbedeckung ist auch dieselbe. Sie verstehen jedenfalls mehr vom Handel als die Russen und sind außerdem reinlicher als diese.

Eines Tages machten wir unsere Einkäufe für die Weiterreise, denn wir wollten nach Sibirien. Wir hatten alles Erforderliche mitzunehmen, denn in Sibirien giebt es nichts zu kaufen. Wenn man dorthin gehen will, sagt einem jeder: „Versorge dich mit Insektenpulver für Wanzen und Läuse." Es giebt nämlich sehr viele Insekten in Sibirien, da die Leute so schmutzig sind.

Von Moskau reisten wir zunächst nach Nischinowka, das gleichfalls eine Handelsmesse hat. Die Bewohner sind meist Tartaren. Es giebt eine Menge Moscheen daselbst. Nach einem Aufenthalte von einem Tage bestiegen wir den Dampfer auf der Wolga, um nach Samara zu fahren. Der Fluß selbst ist sehr groß. Nach einer Fahrt von vier Tagen kamen wir in Samara an.

Auf dem Dampfer, auf dem wir fuhren, hatte jeder russische Passagier seinen Thee und Zucker bei sich, und außerdem die nötigen Gefäße, um den Thee zu bereiten und zu trinken. An Bord kauften sie sich dann heißes Wasser und machten sich ihren Thee. Es war eine Frau da mit ihren Kindern, die von 8 Uhr Morgens bei dem Topf mit heißem Wasser saßen und Thee tranken bis 9 Uhr Abends, die Tasse kam nicht von ihrem Munde, ihre einzige Beschäftigung war — Thee trinken. Ich blieb sitzen, um die Leute zu beobachten und glaubte, sie würden müde werden und aufstehen, oder sich ausruhen und schlafen legen, aber sie thaten das nicht, sondern gossen, wenn der Theetopf leer war, heißes Wasser nach. Schließlich wurde ich müde und legte mich drei Stunden lang schlafen von 7—10 Uhr und als ich aufstand und zu Tische ging, traf ich sie noch ebenso beim Theetrinken wie zuvor. Ich fragte jemand: „Werden die Leute denn gar nicht müde?" Er antwortete mir: „Das ist Sitte in Rußland, sie trinken gern Thee und werden das niemals müde." Jeder von ihnen hat ein Stückchen Zucker in der Hand, von dem er etwas abbeißt und darauf Thee trinkt, sie thun den Zucker nicht in die Tasse hinein. Ein Stück Zucker genügt ihm für 6 Tassen Thee. Ich war mehr wie erstaunt.

Auf der Eisenbahn wie auf dem Dampfer muß man, wenn man in Rußland reist, sehr auf seine Sachen aufpassen, denn allgemein wird gestohlen. Es giebt Leute, die eigens mit der Absicht reisen, den Passagieren ihr Gepäck zu stehlen.

Als wir in Samara ankamen, waren die Leute aufs Äußerste bestürzt, einen schwarzen Menschen zu sehen. Sie sagten, sie hätten noch niemals einen Schwarzen gesehen als mich. Wenn ich spazieren ging, liefen sie vor mir weg, denn sie glaubten, der Teufel sei zu ihnen herniedergestiegen. Alte Leute und Kinder rissen, sobald sie mich sahen, vor mir aus.

Als wir von Samara nach Omskow abreisten, sagten ns die Leute, wir sollten sehr auf unsere Sachen aufpassen, enn auf dem Wege gäbe es massenhaft Diebe. Es war lso erforderlich, daß ich und unser Dolmetscher bei dem Gepäck blieben. Wenn der eine schlief, mußte der andere Wache halten, beide konnten wir nicht schlafen, denn wenn vir das gethan hätten, wären uns alle unsere Sachen gestohlen worden.

Bei unserer Abfahrt von Samara war mein Herr sehr krank, er hatte sich eine Magenerkrankung zugezogen. Vier Tage lang konnte er nichts essen. Dazu waren wir in der Bahn. Wenn ich nach ihm sehen wollte, mußte sich, wenn ich wegging, unser Dolmetscher auf unser Gepäck setzen, damit es nicht gestohlen wurde. Die Erkrankung war daher gekommen, daß mein Herr Fisch gegessen hatte. Wenn jemand in Sibirien reist, so nehme er sich sehr in Acht Fische dort zu essen, denn schon viele haben darunter zu leiden gehabt. Wir erfuhren die Ursache der Erkrankung erst, als wir einen Herrn fragten, der mit uns reiste, ob er auch von dem Fische gegessen habe, und er uns sagte, daß er welchen gegessen, aber diese Fische nicht für jedermann seien, denn mancher Magen könne sie absolut nicht vertragen.

Die Gegend zwischen Samara und Omskow ist eine der schönsten, die ich gesehen habe in Sibirien. Die Wälder sind wunderbar schön und das Klima sehr angenehm. Dort ist die Grenze zwischen Asien und Europa. In Omskow selbst wurden wir sehr zuvorkommend aufgenommen von dem dortigen Gouverneur Taube, der von Geburt ein Deutscher war. Wir blieben zwei Tage dort im Hotel und machten unsere erste Bekanntschaft mit dem Ungeziefer.

In den dortigen Wagen kann man keine drei Gepäckstücke unterbringen, es gehen nur zwei hinein und ein Mann kann sitzen. Deshalb brauchten wir auch von der Bahnstation Omskow bis zu unserem Hotel 16 Wagen zur Be-

förderung unseres Gepäcks. Auf den Straßen lag ein solcher Schmutz, daß man nicht zu Fuß gehen konnte, sondern entweder einen Wagen nehmen oder reiten mußte.

Zur Weiterreise von Omskow bis Ob wollten bana (Herr) Wißmann und bana Bumiller ihr Abteil im Eisenbahnwagen für sich allein haben und hatten sich dieserhalb an den Gouverneur gewandt. Er sagte ihnen: „Gut, ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihren Wagen für sich bekommen." Zur Eisenbahn begleiteten uns zwei Soldaten zu Pferde und zwei Offiziere brachten uns zum Zollamte. Diese wollten uns auch Plätze im Wagen besorgen. Aber als wir nachsahen, war überhaupt kein Platz zum Sitzen da, die Wagen waren gedrängt voll Menschen. Wir wollten schon zurück, um einen andern Zug abzuwarten, aber schließlich gelang es den Offizieren noch uns Plätze zu verschaffen. So reisten wir dann ab nach Ob.

Nach einer Fahrt von vier Stunden kamen wir zur ersten Zollstation. Kaum angekommen, stiegen Diebe in unseren Wagen ein, um unser Gepäck zu stehlen. Unser Dolmetscher, der den Charakter der Leute dort kannte, sagte uns: „Das sind Diebe, wir wollen alle vier Wache halten." Sie paßten auf uns auf und wollten, wenn wir schliefen, unsere Sachen stehlen. Schließlich machten wir Lärm und jagten sie aus unseren Wagen und sagten ihnen direkt auf den Kopf: „Ihr wollt unsere Sachen stehlen." Als wir das sagten, sahen sie sich erkannt und suchten das Weite.

Am nächsten Tage kamen wir in Ob, einer kleinen Stadt und Endpunkt der Eisenbahn, an. Wir blieben dort zwei Tage im Hotel, konnten aber vor Ungeziefer nicht schlafen. Ich fragte nach dem Baderaum. Sie führten mich in einen Raum, in dem man es vor Hitze nicht aushalten konnte. Nachdem ich zwei Minuten darin zugebracht hatte, konnte ich vor lauter Hitze nicht mehr atmen. Ich war sehr erstaunt darüber, daß Leute, die so an Kälte ge-

wöhnt sind, in heißerem Wasser baden können als wir Schwarze.

Die Leute waren sehr arm dort. Sie trugen kleine Kistchen um den Leib gebunden und bettelten um Pfennige. Andere baten um Geld für die Kirchen.

Die Häuser dort sind ganz aus Holz gebaut und zwar klein mit zwei Räumen und einer Küche. Die Leute schlafen in einem Raume zusammen mit ihrem Vieh. Was mich am meisten in Staunen versetzte, war, daß die Leute, die in einem so kalten Lande wohnten, in Räumen schliefen, in denen ich, ein Schwarzer, es vor Hitze nicht aushalten konnte. Sie können sowohl Hitze wie Kälte gut vertragen.

Ihr alkoholisches Getränke ist wie Petroleum, wenn man es anzündet, brennt es wie eine Lampe. Sie trinken recht viel von diesem Zeug.

Am nächsten Tage fuhren wir zu Schiff weiter nach Bernaul. Im Fluß, auf dem wir fuhren, soll früher sehr viel Gold und Silber gefunden worden sein. Am andern Tage schon kamen wir in Bernaul an und stiegen im Hotel ab. Die Stadt ist ganz hübsch. Eisenbahnen giebt es jedoch keine hier, wir mußten uns Wagen und Pferde nehmen. Die Leute dort hatten ebenfalls Angst vor mir, denn sie hatten noch keinen Schwarzen zu Gesicht bekommen.

Wir blieben drei Tage in Bernaul, um den Gouverneur jenes Bezirks zu sprechen, damit er uns einen Reisepaß gebe, denn ohne einen solchen vom Gouverneur kann man weder Pferde noch Wagen bekommen. Der Gouverneur stattete bana Wißmann einen Besuch ab. Dieser sagte ihm, daß er einen Reisepaß wünsche. Er erwiderte jedoch: „Nein, ich kann Ihnen keinen Paß ausstellen, Sie müssen nach Domskow, dort erhalten Sie ihn.“ Nach Domskow zurückkehren konnten wir jedoch nicht, da es sehr weit war. Schließlich sagte der Gouverneur von Bernaul: „Ich werde

den [illegible] und zur Empfehlung des Gouverneurs von Tomsk kommen, dann bekommen Sie ein Schreiben, daß ihnen die Leute Pferde liefern müssen.“ Dieser hat nämlich die höchste Gewalt über die Landleute, denn nie über die Soldaten, die Kosaken genannt werden. [illegible] Wißmann hatte zwar einen Paß vom Zaren von Rußland bei sich, daß ihm überall Pferde, die er bedürfe, zur Verfügung gestellt würden, aber die Leute in Sibirien hören nicht auf den Befehl des Zaren, sondern mehr auf den ihres Gouverneurs. Zeigt man ihnen einen Schein vom Gouverneur, so geben sie sofort Wagen und Pferde her.

Bald darauf traf auch die Drahtantwort des Gouverneurs von Tomsk ein, daß wir einen Reisepaß erhalten sollten. Wir kauften nun unsere Bedürfnisse für die Weiterreise in Bernaul ein und zwar Brot, Biskuit, Gemüse und Schafpelze für die kalte Jahreszeit, im ganzen Sachen für zwei Monate, denn oben im Altai-Gebirge giebt es keine Lebensmittel zu kaufen, man muß sich alles in Bernaul oder Bijsk beschaffen. Wir teilten unsere Lasten. Einen Teil schickten wir voraus nach Semipalatinsk, den anderen nahmen wir mit uns. Jeder Wagen, den wir nahmen, war mit 6 Pferden bespannt, die wie der Wind gingen. Etwa alle drei Stunden wurde ausgespannt und wir erhielten neue Pferde. Die Pferdebesitzer des einen Ortes dürfen nämlich nicht mit ihren Pferden über den anderen Ort hinausfahren.

An den Flußübergängen standen Fähren bereit, auf denen Wagen und Pferde verladen wurden. Dieselben wurden von Pferden getrieben, bis sie am andern Ufer ankamen.

Als wir an der Endstation anlangten, baten wir um einen Platz, um uns zur Ruhe zu legen. Sie brachten uns in einem Hause, das der Regierung gehörte, unter, und unsere Lasten ließen sie draußen und stellten einen Beamten zur Bewachung dabei. Jede Stadt in Sibirien besitzt ein

solches Logierhaus, das der Regierung gehört, und ein Beamter hat nach dem Gepäck der Fremden zu sehen. Man zahlt nichts an Miete, sondern giebt nur der Frau, welche im Hause alles in Ordnung hält, einiges für Verpflegung. Diese Frau und ihr Mann sind von der Regierung dort eingesetzt. Der Mann sorgt auch für Pferde und schafft den Reisenden die Wagen herbei. Als wir am nächsten Morgen unsere Rechnung zahlen wollten und die Frau fragten, wieviel es mache, sagte sie „nach Belieben.“ Wenn man ihnen zwei oder drei Rubel giebt, sind die Leute zufrieden.

Wir reisten weiter und kamen am dritten Tage nach Biskow. Hier war Endstation der Post und des Telegraphen. Zwei Tage lang hielten wir uns dort auf und reisten dann weiter ins Altaigebirge. Die Pferde stürmten wie der Wind die Berge hinan und wenn sie an Flüsse kamen, gingen sie mit den Wagen hindurch. Jeder Wagen wurde von neun Pferden gezogen, von denen zwei geritten wurden. Für je zehn Minuten hatten wir für jedes Pferd drei Kopeken zu zahlen. Wir hatten gewöhnlich achtundzwanzig Pferde, nur einmal mußten wir sechzig haben.

Die Bewohner dort sind sehr dem Trunk ergeben, besonders die auf dem Lande. Jeden Sonnabend und Sonntag kennen sie nichts anderes als sich zu betrinken. Männer und Frauen sind häufig berauscht, ja sogar ihre Kinder. Wenn sie dann auf dem Wege herum lärmen, kann kein Mensch schlafen.

Ihre Kinder, und zwar schon solche von vier Jahren, reiten ganz allein zu Pferde. Man sieht sie meist zu Pferde. Es giebt deren sehr viele dort, die jedoch nicht so schön sind wie sonst in Europa. Der Preis für ein Pferd beträgt zwischen zehn und zwanzig Rubel. Alles bürden sie diesen Tieren auf, sogar ihre Schafe und Ziegen, oder sie befestigen Stangen hinter dem Pferde, auf die sie Schafe legen und die dann das Pferd ziehen muß.

Die Leute von dort, z. B. von Semski, hören auf keines anderen Menschen Wort als auf das ihres Gouverneurs. Sie kennen ihn zwar nicht, aber sie werden von Beamten regiert, die von diesem ausgehen. Die Leute sind äußerst dumm. Wenn man ihnen ein Schreiben zeigt und sagt, es komme vom Gouverneur oder vom Zaren, selbst wenn dies gar nicht der Fall ist, so glauben sie es doch, denn sie können nicht lesen. Man kann von Glück sagen, wenn man in jedem Ort einen findet, der lesen und schreiben kann.

Als Geld benutzt man auf der Reise nur Papiergeld. Ist dieses neu, so nehmen es die Leute nicht, sondern sagen: „Das stammt nicht vom Zaren.“ Sie wissen nämlich gar nicht, daß jetzt ein neuer Zar da ist, sie kennen nur den Zar Alexander.

Es ist eine Qual, in solchen Wagen zu reisen, die Rippen thun einem gewöhnlich weh, so geht es über Berge und Steine. Man muß in den Kissen liegen bleiben, die man sich unten in den Wagen und in die Seiten gelegt hat.

Als wir auf dieser Reise mit unseren Wagen durch die Dörfer fuhren und die Leute meinen Herrn, der vorausfuhr, sahen, begrüßten sie ihn, aber mich begrüßten sie bei weitem mehr, als ob ich ein Sultan wäre, denn sie sahen, daß mein Herr ein Weißer war wie sie auch, aber einen Schwarzen hatten sie noch nicht gesehen und glaubten nun, ich sei der Oberste bei unserer Reise.

So reisten wir weiter, bis wir ins Land der Kalmücken kamen. Diese sehen aus wie Chinesen. Häuser giebt es in ihrem Lande nicht. Ihre Religion besteht in der Anbetung der Teufel. Sie lassen sich gern an Bergen nieder, denn sie sagen, daß die Teufel auf den Bergen wohnen, jeder Berg habe seinen besonderen Teufel. Deshalb suchen sie gleichfalls die Berge auf und schlafen dort in sackähnlichen kleinen Zelten. Sie bleiben nicht zwei Tage an demselben Orte,

sondern machen es wie die Massai, sie gehen mit ihren Ziegen, Schafen und Pferden der besten Weide nach. Haben sie sich an einem Platze gelagert, so schlachten sie ein Pferd, häuten es ab, hängen die Haut auf und sagen, das sei ihre Kirche. Dann bringen sie sie auf den Berg als den Aufenthaltsort des Teufels und beten nun Haut und Teufel an.

Vom Landbau verstehen die Kalmücken nichts. Auch das Baden ist ihnen unbekannt. In ihrem ganzen Leben rühren sie kein Wasser an oder waschen ihr Gesicht. Infolge dessen riechen sie sehr unangenehm und sind voll Ungeziefer.

Ihre Nahrung besteht in Schaf- und Pferdefleisch und dem wilder Tiere. Wenn sie Fleisch haben, legen sie es auf den Sattel ihres Pferdes und setzen sich darauf, um es mürbe zu machen. Sie ziehen überall hin, wo sie ihre Pferde und Schafe weiden können. Sobald die Sonne untergeht, schlagen sie ihre kleinen Zelte auf und legen sich zur Ruhe. Sie lagern allenthalben, wo sie hinkommen, da sie keine Dörfer haben, mit Ausnahme eines einzigen. Dieser Ort, Angudai genannt, hat etwa 30 Hütten und ist die Hauptstadt der Kalmücken. Hier sollte für uns das Bergsteigen zu Pferde beginnen. Mein Herr war jedoch drei Tage krank an Fieber. Wir hatten auch zunächst Pferde für die Weiterreise nach dem Altaigebirge zu beschaffen. Als die Kalmücken hier mich sahen, fielen sie vor mir nieder, denn sie hatten noch keinen Schwarzen gesehen und da sie den Teufel anbeten, glaubten sie, ich sei ihr Teufel, der von den Bergen zu ihnen herabgestiegen sei.

Bei ihnen ist es Brauch, daß der Mann mit zehn Jahren und die Frau mit acht heiraten dürfen. In ihrer Nähe kann man sich kaum aufhalten, ohne daß man Ungeziefer bekommt.

Sie gehen selten zu Fuß, sondern reiten meist zu Pferde oder auf Ochsen. Selbst Kinder von drei Jahren und Frauen sieht man auf Pferden. Letztere sind so klein wie Esel. Jeder

kann auf ihnen reiten, da sie sehr fromm sind. Andererseits giebt es kein Pferd in der ganzen Welt, das so Berge steigen kann wie das der Kalmücken.

Ich habe ferner dort Ochsen gesehen, die zur Hälfte Pferd, zur Hälfte Ochs waren und dabei den Schwanz eines Pferdes hatten.

Die Kalmücken gehen viel auf Jagd auf wilde Tiere. Hauptsächlich jagen sie Hirsche und Schafe, welch letztere ein größeres Gehörn als Büffel haben. Es giebt auch Eisbären dort, die sich nur an Orten aufhalten, wo Eis ist.

Findet man hier eine Gegend, in der Anpflanzungen gemacht worden sind, so kann man sicher sein, daß es Russen sind, denn die Kalmücken verstehen nichts vom Feldbau.

Tauschartikel, die hier im Lande der Kalmücken von Nutzen sind, sind Schnaps, Tabak und Thee. Sie rauchen sehr gern Pfeife. Wenn sie keinen Tabak haben, nehmen sie Baumblätter, schneiden und mahlen sie und vermengen sie nun mit einem Reste von Tabakstaub und dann rauchen sie, aber das stinkt fürchterlich. Nachdem die Pfeife angezündet ist, rauchen sie gemeinschaftlich, selbst wenn ihrer zwanzig da sind, rauchen sie aus einer Pfeife. Kommt ein Fremder, so reichen sie ihm die Pfeife zum Rauchen hin und denken gar nicht daran, daß dieser das schmutzig finden könnte. Sie boten auch mir an zu rauchen, aber ich weigerte mich wegen ihrer entsetzlichen Unreinlichkeit. Immer wieder baten sie mich, ich blieb jedoch standhaft.

Wenn sie schlafen, wird stets ein Feuer in ihrer Nähe angezündet. Sind sie in den Eisgegenden, so brennt es meist den ganzen Tag. Ihre Kleidung besteht aus Schaffellen. Sie nähen sich ein Kleid wie unser langes Oberkleid in Afrika daraus zusammen, und außerdem macht sich jeder seine Schuhe.

Als wir uns der russisch-chinesischen Grenze bei Kaschkaschi näherten, hielten dort russische Soldaten Grenzwache. Hier hört das Land der Kalmücken auf und die Mongolei und

das Land der Kirgisen beginnt. Letztere sind Muhamedaner, in ihrem Charakter und ihrer Kleidung sind sie jedoch wie die Kalmücken. Als mir unsere Dolmetscher sagten, daß diese dem Islam angehörten, glaubte ich es nicht. Ich erwiderte ihnen: „Hier giebt es keine Moslim mehr, denn wie sollte in eine so entlegene Gegend der Islam kommen?“ Die Dolmetscher sagten jedoch: „Frage sie etwas nach dem Islam.“ Ich sagte zu ihnen: „salam aleikum“ (Friede sei mit euch). Sie erwiderten: „aleikum salam“. Da wunderten sie sich, daß ich ein Muhamedaner war. Nachher merkte ich aber auch an ihrer Kopfbedeckung und ihrem Beten, daß sie Muhamedaner waren.

Sie baten uns näher zu treten in ihre Hütten, bereiteten uns Essen, schlachteten eine Ziege und ein Schaf, und wir aßen. Ferner vermieteten sie uns ihre Pferde zur Jagd und gaben uns Leute mit, die auf die Pferde aufpassen sollten.

Kalmücken sowohl wie Kirgisen trinken gern Pferdemilch. Trinkt man ein Glas, so ist man davon ebenso berauscht wie von Schnaps. Die Kirgisen boten mir welche an, aber ich lehnte ab, indem ich ihnen sagte, es sei genau dasselbe wie Schnaps. Das bestritten sie jedoch, denn sie sagten: „Wir sind auch Muhamedaner.“ Ich erklärte ihnen aber: „Es schickt sich auf keinen Fall, diese Milch zu trinken, denn sie berauscht.“

Als wir oben im Gebirge angekommen waren, begann die Jagd auf Steinböcke. Wir schlugen zunächst unser Lager auf dem Eise auf und gingen am nächsten Morgen früh zur Jagd in die Berge. Wir ritten von fünf Uhr Morgens bis neun Uhr, ehe wir oben auf dem Berge angekommen waren. Plötzlich sahen wir einige sehr große Steinböcke und wollten schießen. Die Kalmücken sagten uns jedoch: „Schießt nicht, wartet ab, denn die Steinböcke schlafen jetzt und wenn sie schlafen, darf man sie nicht schießen.“ Dies kommt nämlich daher, wenn sie schlafen, stehen zwei oder

drei Wache und schauen aus, ob keine Menschen kommen, denn sie wittern den Menschen sofort. Merken sie etwas, so wecken sie die anderen und laufen alle weg. Die Kalmücken sagten uns daher: „Warten wir, bis alle aufgewacht und am Fressen sind, dann stellen sie keine Posten aus, jedes Tier ist nur um seine Nahrung besorgt, und zudem gehen sie immer nach der Richtung, aus der der Wind kommt.“

Wir hatten sieben Stunden zu warten, ehe sie erwachten und fraßen. „Jetzt dürft ihr schießen“, sagten uns die Kalmücken. Wir schossen eins und kehrten ins Lager zurück. Jedes Mal, wenn wir ein Tier erlegten, erhoben die Kalmücken ein mächtiges Freudengeschrei wegen des Fleisches, denn ihnen geht es nur um das Fleisch, sie wissen nicht, daß die Gehörne auch Wert haben.

Sie haben einen besonderen Jagdzauber, wenn sie auf Wild gehen. Zu dem Zwecke nehmen sie einen großen Knochen von einem Tiere, stecken ihn in's Feuer und ersehen daraus, ob jemand etwas erlegen wird oder nicht. In den nächsten sechs Tagen kamen wir nicht zum Schuß. Eines Morgens nahm nun der Jäger der Kalmücken einen Knochen, that ihn ins Feuer und sprach zu mir: „Ich will nachsehen, ob dein Herr etwas schießen wird.“ Als er den Knochen aus dem Feuer herauszog, sagte er zu mir: „Morgen wird dein Herr ein großes Tier erlegen.“

Mit Tagesgrauen brachen wir zum Jagen auf und kletterten zwölf Stunden in den Schneebergen umher, ohne etwas zu sehen. Als wir auf dem Rückweg zum Lager waren und gegen Abend den Berg hinabstiegen, stießen wir plötzlich auf einen Steinbock, den mein Herr sofort niederstreckte und dessen Gehörn ein beträchtliches Gewicht aufwies. Von nun an glaubte ich an ihren Jagdzauber.

Am nächsten Tage sagte mir der Jäger: „Dein Herr wird wieder ein Tier erlegen, aber ohne Hörner.“ Als sie auszogen, schoß mein Herr in der That ein Weibchen, dessen Hörner sehr

klein waren. Eines Tages sagte mir mein Herr, er wolle sehr weit zur Jagd gehen und wisse nicht, ob er an demselben Tage ins Lager zurückkehren, oder dort übernachten würde. bana Witzmann war nämlich unterdes nach China gegangen. Ich sagte nun zu meinem Herrn: „Ich werde mit dir kommen, wenn du dort übernachten willst.“ Ich nahm einen Kochtopf, etwas Fleisch, Salz, Pfeffer und die Kochsteine zum Aufsetzen des Topfes mit. Wir bestiegen unsere Pferde und ritten zur Jagd davon. Als wir drei Stunden unterwegs waren, erhob sich plötzlich ein so kalter Wind mit Schneegestöber, daß wir weder vorwärts noch rückwärts konnten. Die Kalmücken sagten uns: „Wir können nicht weiter, schlagt auf die Pferde ein, damit wir noch einen Platz erreichen mit etwas Buschwerk, um Feuer anzuzünden.“ Wir fanden an einem kleinen Flusse, der nur wenig Wasser mit sich führte, einen solchen Platz. Sobald wir abgestiegen waren, suchten die Kalmücken Brennholz zusammen zum Feuermachen. Mein Herr und ich lasen Steine und Äste auf, um eine Mauer aufzuführen, die uns vor dem Eiswinde schützen sollte. Wir bauten eine Mauer von zwei Ellen Länge und legten uns dahinter. Plötzlich erhob sich ein noch eisigerer Wind und Schneegestöber, so daß wir nichts mehr vor Augen sehen konnten. Nach zwei Stunden ließ es etwas nach und wir bestiegen wieder unsere Pferde, um weiter zu reiten. Schließlich langten wir in der Gegend an, wo sich Wild aufhalten sollte, und schlugen unser Lager auf.

Sobald dies geschehen, nahm mein Herr einen Kalmücken mit sich in die Berge, um nach Steinböcken zu suchen. Ich blieb mit zwei Leuten im Lager zurück, Brennholz herbeizuschleppen und Feuer anzuzünden. Nach kaum einer halben Stunde brach der Sturm und Wind von neuem los. Mein Herr kehrte in Folge dessen schnell zurück. Wir begannen nun wieder eine Mauer von Stein und Erde aufzuführen, um uns eine Schlafstätte zurecht zu machen. Zelte hatten

wir nicht, und ins Hauptlager konnten wir auch nicht zurück, so blieb uns nichts übrig als eine Schirmwand von anderthalb Ellen Länge zu errichten, die uns Wind und Schnee einigermaßen abhalten sollte. Unsere Pferdedecken legten wir unter uns und zum Zudecken hatten wir nichts anderes als unsere dicken Winterkleider. Ich kochte uns etwas Suppe und Hammelfleisch, so daß jeder von uns, mein Herr, ich und die Kalmücken eine Tasse voll erhielt und dann legten wir uns nieder. Wir konnten jedoch vor Kälte die Augen nicht schließen, während die Kalmücken abwechselnd wachten, um das Feuer zu unterhalten und nach den Pferden zu sehen. Die Gegend war außerdem sehr gefährlich wegen der Eisbären und Wölfe, mit denen nicht zu spaßen ist. Gott der Herr hat uns jedoch in seinen Schutz genommen und uns vor einem Zusammentreffen mit diesen wilden Tieren bewahrt.

Am nächsten Morgen zogen wir zur Jagd aus, bekamen aber nichts zu sehen. Wir waren um drei Uhr aufgebrochen und kehrten um zehn Uhr ins Lager zurück. Das Klettern in den Altaibergen ist sehr mühsam. Im Ganzen blieben wir vierzehn Tage daselbst im Lager, einzig zu dem Zwecke Wild zu schießen.

Später kehrten wir nach Kaschkaschi zurück. Mein Herr gab mir ein Pferd und sagte: „Nimm dieses Pferd jetzt.“ Es war ein Kirgisenpferd und zur Jagd abgerichtet, es flog dahin wie ein Papierdrache. Wenn man nur ein Wort sagte, rannte es davon. Ich wußte nicht, daß es ein Pferd zum Jagen war. Als wir eine halbe Stunde geritten waren, sahen wir an einem Platze ein Gehörn liegen. Mein Herr sagte mir: „Geh und schau mal nach, ob es nicht von dem Tiere stammt, das wir geschossen haben.“ Ich gab dem Pferd die Sporen, sah nach, fand aber, daß es nicht unser Gehörn war. Mein Herr war unterdes weiter geritten. Ich wollte nun einen Galopp anschlagen, um meinen Herrn ein-

zuholen, aber wenn man die sibirischen Pferde schlägt, gehen sie nicht, sie haben besondere Worte, die sie ihnen zurufen. Wenn es schnell gehen soll, sagt man „tschu“, dann rennt es davon. Ich sagte also auch „tschu“! Da holte es aus und lief im schärfsten Galopp bis ich meinen Herrn wieder hatte. Ich wollte halten, aber es war gar nicht zum Stehen zu bringen, es rannte an meinem Herrn vorüber, brach vom Wege ab und galoppierte mit mir sehr weit den Berg hinan. Mein Herr glaubte, daß es mich abwerfen würde. Schließlich überließ ich ihm ganz hinzulaufen, wohin es wolle. Als wir an einen Platz kamen, der mit Gras und Bäumen bestanden war, kam mir ein guter Einfall. Ich hatte die Zügel schon so fest angezogen, daß sie zu zerreißen schienen, aber es achtete gar nicht darauf. Nun riß ich es, als ob ich es auf die Seite führen wollte, da stand es. Mein Herr war halten geblieben, um auf mich zu warten, während die Kalmücken mir nachgefolgt waren mich zu suchen. Als ich zurückkehrte, wurde ich noch obendrein ausgelacht von meinem Herrn, der mir sagte: „Jetzt hast du auch einmal ein Pferd kennen gelernt.“ Nun wußte ich, daß dies Pferd wirklich ein Jagdpferd war.

Als ich den Kirgisen mein Abenteuer erzählte, sagten sie mir, daß dies Pferd auf Wölfe abgerichtet sei. Wenn sie mit solchen Pferden zur Jagd ziehen, brauchen sie nicht zu schießen, sondern verfolgen die Tiere bis sie von den Pferden niedergetreten werden.

An einem geeigneten Platze machten wir Halt und zogen, nachdem wir unsere Lasten in Ordnung gebracht, am nächsten Morgen weiter. Mein Herr sagte zu mir: „Wir wollen in drei Stunden nach Kaschkaschi reiten.“ Von unserem Lager aus waren es jedoch sieben Stunden. Wir ließen also unsere Karawane zurück, gaben unseren Pferden die Sporen und ritten mit unserem Führer im schnellsten Trabe davon, so daß wir thatsächlich Kaschkaschi in drei Stunden erreichten.

Nach einem Aufenthalt von einem Tage ging bana Wißmann, der unterdes wieder zurückgekehrt war, voraus und sagte uns, er wolle ein Lager errichten und uns erwarten. Wir brachten unsere Lasten in Ordnung, verpackten die Gehörne, welche wir erbeutet hatten, um sie nach Moskau zu schicken und sandten unsere Dolmetscher mit allem voraus. Diesmal schlugen wir einen anderen Weg nach Semipalatschinski ein. Am Nachmittag brachen wir auf und marschierten bis gegen Abend, ohne jemand zu sehen. Wir kamen an dem Platze an, an dem uns bana Wißmann erwarten wollte, trafen ihn jedoch nicht dort. „Wir wollen weiter ziehen, vielleicht treffen wir ihn doch," sagten wir uns. So marschierten wir also noch 3—4 Stunden am Abend, ohne ihn jedoch zu finden. Wir schossen unsere Gewehre ab und schrieen, aber es half nichts. Ein Zelt besaßen wir nicht und auch nichts zum Zudecken, wir hatten nur unsere Waffen und Pferde bei uns.

Unser Führer war mit seinem Pferde vorausgeeilt, kehrte aber auch unverrichteter Sache wieder zurück. In der ganzen Gegend war auch nicht ein einziger Mensch oder ein Haus zu sehen, sondern nur Eis- und Schnee-Berge.

Wir ritten wieder zurück und kamen an ein Zeltlager der Kirgisen, die viele Schafe, Rinder und Pferde mit sich führten. Nachdem wir sie in ihrem Zelte aufgeweckt hatten, fragten wir sie, ob sie unsere Karawane nicht gesehen hätten. Sie verneinten dies. Wir baten sie nun, uns einen Platz zum Schlafen einzuräumen. Darauf hießen sie uns in ihr Zelt einzutreten.

Darin schliefen sie mit ihren Frauen und Kindern zusammen mit Kälbern und jungen Schafen. An der Zeltthüre hielt ein Fuchs Wache. Sehr reinlich war es natürlich nicht bei ihnen. Sie gaben uns Decken zum Zudecken, holten einen Kochtopf herbei und brauten uns einen Thee. Ihr Thee sieht aus wie Stein, ist sehr hart und wird mit

dem Messer oder der Axt geschnitten. Gekocht wird er mit Salz, an Stelle von Zucker, und mit Milch gemischt aufs Feuer gesetzt. Er wird dann dickflüssig wie Suppe. Sie gaben meinem Herrn und mir je eine Tasse zum trinken, aber wir konnten nicht, es war uns doch zu schmutzig. Weigerten wir uns von vornherein zu trinken, so würden sie böse geworden sein. So trank jeder ein klein wenig und das schmeckte bitter wie Chinin. Wir überlegten, wie wir uns des Thees entledigen sollten. Schließlich thaten wir so als ob wir schliefen und schütteten den Thee aus, ohne daß sie es merkten, dann gaben wir ihnen die leeren Tassen zurück. Darauf reichten sie uns dieselben zum zweiten Male hin, wir lehnten jedoch ab und sagten: „Das genügt.“ Jeder von ihnen trank wohl sechs Tassen ohne etwas von dem bitteren Geschmacke zu merken.

Am nächsten Morgen gaben wir ihnen beim Weggehen ein Goldstück, sie nahmen es jedoch nicht an, denn sie kannten weder ihr Gold- noch Silber-Geld, ihnen war nur Papiergeld bekannt. Ich sprach mit ihnen nach Art der Taubstummen und machte ihnen klar, daß dies mehr Wert habe als ein Papierschein, darauf nahmen sie es. Sie waren wie alle Kirgisen sehr fromm, und hielten fest am Gebet.

Wir bestiegen nun wieder unsere Pferde, um bana Wißmann zu suchen. Unterwegs trafen wir einen Mann, der auf der Suche nach uns war. Wir gingen nun zusammen zum Lagerplatz von bana Wißmann. Derselbe lag am Ende der Landschaft der Kalmücken.

Wir kamen nun wieder ins Land der Kirgisen. Nach einem Ritt von drei Tagen langten wir in einem Walde an, wo es Hirsche zu jagen gab. Diese erreichen dort die Größe eines Pferdes. Die einheimischen Jäger haben eine Flöte nach dem Schlunde des Hirsches konstruirt, um die Tiere zu locken. Sie tönt vollkommen, wie der Hirsch schreit. Sobald ein Hirsch diesen Ton vernimmt, kommt er wie besessen herbeigesprungen.

bana Wißman ging mit einem Kalmücken-Jäger zur Hirschjagd. Im Walde angekommen, blies dieser dreimal auf seiner Bockflöte. Kurz darauf sahen sie einen Hirsch, groß wie ein Pferd und mit sehr starkem Geweih, das wohl anderthalb Frasila[1]) schwer war, daherkommen. bana Wißmann erlegte ihn, und sie kehrten zum Lager zurück. Dann wurden Leute ausgesandt, das Tier zu holen. Es wurde auf Stangen befestigt und von Pferden herbeigeschleppt.

Vier Tage lang hielten wir uns hier zur Hirschjagd auf, dann zogen wir weiter. Im Lande der Kirgisen und dem der Kalmücken bekommt man sehr selten, ja fast niemals, ein Dorf zu sehen. Sie leben immer im Busch und in der Steppe, um ihr Vieh zu weiden. Sie wissen natürlich nie den Ort ihrer Geburt, da sie gewöhnlich in der Steppe geboren werden.

Am nächsten Tage konnten wir keine paar Schritte weit sehen vor Sturm und Schneegestöber. Unser Lager hatten wir mitten im Schnee aufgeschlagen. Es war kaum möglich Feuer anzuzünden. Tags darauf zogen wir weiter. Nach einem Ritt von zwei Tagen kamen wir an Häuser, von Russen und Kirgisen bewohnt, an der russisch-chinesischen Grenze gelegen, an. Hier trafen wir zum ersten Mal wieder mehr Menschen. Es erging uns nun auch besser, da wir wieder frische Lebensmittel erhielten. Es war aber eine Menge Eis da, sogar die Flüsse waren vor Kälte zugefroren, so daß man auf dem Eise in dem Flusse spazieren gehen konnte, ohne ins Wasser hineinzufallen.

Zwei Tage später reisten wir nach Alteiski. Bei der Abreise war mein Herr sehr krank. Ich blieb mit ihm und einem Kirgisen zurück, während bana Wißmann vorausritt, um das Lager herzurichten. Jede Viertelstunde mußte mein Herr vom Pferde steigen, da er in Folge der Krankheit nicht mehr reiten konnte. Wir ritten bis gegen Abend, ohne das

[1]) = 24 Kilogr.

Lager zu erreichen. Zudem war es noch sehr kalt. Etwa um die achte Stunde Abends trafen wir Leute, die von bana Wißmann ausgesandt waren, uns zu suchen. Wir ritten mit ihnen zum Lager und blieben daselbst bis zum nächsten Morgen.

Die erste Stadt, welche wir Tags darauf erreichten, war Alteiski. Die Russen dort werden Kosaken genannt. Diese müssen sich für ihr ganzes Leben der Regierung gegenüber verpflichten. Zunächst thut der Kosak seine drei Jahre Kriegsdienste, dann erhält er Land angewiesen zur Bebauung, aber er gehört trotzdem immer zu den Soldaten. Wenn er wieder einzutreten hat, hat er sich selbst sein Pferd und seine Uniform zu beschaffen, aber er kann, wenn er will, seine Uniform wieder ablegen.

Hier in Alteiski trafen wir zum ersten Mal wieder Wagen und Pferde. Von hier reisten wir weiter nach Sikukuminagosko. Es hieß, wir könnten in zehn Tagen hinkommen, aber, da wir Tag und Nacht fuhren, erreichten wir es in sechs Tagen. Die dortigen Pferde laufen vorzüglich und wenn man dem Kutscher ein Trinkgeld giebt, geht's noch schneller. Überall trifft man hier Betrunkene an, die auf den Wegen herum lärmen, selbst Frauen und Kinder. Eines Tages kamen wir in ein kleines Dorf und fanden alle Bewohner desselben betrunken. Auch in dem Hause, in dem wir übernachteten, war alles im Rausche. Der, welcher uns ein Licht brachte, war so betrunken, daß er meinem Herrn beinahe die Augen verbrannt hätte. Wenn der Russe betrunken ist, hört er auf niemand, wer es auch sei.

Wenn sie in ihrem Wagen mit Pferden bespannt sitzen, kennt ihre Lustigkeit keine Grenzen. Sie fahren so schnell, daß man vor Staub nichts, auch nicht einmal die Pferde, sehen kann. Sie haben besondere Kommandos für die Pferde. Wenn sie sie antreiben wollen, sagen sie „nono“, dann fliegt das Pferd wie ein Papierdrache dahin.

In Sikukuminagosko war die erste Post- und Tele-

graphen-Station, welche wir auf der Rückreise wieder antrafen. Wir reisten nun wieder mit der Post. Man kann einen Fahrschein für die ganze Strecke, die man zurücklegen will, kaufen und erhält unterwegs immer frische Pferde. Aber diese Fahrscheine haben doch ihr Unangenehmes, denn wenn man in einem Orte keine frischen Postpferde bekommen kann, kann man nicht weiter reisen, sondern muß auf andere warten. Löst man sich von Station zu Station einen neuen Fahrschein, so kann man, wenn man keine Postpferde bekommt, Pferde von den Landleuten mieten, aber das kommt teuer. Auf einen Schein von neun Pferden kann man dreizehn verlangen, denn auf jedes dritte geben sie eins umsonst hinzu, thun sie das nicht, so kann man es verlangen.

Die Leute dort um Sikukuminagosko sind besser und brauchbarer für die Reise als die Bevölkerung auf der anderen Seite des Altaigebirges. Auch die Nahrungsmittel sind besser als im Altaigebirge. Die Witterung schlägt hier außerordentlich schnell um, eben brennt noch die Sonne heiß wie in Central-Afrika, plötzlich regnet und schneit es, es ist ganz wunderbar. Die Winde sind sehr unangenehm und schädlich für die Menschen. Diese Winde wehen von Semipalatschinski über Werne bis Aulyata. Wenn die Leute merken, daß sie im Anzuge sind, sind sie nicht zum Reisen zu bewegen. Man nennt die Winde dort „burani“.

Von Semipalatschinski reisten wir vier Tage bis zur nächsten Stadt. Vor jeden Wagen waren vier Pferde gespannt. Hier wohnten überall Russen und Muhamedaner. Die Kleidung der letzteren, der Kirgisen, besteht aus Schaffellen, wegen der großen Kälte. Die Frauen tragen weiße turbanähnliche Kopfbedeckungen von mharuma-Stoff. Sie bereiten ähnliche kleine Kuchen wie die arabischen maandazi. Pferdemilch, die kumis genannt wird, vertritt bei ihnen die Stelle von Wasser. Sie beschäftigen sich nur mit ihren Pferden, Rindern und Ziegen, darin besteht ihr ganzer Reich-

tum. Häufig stehlen sie auch einander die Pferde und färben dieselben nachher. Viele von ihnen können arabisch schreiben und lesen und im Koran beten. Ihren religiösen Gebräuchen nach sind sie Hambeliten und Hanefiten. Sie sind sehr erfreut, wenn sie jemand treffen, der ihrer Religion angehört, noch mehr wenn einer von der arabischen Küste herkommt, den wollen sie gleich zu ihrem Lehrer machen, damit er sie unterrichte. Niemand unter ihnen hat die Erlaubnis, einen Turban zu tragen, außer er sei nach Mekka gegangen. Ihr ganzes Gebiet, das sie bewohnen, reicht vom Altai bis Werne und Aulyata. Jedoch wohnen sie nicht viel in ständigen Dörfern, sondern sie leben meist mit ihrem Vieh in Steppe und Busch. Besonders fiel mir noch auf, daß ihre Kamele zwei Höcker, und die Schafe sehr große Hörner haben.

Darauf kamen wir nach Atropol. Dort sahen wir altertümliche Sachen in ihrem Tempel. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen zogen wir weiter nach Kapal. Die hier ansässigen Kirgisen sind anderer Art, sie treiben Handel und besitzen hübsche Läden. Zur Gebetszeit schließen sie dieselben und öffnen sie erst wieder nach Beendigung des Gebets. Wir waren im Hause eines Sherifs abgestiegen, der zugleich Statthalter von Kapal war, und uns sehr freundlich aufnahm.

Nach einem Aufenthalt von vier Tagen reisten wir weiter nach Werne, das etwas größer ist als die Städte, die wir bisher passiert hatten. Es ist außerdem der Sitz eines Gouverneurs. Hier trafen wir auch Leute, die deutsch sprachen und uns vorzüglich aufnahmen. Auch der Gouverneur erwies uns alle Ehre.

Von Werne bis Taschkend hatten wir unsere Not mit den Pferden. Außerdem waren die Wege sehr schlecht. Überall wo wir hinkamen und Pferde verlangten, machten sie uns die größten Schwierigkeiten, denn sie wollten möglichst viel Geld herausschlagen. Selbst wenn sie Pferde im Hause

[illegible] [illegible] sagten sie „es sind keine da,“ denn sie wollten, daß man länger bliebe, damit sie möglichst viel für unseren Unterhalt verrechnen könnten. Ein verständiger Mensch [illegible] [illegible] [illegible] ein und denkt nicht daran, länger zu bleiben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sinn zu schlagen, bis sie einem die Pferde geben. Wenn man keinen Paß vom Gouverneur hat, kann man überhaupt nicht reisen, denn sie geben einem keine Pferde. Auf unserer Reise waren wir zu drei. [illegible] [illegible] [illegible] man uns gewöhnlich eine Tagereise voraus, dann [illegible] [illegible] [illegible] und ich kam zuletzt, denn ich hatte zu warten, bis sie mit ihren Pferden voraus waren. Jedes Mal, wenn ich nach Pferden fragte, sagten sie mir: „Wir haben keine Pferde.“ [illegible] fragten sie: „Wirst Du einen oder zwei Tage warten?“ Ich gab jedoch nicht eher nach, bis ich die Pferde zu der Zeit bekam, zu der ich sie haben wollte. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], schickte sie [illegible] [illegible] aus und [illegible] den Postmeister an, Sorge zu tragen, daß wir Pferde bekämen.

Buchara liegt im Lande Buchara. Die Leute dort tragen alle Turban und Rock. Sie sind sehr gottesfürchtig. Auf ihren Feldern ziehen sie meist Baumwolle und Seide. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Teppichanfertigen. Die besten Teppiche, die wir gesehen haben, stammen aus dem Lande Buchara.

Von Buchara bis Taschkend hatten wir einen guten Weg. Die Stadt hat schon etwas europäischen Charakter. Der Haupthandel wird in Teppichen und seidenen Tüchern gemacht.

Wir reisten weiter nach Samarkand. Aus einem ehemaligen Heidentempel haben sie jetzt eine Moschee gemacht. Wir trafen dort ein ganzes Völkergemisch an. Die Bucharen sind die ursprünglichen Bewohner des Landes, aber den Handel des Landes betreiben Russen, Kirgisen, Tartaren, Turkestaner, Afghanen und Perser. Hier erreichten wir auch wieder die

Eisenbahn. Wir fuhren nun damit bis Buchara, wo wir drei Tage blieben. Dort trafen wir Leute, die deutsch und arabisch sprachen. Buchara ist der Sitz des Emirs von Buchara. Er hat jedoch heute nur wenig Ansehen mehr wegen der Russen. Die Leute betreiben dort einen blühenden Handel und sind wohlhabend. Sie handeln hauptsächlich in Teppichen und Persianer-Fellen. Das Land selbst ist sehr schön und das Klima sehr angenehm.

Von Buchara reisten wir zum Kaspischen Meer, das Süßwasser enthält, aber einen hohen Wellengang hat. Mit dem Dampfer fuhren wir nach Baku. Hier kommt Petroleum her, das aus der Erde hervorquillt. Ursprünglich gehörte der Ort den Persern. Die Religion der Perser, die jetzt in Indien wohnen, besteht im Feueranbeten, und dies haben sie in Baku begonnen. Das Petroleum strömt hier aus sechs Quellen hervor und zwar mit solcher Kraft, daß es dreihundert Ellen hoch springt. Damit die Kraft des Petroleums durch den Wind nicht verloren geht, hat man Holztürme darum gebaut. Jeden Tag liefern diese Quellen drei kari, das sind drei Millionen Liter.

Von Baku reisten wir weiter nach dem Kaukasus und stiegen in Kaukaski ab. Das Kaukasusgebirge trennt Europa von Asien. Es giebt kaum ein schöneres Land und schönere Berge als dort im Kaukasus. Die Leute werden Tscherkessen genannt, in Zanzibar nennen wir sie Búrgia. Sie sind meist Silberschmiede und verstehen dies Handwerk sehr gut. Außerdem sind sie im Reiten sehr geübt. Wenn man ein Geldstück auf die Erde legt, so beugen sie sich im Galoppieren vom Pferde herab und nehmen es auf.

Von hier fuhren wir mit der Eisenbahn weiter nach Moskau und von dort über Warschau nach Berlin. Das ist mein Bericht über meine Reise nach Rußland und Sibirien.

* * *

Auf allen meinen Reisen habe ich viele Freuden erlebt,

aber auch manche Beschwerden gekostet und trotzdem ausgehalten, denn ich hatte schließlich den Wert des Reisens erkannt. Ich habe vieles in der Welt kennen gelernt und so manche Dinge gesehen, die ich bei uns zu Hause niemals zu sehen bekommen oder von denen ich je ein Wort gehört haben würde. Das alles habe ich Gott dem Allmächtigen und Herrn Dr. Bumiller zu verdanken, bei dem ich nun 12 Jahre bin und der mir die Welt gezeigt hat. Eine Reise wie diese und alle andern, die ich mit ihm zusammen gemacht habe — eine solche Güte hätte mir mein eigener Vater nicht anthun können, selbst wenn er Vermögen hätte, würde er dazu nicht im Stande sein. Auch nicht jeder vermögende Mann kann das, es gehört dazu vor allem ein gutes und vertrauensvolles Gemüt. Ich bin, seit ich geboren, mit vielen Menschen zusammengekommen, die mir viel Gutes und Freundliches erwiesen haben, aber ich habe nie jemand getroffen, der mir mit solcher Güte entgegengekommen ist, wie Herr Dr. Bumiller. Seinen Dank wird er von Gott für all das, was er an mir gethan hat, empfangen, denn Gott allein kann das Gute belohnen, der Mensch ist dazu nicht im Stande.

Brunn'sche Buchdruckerei, Heiligenstadt.




DT 11 .V44
Schilderungen der Suaheli
Stanford University Libraries
3 6105 041 523 445

